Grünes Land und blaue Wellen.

Novellen

von

Heinrich Smidt.

Zweiter Band.



Berlin, 1853.

Verlag von C. Grobe.

Inhalt:

1. Der Tonnenleger.
2. Die Admiral-Schenke.
3. Onkel Schauspieler.
4. Falke.
5. Von A bis Z.

Der Tonnenleger.

Eine Schiffer-Erzählung.

I.

Es war um die Mittagszeit eines hellen Sommertages, als der Harburger Postever in den engen Furthen des Köhlbrands kreuzte und den freien Elbstrom zu gewinnen suchte. Verdrießlich handhabte der Schiffer das Steuer und die Maaten bedienten die Segel, die nur schwach vom Winde geschwellt wurden, während die herannahende Fluth sich bereits dem aufmerksamen Beobachter bemerklich machte und das Fahrzeug mehr rückwärts als vorwärts zu treiben begann.

Was indessen dem Schiffer zum großen Aerger gereichte, das schien seine ziemlich zahlreichen Passagiere wenig zu kümmern. Zwar war es Vielen nicht gleichgültig, daß sie, die Thürme des stolzen Hamburg und des lieblichen Altona in Sicht, noch so viele vergebliche Kraftanstrengungen machen mußten, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Aber endlich hatten sie sich in ihr

Schicksal gefunden und suchten die Langeweile mit allerlei Kurzweil zu verscheuchen.

Ein kleines, mageres, aber höchst bewegliches Männchen, das als Maestro eines ambulanten Orchesters unter den Passagieren eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen begann, und mittelst eines Notenblattes die Mildthätigkeit der Reisenden in Contribution setzte, während sein Orchester die bisher unerhörtesten Kunstgenüsse erschallen ließ, wurde endlich des vergeblichen Strebens, auf diese Weise seinen Säckel zu füllen, müde, und versuchte jetzt, da man dem Spiele nicht zuhören wollte, ob er vielleicht die Anwesenden zu einem Zusammenspiel verlocken könne. Er legte demzufolge seine Karten auf und ließ einige seiner Untergebenen zum Schein pointiren. Seine schlaue Berechnung schlug nicht fehl. Allmählig sammelten sich Zuschauer um ihn, die dem Spiele mit Interesse zusahen; aus diesen trat erst Einer und dann noch Einer hervor, besetzte eine Karte und gab sich den Wechselfällen des Glückes mit aufgeregten Sinnen hin. Ein gutes Beispiel reizt zur Nachahmung und bald war die ganze Passagiergesellschaft des Evers in eine allgemeine Spielgesellschaft verwandelt. Man pointirte verschieden. Der Bankier, der es mit Niemandem verderben wollte, nahm alle Einsätze an, das Glück war mit ihm und schon verkündete sein lächelndes Gesicht die glücklichen Resultate seiner Bestrebungen, die sein Orchester gratis mit den absonderlichsten Melodieen begleitete, als sich ein Umstand ereignete, der ihn von seiner mühsam errungenen Höhe herabzustürzen drohte.

Am großen Mast lehnte die riesige Gestalt eines Schiffers in der runden Jacke. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt, und er schien mehr Tage und Nächte einem wilden Leben, als Stunden dem Kamin geopfert zu haben. Aber, der erfahrene Blick erkannte im ersten Moment, daß hier nicht von einem Seemanne die Rede sei, der seine Lehrjahre in großen Schiffen, auf dem Rücken des Oceans begonnen und vollendete, sondern nur auf kleinen Binnenfahrzeugen und Jachten seinen Beruf mühsam erlernt hatte. Auch schwamm er jetzt in der That wieder den großen Städten zu, um für die Dauer des Sommers und Herbstes ähnliche Beschäftigung zu suchen. Mit muthmaßlichen Plänen für seine Zukunft beschäftigt, hatte er auf die Spieler Anfangs nicht sonderlich geachtet; aber nach und nach zog das Geräusch, welches diese verursachten, seine Aufmerksamkeit auf sich und mit raschen Schritten trat er in den dichtgedrängten Kreis.

Kein Neuling im Spiel, bei allen Kirmsen und Gelagen zu Hause, Duzbruder aller Industriellen, die in den Dorfschenken und Jahrmarktsbuden sich mit dem Glücke ihrer Nebenmenschen beschäftigen, durchschaute er bald die Kunstgriffe, welche der kleine Kapellmeister anwandte, um die Schillinge der Mitreisenden in seine Tasche zu bringen, und beschloß, ohne weiteres Bedenken, sich die Vortheile mit einem Schlage zuzuwenden, die Jener nach und nach mühsam zusammen gebracht hatte.

„Ihr sollt sehen, Bursche, daß Mathes Perl nicht

umsonst an einem Sonntage geboren ist," brummte er in sich hinein, „und wenn ich doch wieder mich herumplagen und arbeiten muß, statt am Lande fröhlich und guter Dinge zu sein, so will ich mindestens soviel aus Euch herauspressen, daß ich vorher noch einige Tage in Lust und Jubel hinbringen kann." Und schnell seine Gedanken verwirklichend, legte er die Hand auf die breite Zwischendeckslufe, die den grünen Tisch des Bankhalters vorstellte und rief mit lauter Stimme: „Halt!"

Erschreckt fuhren die sämmtlichen Mitspieler auf und sahen mit den verschiedensten Empfindungen zu dem riesigen Mathes auf, der seine ganze Baarschaft, die nur aus wenigen Schillingen bestand, auf eine Karte setzte und ausrief: „Nun, ist's Euch etwa nicht genehm, daß ich meine Paar Schillinge daran wagen will? Was, zum Teufel, glotzt mich das Volk so verwundert an, als sei ich in diesem Augenblicke vom Himmel herunter geschneit, und stände nicht schon seit dem Beginn der Reise mitten auf dem Verdeck? Frei Spiel am Bord ist für Jedermann, wenn einmal Bank aufliegt und hat sich hier Niemand von seinen Gefährten abzusondern. Habt Ihr 's gehört und seid es zufrieden? Wer es nicht ist, sage es gerade heraus, damit ich ihn drei Mal mit seinem Querkopf über Bord tauche. Abgezogen, Mann!"

Gegen ein so entschiedenes Auftreten hatte keiner der Mitspieler den Muth sich aufzulehnen. Der kleine Kapellmeister that mit Zittern und Beben, wie ihm geheißen wurde, und als die Karte günstig für den See-

mann fiel, zählte er diesem mit sauersüßer Miene den Gewinn auf.

Jedermann glaubte nun, dieser werde den reichlichen Segen, der ihm zugeflossen, begierig einstecken; allein zu allgemeinem Erstaunen schob er Einsatz und Gewinn auf eine neue Karte und rief mit lauter Stimme: „Fortgefahren!"

Mit Beben gehorchte der unglückliche Bankhalter; der Angstschweis perlte auf seiner Stirn; eine böse Ahnung sagte ihm, daß auch dieses Mal das Spiel zu Gunsten seines Gegners ausfallen würde, und diese Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung.

„So geschiehts Euch recht, Ihr Flausenmacher!" rief Mathes Perl mit höhnischem Lachen dem gerupften Bankhalter zu. „Ihr seid herrlich darauf abgerichtet, mit Euren Kunstgriffen und Praktiken die armen Bauernkerle auf dem Dorfe zu schröpfen und sie mit lachendem Munde um ihre sauern Ersparnisse zu bringen; aber wenn Ihr einem Kerl in die Hände fallt, der die Welt kennt, so seid Ihr verloren! Und so bist auch Du jetzt. Drehe und wende Dich nicht, Bursche! Ich weiß, Deine Kasse ist noch nicht gesprengt; hast Du einmal begonnen, sollst Du es auch zu Ende bringen!" Mit den Worten schob er seine Einsätze und Gewinne abermals auf eine neue Karte und befahl dem Musiker mit fester Stimme, das Spiel fortzusetzen.

Es geschah unter der wachsenden Theilnahme der Menge und selbst der Schiffer und seine Maaten, die endlich ihr Fahrzeug auf die freie Elbe hinausgebracht

hatten, widmeten dem Spiele ihre ganze Aufmerksamkeit, während der Ever, von der Fluth fortgeschoben, auf der spiegelglatten Fläche seinem Bestimmungsorte immer näher schwamm.

Ein wunderbarer Anblick entrollte sich vor dem Auge des erstaunten Beobachters. Längs dem Strome dehnte sich in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, von der östlichen Gränze des Stadtdeiches, bis zum westlichen Ende der Vorstadt St. Pauli die altehrwürdige Hammonia aus, und unmittelbar daran schloß sich das jugendlichkräftige Altona mit seinen glänzenden Dächern und dem üppigen Laubwuchs dazwischen, bis sich die Aussicht am fernsten Ende desselben in das waldige Labyrinth des Eldorado von Rainville verlor, und sich auf diese Weise in einen einzigen harmonischen Accord auflöste. In einer langen Linie vor den beiden Städten dehnte sich das Bedingniß ihrer Existenz, das Wahrzeichen ihrer Größe und Macht, der Hafen, mit majestätischer Pracht. Das heitere Farbenspiel der Flaggen aller Nationen flatterte durch die blaue Luft, und der helle Spiegel des Stromes, der nicht von dem leisesten Luftzuge bewegt ward, schimmerte in Gold und Azur.

Aber keiner von Allen, die am Bord waren, durfte sich rühmen, den Anblick dieses herrlichen Schauspiels genossen zu haben; denn die allgemeine Aufmerksamkeit war auf die beiden Spieler gerichtet, denen man das Feld allein gelassen hatte; sie folgten ihren Bewegungen Zug um Zug, der beschränkteste Kopf mußte den endlichen Ausgang dieses Spieles vorhersehen und doch

verbreitete sich ein allgemeiner Ausruf des Staunens, als der kleine Musikus todesbleich, den kalten Angstschweiß auf der Stirn, in die Höhe sprang und aufkreischte: „Ich bin verloren! Ich bin ruinirt! Ich bin hin!“

„Dummer Kerl!“ rief Mathes Perl. „Was will das heißen? Lumpige sechundzwanzig Mark vier Schillinge habe ich Dir abgenommen; die kannst Du auf dem nächsten Dorfjahrmarkt wieder einbringen. Aber laß Dir rathen und stelle Deine Bank nicht eher wieder auf, ehe Du weißt, daß kein Sonntagskind unter Deinen Spielgästen ist.“

Damit drehte der Schiffsmann dem ruinirten Musikus den Rücken und lehnte sich wieder an den Mast. Ein lautes Gesumme von Stimmen erhob sich rings umher, denn Jeder erörterte das eben Gehörte auf seine Weise. Der Schiffer aber sagte, die Hand an das Steuer legend, mit einer Miene des Erstaunens zu seinem ältesten Maaten: „Der Kerl hat so viel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden könnte!“

Mathes Perl hatte diese Worte wohl vernommen, und war eben im Begriff, sich über den seltsamen Inhalt derselben einige Auskunft zu erbitten, als sich etwas Unerwartetes am Bord des Evers ereignete, das die allgemeine Aufmerksamkeit wieder völlig in Anspruch nahm, und die hingeworfene Aeußerung des Schiffers für jetzt wieder in den Hintergrund drängte.

II.

Bei dem Beginne der Fahrt war ein junger Matrose an Bord gekommen, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er ein „Seemann von der langen Reise“ sei, eine Art von Schiffsleuten, die selten an dem Abgangspunkt des Fährevers erblickt wurden, weil in diesem Theile des Elbstromes von keinem direkten Verkehr mit Seeschiffen die Rede war. Das flüchtige Aufsehen, welches er bei seinem an Bord kommen erregte, verschwand bald wieder, denn er kroch sogleich in die niedrige Vorderpfligt und ließ nichts weiter von sich hören. Jetzt aber schwang er sich mit Leichtigkeit aus der Tiefe des Fahrzeuges auf die Laufplanken und stand mit einem Sprunge mitten unter der Menge, die erstaunt vor dem Unerwarteten zurückwich, der wie ein Meteorstein vom Himmel fiel.

Der junge Seemann warf einen Blick auf das reiche Panorama, welches das Ufer, dem sie jetzt näher schwammen, in so großartiger Fülle darbot, und ein Strahl der Freude drang aus seinen leuchtenden Augen, während er die Fülle brauner Locken seitwärts strich. Sein Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der stattlichen Reihe von Fregatten und Briggs, deren Flaggen ihm lustig zuwinkten, und seine Lippen bewegten sich, als wollte er ihnen antworten: „Ich komme! Ich komme!“

Aber eben so schnell erwachte er aus dieser wesenlosen Träumerei und richtete seinen Blick auf die Wirk-

lichkeit, die ihn in der buntesten Mannigfaltigkeit umdrängte. Noch war Alles am Bord in der größten Aufregung, und am tollsten bewegte sich der Direktor der wandernden Musiktruppe, der sich nicht zufrieden geben konnte, daß er auf eine so grausame Weise geprellt sei, während Mathes Perl, der seinen früheren Standpunkt wieder eingenommen hatte, in ein lautes Gelächter ausbrach und dadurch den aufgeregten Musikanten immer mehr reizte.

„Mit Eurer Erlaubniß, Ihr Leute!" rief der junge Seemann von der langen Reise. Wer von Euch kann und will mir sagen, was sich hier ereignet hat, daß Ihr so ungebehrdig tobt und einen müden Matrosen aus seinem Schlafe weckt? Nun, soll ich's hören?"

Er sah mit einem lächelnden Blick um sich her und zeigte zugleich eine so edle Haltung; sein Ton war scherzend, aber die Art, wie er die Hand gegen die Menge ausstreckte, zugleich so gebieterisch, daß man sah, seine Aufforderung würde nicht vergebens sein. In der That war der Eindruck, den sein entschiedenes Auftreten hervorbrachte, ein durchaus günstiger. Seine ganze äußere Erscheinung hatte etwas Einnehmendes und die runde Seemannsjacke mit den vergoldeten Knöpfen, der lichtweiße Strohut, der sich auf der Fülle der Locken wiegte, das ostindische Tuch, lose um den Nacken geschlungen und mit einer goldenen Nadel befestigt, dies untrügliche Zeichen eines Kreuzers aus den fernen Meeren, vollendeten das Bild, das sich den Blicken der erregten Passagiere des Evers darstellte.

Jeder wollte sich dem jungen Fremden bemerklich machen und angenehm beweisen, daher begannen Alle auf einmal zu schreien und zu toben, daß schier eine babylonische Sprach-Verwirrung daraus entstand, und Niemand im Stande war, auch nur den losesten Zusammenhang in diese verworrene Masse von Lauten und Tönen zu bringen. Endlich aber gelang es der Hauptperson dieses bewegten Drama's, dem geschlagenen Maestro, sich mit einem großen Aufwande von Elbogenstößen und Fußtritten durch die Menge zu arbeiten, dem jungen Seemann gegenüber zu treten, und ihm mit einer Fluth von Worten das Unglück zu schildern, welches Mathes Perl über ihn gebracht habe.

Der Seemann hörte den klagenden Orpheus an, bis er den Sinn der langen Rede gefaßt hatte, dann winkte er ihm mit der Hand zu schweigen und wandte sich rasch zum Mathes Perl mit der Frage, ob sich Alles so verhalte? Sein Gesicht glühte dabei von Unwillen und ein Feuerstrahl schoß aus seinen Augen.

Bei diesem unerwarteten Benehmen des jungen Seemannes hörte plötzlich das Geflüster und Gemurmel, welches sich noch von verschiedenen Seiten des Verdecks bemerkbar machte, auf; eine tiefe Stille trat ein und Jedermann vernahm deutlich, wie Mathes antwortete: „Um das zu können, muß man ein Sonntagskind sein."

„So?" rief der junge Seemann. „Muß man das? Nun, so laß uns denn sehen, was zwei Sonntagskinder gegen einander vermögen. Wenn Ihr Eurer Sache so gewiß seid und Ihr habt ein als ordentlicher Kerl dieser

Jammergestalt die wenigen Schillinge abnehmen können, so laßt einmal sehen, ob Ihr Euch nicht auch mit meinen Pfennigen bereichern könnt!"

Er warf sich lang auf das Verdeck, holte ein Paar Hände voll großer Silbermünzen aus der Tasche und sah den Mathes mit einem auffordernden Blicke an. Allein dieser schien keine Lust zu haben, sich auf's Neue den Wagnissen des Spieles preiszugeben, denn da der neue Gegner, nach seiner eigenen Mittheilung, auch ein Sonntagskind war, so stand nach seiner abergläubischen Ansicht die Parthie gleich. Er schüttelte daher leicht mit dem Kopfe und brummte vor sich hin: „Ich will nicht!"

„Was?" rief der Seemann von der langen Reise, indem er aufsprang und das Geld unbeachtet zu seinen Füßen liegen ließ: „Bist Du ein Kerl, der in seinem Aeußern den Seemann zur Schau trägt, und kannst Dich so jämmerlich, so armselig benehmen? Ziehe die blaue Jacke aus, guter Freund, und nimm statt des Marlpfriems eine Heugabel in die Hand, damit man Deine Jämmerlichkeit gleich von weitem erkennen kann."

Nur dieser Aeußerung hatte es noch bedurft, um den Seemann vollends zum Liebling aller Passagiere zu machen. Ein leises Gemurmel erhob sich, das sich allmählich zu einem lauten Schreien verstärkte, und aus diesem Chaos tönten einzelne, abgerissene Worte hervor.

„Er hat Recht!" erscholl es zur Linken. „Es ist jämmerlich, sich zurückzuziehen!" erscholl es zur Rechten. — „Macht ehrlich Spiel gegen einander! — Revange! Revange!" erscholl es aus dem dichtesten Knäuel, und „Re-

vange! Revange!" rief alsobald der ganze Haufen, der die beiden Seeleute umdrängte. Am tollsten gebehrdete sich aber der kleine Musiker, der einem glücklichen Moment entgegen zu gehen glaubte, und indem er seine Leute anfeuerte, zu Ehren des Seemann's, der so kräftig seine Parthie nahm, aus Leibeskräften zu trommeln, zu pfeiffen und zu blasen, stampfte er selbst den Takt dazu mit Händen und Füßen und schrie unaufhörlich: „Revange! Revange!"

Mathes Perl überflog mit einem Blick die tobende Menge und faßte dann seinen unerwarteten Gegner scharf in's Auge. Dieser trat einen Schritt näher und sagte mit lauter Stimme: „Ich trete an die Stelle jenes Menschen da und frage Dich noch einmal, ob Du mir für ihn als ein ehrlicher Spieler Revange geben willst?"

Der Küstenfahrer schien nicht übel Lust zu haben, eher einen Kampf zu wagen und sich auf die Stärke seiner Arme zu verlassen, als das listig gewonnene Geld wieder leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Aber ein zweiter Blick auf die Umstehenden belehrten ihn, daß sich mehrere darunter befänden, die ihn kannten, und diese Geschicht zu einem unerschöpflichen Stoff von Neckereien verwenden konnten. Er bezwang also den aufsteigenden Zorn, kämpfte den kräftigen Fluch, der ihm schon auf den Lippen saß, gewaltsam nieder und sagte mit gedämpfter Stimme: „Die Karten her! Ich will mit Dir spielen!"

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich bei diesen Worten von allen Seiten des Postschiffes; der kleine Musiker gebehrdete sich wie unsinnig und warf die Karten

neben dem Geldhaufen hin, der noch immer dort lag, ohne eine frevelnde Hand in Versuchung geführt zu haben. Die beiden Kämpfer in der runden Jacke warfen sich der Länge nach bei den Luken nieder und Mathes begann die Bank aufzulegen, während sein Gegner seine Pfeife anbrannte und sich zum pointiren anschickte.

Ein dichter Knäuel von Menschen, die vergeblich sich bemühten, ihre Neugier zu bezwingen, schloß sich um die beiden Spieler, und begleitete den Fortgang des Spieles mit den lautesten Ausrufungen und den ausdrucksvollsten Bewegungen. Der kleine Musiker, der sich nicht mit Unrecht für den Haupturheber dieser Begebenheiten ansah, benutzte die Schultern seines Trompeters und seines Geigers, und erkletterte mit großer Anstrengung diese luftige Höhe, über Alle hinwegragend und hinwegschreiend, um dem Ritter, der für ihn in die Schranken getreten war, alles mögliche Glück und Heil zu wünschen.

Aber die Parthie stand Anfangs nicht zu Gunsten des Seemanns von der langen Reise. Er hatte seine Augen mehr auf die Menge gerichtet, als auf sein Spiel; es ergötzte ihn, die verschiedenen Leidenschaften zu sehen, die sich in den Mienen der Zuschauer abspiegelten, und auf die Ausrufe ihrer Verwunderung zu hören, als seine Karten zu beachten. Der schlaue Bankhalter, der die Zerstreutheit seines Gegners bald entdeckte, pries in der Stille sein günstiges Geschick, das zum zweiten Male einen Vogel in sein Netz schlüpfen ließ, den er rupfen konnte, und spielte so schlau, daß er einen Satz nach

dem andern einstrich, und nicht geringe Anwartschaft auf den ganzen Geldhaufen des fremden Seemannes hatte.

Während der Zeit wuchs die Aufregung der Menge. Viele sahen, daß der junge Mann offenbar betrogen wurde, und nicht geringe war der Zorn, der in den Gemüthern gegen den falschen Bankhalter gährte. Dagegen ruhten die Blicke mit Theilnahme auf dem jungen Matrosen und während Einige in nicht geringem Maße zornig waren, weil er sein Eigenthum, so zu sagen, mit Füßen wegstoße, suchten einige versöhnlichere Gemüther ihn vor dem drohenden Unheil durch Winken und Räuspern zu warnen. Am meisten aber lag es im Interesse des kleinen Musikers, den Stand der Dinge zu ändern, und indem er von den Schultern seiner Gefährten behende herabglitt, um nicht bemerkt zu werden, faßte er sich ein Herz und rief überlaut: „Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!"

„Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!" riefen die beiden Repräsentanten der Geige und der Trompete, von ihrem Meister dazu angefeuert. Und wie es nur eines leisen Hauches bedarf, um die Wellen, die in der Tiefe schlummern, zur drohenden Vernichtung an die Oberfläche zu ziehen, ertönte jetzt von allen Seiten der Ruf: „Ehrlich Spiel! Ehrlich Spiel!" und auf mauchen Gesichtern zeigte sich deutlich die stumme Erklärung, daß wenn der Aufgeforderte diesem Winke nicht Folge leiste, man ihn zu zwingen wissen werde, seinen Betrügereien ein Ziel zu setzen.

Mathes Perl warf zornige Blicke umher, die den Lärm der erregten Menge beschwichtigen sollten; aber dieser steigerte sich nur noch mehr, und wäre offenbar in offnen Kampf ausgeartet, wenn nicht jetzt der junge Seemann sich gesammelt und einen scharfen Blick auf seinen Gegner gerichtet hätte:

„Hollah, Bursche! Hört Ihr wohl, was die Leute dort Euch zurufen? Ich hoffe doch nicht, daß Ihr Euere Eigenschaft als gebornes Sonntagskind dazu benutzt, mich durch nichtswürdige Kniffe um mein Geld zu bringen. Ich rathe Euch von jetzt ab Gutes, denn ich werde Euch scharf auf die Finger sehen. Thut Euere Schuldigkeit und glotzt mich nicht mit Euern dummdreisten Augen an! Ihr seid kein Kerl darnach, daß sich ein ehrlicher Seemann mit Euch duzen kann. Haltet diesen Satz!"

Ein lautes und anhaltendes Gelächter, untermischt mit Hurrahs und andern Ausbrüchen ungezügelter Freude, begleitete die Aeußerung des Seemannes und steigerte diese fast bis zur Tollheit, als der Matrose den zuletzt hingeworfenen Satz gewann und die Karten sich von jetzt ab sehr zu seinem Vortheil änderten.

„Wie nun, mein Junge!" rief der junge Seemann seinem Bankhalter in gemüthlicher Fröhlichkeit zu. „Findet Ihr es nicht angenehm, mit einem Seemanne von der langen Reise Euer Spielchen zu machen? Die Schillinge sitzen verdammt lose auf Eurer Seite und ich muß auch nicht wenig von einem Sonntagskinde an mir haben, daß sie so willig zu mir herüber laufen.

Nur noch diesen Satz! — Bravo! Und nun noch den und den! Alles mein! Wenn Ihr nicht noch etliche Münzen in einer verborgenen Tasche habt, seid Ihr kahl, wie eine champhilte Raamatte."

Aergerlich erhob sich Mathes Perl und warf mit einem schweren Fluche die Karten bei Seite, daß diese über Bord weg und in's Wasser flogen. Hätte der Blick, den er bei dieser Gelegenheit dem jungen Seemann zuwarf, tödten können, dieser hätte nie mehr ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aber unbewegt von dem Zorn seines Collegen rief er diesem zu:

„Ihr seid also rattenkahl ausgeplündert? Geschieht Euch ganz recht, daß Ihr an der Klippe strandet, die Ihr einem Andern in den Weg schobt."

Mathes wollte sich auf seinen Gegner stürzen, aber die Menge warf sich dazwischen und suchte ihn mit großem Geschrei davon abzuhalten. Der junge Seemann streckte die Hand in die Höhe, zum Zeichen, daß er etwas sagen wollte, und als die Ruhe hergestellt war, fragte er:

„Ist noch Jemand am Bord, der 'nen Satz halten will, so bin ich zur Hand."

Aber Niemand hatte Lust, sich mit einem solchen Glückspilz einzulassen, und des Seemanns Blick fiel auf den Musiker, der mit gezogenem Hute vor ihm stand, und mit einem Blicke voll Hoffnung zu ihm aufsah.

„Aha! Ganz recht!" lachte der Matrose. „Du willst mich wohl erinnern, daß es sich um Dein Geld handelt weil Du fürchtest, ich gehe damit durch? Hier

ist Alles beisammen! Halte den Hut her und sage, ob's nicht ein angenehmerer Ton ist, als Du mit allen Deinen Instrumenten hervorbringen kannst?"

Ein lautes Hurrah erhob sich bei dieser That von allen Seiten und verhallte erst wieder, als sich die tiefe Stimme des Schiffers vernehmen ließ, der, ganz wie vorhin, zu seinen Maaten gewendet sagte, indem er auf den jungen Seemann deutete:

„Der Kerl hat auch so viel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden könnte."

Dieser seltsame Ausruf, von beiden Seeleuten vernommen, weckte nun auch die Neugier des Letztern und Beide näherten sich dem Schiffer, um sich die nöthige Erklärung geben zu lassen. Aber dieser schüttelte mit dem Kopfe, denn in diesem Augenblicke schoben sie den Ever durch das Westergat in das Innere des Hafens und es war kein Augenblick mit unnützem Geplauder zu verlieren.

III.

Seid Ihr jemals Zeugen gewesen, wenn ein Fährboot vollgepfropft mit Passagieren, plötzlich an dem Landungsplatze seine Laufplanken auswirft, und die bisher zusammengequetschte Menge nach allen Richtungen auseinander stiebt?

Welch ein Lärmen! Welch ein Tumult! Genau in

der Mitte des Fahrzeuges, wo das Raasegel noch am großen Maste klatscht, wird der Verbindungsweg mit dem Lande hergestellt, und am innersten Ende desselben stellt sich der Schiffer auf, während der älteste Maat den äußersten Ausgang bewacht, damit Niemand hindurchschlüpfe, der sein Fährgeld noch nicht berichtigt hat. Dieser engen Passage drängen sie von allen Seiten zu, und der Tumult steigt in dem Grade, je näher sie diesem Punkte kommen. Während dieses Manövers, wobei es an Rippenstößen und Fußtritten nicht fehlt, entern die industriellen Müßiggänger am Hafendamm über die Seitenborde weg und sehen nach, ob es nicht Koffer und Mantelsäcke für sie zu tragen giebt, oder ob ihnen ein dummer Landtölpel in's Garn geht, den sie nach ihrer Weise schnellen und prellen können.

Zwei Männer, die, in ein ernsthaftes Gespräch so vertieft neben einander saßen, als ob die Wichtigkeit der verhandelten Materie bis zum jüngsten Tage aushalten werde, springen beim ersten Landungssignal mit flüchtigem Gruße und mit der Aussicht von ihren Sitzen auf, daß sie vielleicht nie mehr Gelegenheit finden werden, die mit so großem Eifer behandelte Streitfrage weiter zu erörtern.

Dort bricht plötzlich ein Zank ab, der zwischen zwei Kerle begonnen, die sich zu sehr mit dem nun entschwundenen Inhalt ihrer Rumflasche bekannt gemacht hatten, und wenn ein günstiges Geschick sie noch im Laufe des Abends in dieselbe Trinkstube führt, ist auf eine gesegnete Fortsetzung zu hoffen.

„Seht Ihr nicht die alte Frau, die hier vor Euch geht, Tölpel? Wollt Ihr sie mit Euerm ungeschlachten Wesen von dem Stege stoßen?“ ruft ein wohlgekleideter Mann und sucht den Schritt eines hochaufgeschossenen Burschen zu hemmen.

„Was kümmert mich die alte Hexe?“ entgegnete dieser, rasch vorwärts dringend. Jetzt ist er ihr zur Seite, sie schreit laut auf, und geräth durch einen unvorsichtigen Stoß in's Schwanken. Der rohe Bursche lacht gellend, da fallen plötzlich die Schläge hageldicht auf seinem Rücken, denn zwei Everführerknechte, die mit der Alten bekannt sind, nehmen in dieser kräftigen Weise ihre Parthie und ein lautes Gelächter erhebt sich von allen Seiten, das auch dann nicht aufhört, als der begonnene Kampf sich auf dem festen Lande weiter fortsetzt, und die umstehenden Zuschauer, die mit den Balgenden auf einer Stufe stehen, sich nach und nach in Theilnehmer verwandeln, bis die nahe Wache sie mit Kolbenstößen auseinander treibt. Noch immert dauert das Gedränge fort; die Planken, welche zur Brücke dienen, sind so sehr von ihrer Last beschwert, daß sie zusammen biegen. Ein Angstruf entfährt den darauf Wandelnden und scheu weichen sie zur Seite.

„Mann über Bord! Mann über Bord!“ erschallt es plötzlich und Taue und Haken werden hinabgelassen, um den Ungeschickten, der so eben von der Laufbrücke in die Elbe stürzte, wieder auf das Trockne zu fördern. Dieser Umstand erschreckt die bis dahin Zurückgebliebe-

nen und sie entschließen sich, jetzt noch vorsichtiger zu sein, um sich ein gleiches Loos zu ersparen.

Und nun endlich seid Ihr am Lande, aber noch immer wird das Fortkommen erschwert. Ihr irrt in einem Labyrinth von Koffern, Mantelsäcken, Butterfässern, Gemüsekörben, Farbentöpfen, Oelkannen, Biertonnen und anderem Gepäck umher, wie es in der buntesten Mannigfaltigkeit aus dem Raum eines wohlbesetzten Passagierschiffes hervorkommt; dann drängt Ihr Euch durch einen Phalanx von Zuschauern, die Alle sehen wollen, von denen aber Niemand Platz machen will; dann stoßt Ihr auf einen Haufen ungestümer Jungen, die Bagagestücke tragen wollen, die Ihr nicht besitzt; dann wieder vertritt Euch ein Rudel angetrunkener Fuhrleute den Weg, die alle Ueberredungskunst aufbieten, Euch zu schnellen, und Euch mit Schimpfwörtern verfolgen, wenn Ihr Euch nicht schnellen laßt.

Verdächtige Physiognomieen umschleichen Euch, von der einbrechenden Dämmerung begünstigt. Verworfene Commissionäre flüstern Euch von der seltenen Gelegenheit zu einem verführerischen Abentheuer. Diese und ähnliche Armseligkeiten hattet Ihr zur Zeit der Fährschiffe zu bestehen, wenn Ihr an einem Hamburger Werft landetet. Aber endlich findet Ihr Euch außerhalb dieses Bannes und schaut von luftiger Höhe auf den Strom, den Ihr so eben verlassen, wie er, trotz aller dieser Plackereien, in ruhiger Majestät seine Bahn zum fernen Meere dahin zieht.

So enteilen auch jetzt die Passagiere aus dem Har=

burger Postever und die Letzten, welche über die Laufplanken wegschreiten, sind Mathes Perl und der junge Seemann von der langen Reise. Als sie das feste Land erreicht haben, wenden sich Beide zugleich um. Aber der junge Seemann gewinnt seinem Gefährten die Rede ab und ruft dem Schiffer zu:

„Ihr seid uns noch eine Erklärung schuldig, was es mit dem Tonnenleger zu Neumühlen für eine Bewandniß hat.“

Mathes Perl gab durch wiederholtes Nicken zu erkennen, daß er sich dieser Frage anschließe, der Schiffer aber rief lachend:

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit; wenn Ihr es aber wissen wollt, so trinkt heute Abend Euern Grog in der „Elbtonne“ und Ihr sollt mich dort finden.“

Die beiden Schiffsleute nickten dem Führer des Fährboots zu und gingen dann, ohne sich weiter zu grüßen, nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Die „Elbtonne“ aber, wovon so eben geredet wurde, war ein Wirthshaus in der Nähe des Hafens, wohlgekannt von den Fährschiffern, wie von den Matrosen aller Hemisphären, wo ein gutes Getränk, eine fröhliche Musik, nach Umständen sogar Tanz und stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden war.

Was aber bedeuten die Elbtonnen, nach welcher dies Lloyds der deutschen Matrosen benannt worden war?

Jenseits der Insel Neuwerk, wo bereits das Festland dem Gesichtskreise entschwunden ist und die Was-

ser sich grün färben, als ob die wilde See hier donnerte und wogte, liegt eine rothe Tonne an festen Ketten und Ankern, oben breit und rund, unten stark mit Eisen beschlagen und spitz zulaufend, an Gestalt dem Kreisel nicht unähnlich, geschmückt mit eisernen Ringen, woran die Ankerketten befestigt sind. Diese rothe Tonne, die so Viele im Munde führen und die nur Wenige sehen, liegt dort, den aus den fernsten Meeren kommenden Schiffen zum Wahrzeichen, daß sie nun das Gebiet der Nordsee verlassen und die Mündung der Elbe durchschneiden. Und von hier ab dauern die Tonnen fort, bis da, wo am Hamburger Hafen das Fahrwasser endet, nur daß ihre Farbe sich ändert und sie abwechselnd schwarz oder weiß angestrichen sind. Sie erweisen sich als des Schiffers unfehlbaren Geleitsmann und deuten ihm an, daß er sich weder nordwärts von den weißen, noch südlich von den schwarzen Tonnen wagen darf, wenn er nicht Schaden nehmen will an Kiel und Mast. Daraus wird deutlich, daß diese schwarzen und weißen Tonnen, die der Binnenlands-Passagier mit der größten Gleichgültigkeit betrachtet, treue Wegweiser des Schiffers sind und von diesem hoch in Ehren gehalten werden.

Und als solche habt Ihr sie fortan mit dem gebührenden Respekt anzusehen, wenn Ihr, nachdem Ihr dieses gelesen, die Elbe auf- oder absegelt.

Das Gasthaus aber, welches nach einem von diesen treuen Wächtern den Namen führte, erglänzte bereits von strahlenden Lampen, die Grogbowlen dampf-

ten und der glückliche unglückliche Maestro vom Postschiffe spielte mit seinen Leuten zum Tanze auf. Was sich aber an diesem Abend daselbst begeben, das soll im nachfolgenden Abschnitte erzählt werden.

IV.

Der allgemeine Tummelplatz der Gäste, welche die Elbtonne besuchten, war ein langes Zimmer, von den Hausbewohnern Saal genannt, hoch genug, um an der Decke nicht den Kopf zu zerstoßen und lang genug, um mit einigen Sprüngen von einem Ende desselben zum andern zu gelangen; dagegen war es in der Breite zu kurz gekommen und ein halbes Dutzend mäßig starker Leute, neben einander aufgestellt, reichten vollkommen aus, um dies weit und breit berühmte Empfangzimmer in zwei Hälften zu theilen. An den Wänden und unter der Decke sah man unterschiedliche eiserne Blaker angebracht, besteckt mit düster brennenden Talglichtern, während das Orchester im Hintergrunde mit einigen matten Oellampen erhellt wurde. Dieser Marterbank einer edlen, freien Kunst gegenüber befand sich die Schenke und hinter derselben gewahrte man zunächst das glänzende Vollmondsgesicht des Wirthes, der, seinem Aushängeschilde vollständig gleichend, trotz dieser Beleibtheit, sich ungemein rührsam und leichtfüßig zeigte. Alle diese Einzelheiten, Orchester und Schenke, so wie

die erhöhten Sitze für die Zuschauer, waren mit den verschiedensten Flaggen decorirt, die ihrer langen Gebrauchszeit wegen zwar in der Farbe verschossen waren, aber ein ungemein günstiges Zeugniß von dem weltbürgerlichen Sinn des Wirthes ablegten, denn es war keine seefahrende Nation auf Erden denkbar, die hier nicht in dieser Weise repräsentirt wurde.

Hatte der Wirth auf solche Weise seine Ergebenheit für alle Nationen an den Tag gelegt, so war die Anhänglichkeit, welche diese dagegen dem Wirthe in der Elbtonne bewiesen, in gleicher Weise bemerkenswerth. Es war als ob die verschiedenen Groß- und Seemächte hier permanente Vertreter hatten. Denn jedes Kauffahrteischiff, es segle unter welcher Flagge es wolle, mochte es im Hamburger oder Altonaer Hafen liegen, sandte in den gesegneten Abendstunden den Einen oder den Andern von seinen Mannschaften hierher.

In dem Augenblicke, wo wir eintraten, hatten so eben vier Congo-Neger einen Nationaltanz beendigt und Mathes Perl, der schon seit einiger Zeit eingetreten war, faßte die Hand einer drallen Vierländerin, die sich seltsamer Weise hierher verirrt hatte, um einen Geschwindwalzer aufzuführen. Da sich keine Mittänzer einfanden, befahl Mathes Perl im barschen Tone dem Führer des Orchesters, für ihn allein aufzuspielen, er werde es bezahlen. Der Maestro gehorchte scheinbar sehr devot, aber von Groll gegen den Mann erfüllt, der ihn hatte um sein Hab und Gut bringen wollen, steigerte er das Tempo zu einer solchen Schnelle, daß

die Tänzer sich im immer tolleren Wirbel drehten, bis Mathes, völlig außer Athem, seine Tänzerin fahren ließ und seitwärts zu den Füßen zweier catalonischer Matrosen niedertaumelte, die so eben auf dem Grund der dritten Portweinflasche anlangten.

Ein allgemeines Gelächter, ein tolles Zischen und Pfeifen entstand bei diesem Vorfall. Mathes raffte sich, vor Ingrimm schnaubend, vom Boden auf, ergriff eine der leeren Flaschen der Katalonier und drohte, sie dem Orchesterdirigenten an den Kopf zu werfen, der über den gelungenen Streich frohlockend, sich lächelnd die Hände rieb. Wie es zu geschehen pflegt, traten einige der Anwesenden auf die Seite der Musiker, während Andere sich zu Mathes schlugen und die größere Anzahl der Neutralen einen möglichst weiten Kreis bildeten. So wäre es unbedingt zu einem Kampfe gekommen, bei welchem, trotz der bunten Flaggen-Union, Blut geflossen wäre, wenn sich nicht in diesem Augenblicke der junge Seemann von der langen Reise gezeigt hätte, der mit einem fröhlichen Jubelrufe bewillkommt wurde. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte sich auf diesen, der gezogene Kreis ward gesprengt, die kämpfenden Partheien wurden auseinander gerissen und Mathes mußte nothgedrungen die Waffen strecken.

„Das Steuerrad! Das Steuerrad!" riefen die Mädchen, neckend und schäkernd ihn umdrängend.

„Willkommen Peter Steuerrad!" schrieen die lustigen Jungmatrosen und Toppgasten, indem sie dem Ange-

kommenen freundlich die Hand boten; der Wirth aber hinter seinem Schenktisch, sprach schmunzelnd vor sich hin:

„Ist der Kerl endlich einmal da? Nun wird wieder Leben in die todte Masse kommen und die Drittel werden aus ihrer Tasche in meine Kasse springen."

Beiläufig eine glänzende Empfehlung für die Fähigkeiten des lustigen Peter, da der Wirth eine Scene, wie die vorhin geschilderte, mit einer todten Masse verglich und er jetzt auf einige Lebendigkeit in seinem Hause hoffte. Und als sollten die Prophezeihungen des Wirthes sogleich buchstäblich in Erfüllung gehen, erscholl die lustige Stimme des jungen Seemannes:

„Hollah, Wirthhaus! Bringt uns einige Bowlen von Euerm Grogvorrath, damit wir Alle mit einander auf ein fröhliches Willkommen und fernere gute Kameradschaft anstoßen."

Die Zechgesellschaft war im vollen Gange. Mitten in derselben befand sich Peter, von Einem zum Andern eilend, der für Jeden einen freundlichen Blick oder einen geheimnißvollen Wink, ein tolles Seemannslied auf der Zunge, Fröhlichkeit im Herzen und Punsch im Kopfe hatte. Da fiel eine gewichtige Hand auf seine Schulter:

„Guten Abend!" sagte der Führer des Postevers, der ihn vor einigen Stunden an die Stadt brachte. „Dachte ich's doch, ich würde Euch hier treffen. Dieses junge Volk ist neugierig, wie ein Sperling auf dem Kirschbaum. Den ganzen Ertrag meiner heutigen Reise hätte ich verwettet, daß Ihr hier sein würdet."

Peter fuhr mit der Hand über die Stirn. Er dachte

an keine Verabredung mehr und sah den Schiffer kopfschüttelnd an.

„Also nicht?“ entgegnete dieser. „Junges Volk ist leichtsinnig und absonderlich Ihr von der langen Reise. Das hat keinen Sinn für Haus und Heimath und rennt mit dem Kopf durch die Breitseiten des Schiffs.“

Getäuscht in seiner Erwartung, auf Kosten des jungen Seemanns einen lustigen Abend zu haben, drehte er sich verdrießlich um und stieß auf Mathes Perl.

„Wen haben wir hier, zum Teufel?“ brummte der Schiffer.

„Gut Freund!“ antwortete dieser. „Es haben nicht alle Leute ein kurzes Gedächtniß und ich weiß noch recht gut, daß Ihr mich hierher bestelltet, um mir zu sagen, wie ich Tonnenleger zu Neumühlen werden könne.

Der alte Schiffer schmunzelte, denn die Wahrscheinlichkeit einer freien Zeche kehrte zurück: „So ist's recht. Es gehört zum geordneten Menschenleben, daß man seine Gedanken stets beisammen hat. Aber laß uns aus dem Gedränge gehen.“

Er wandte sich einem noch unbesetzten Nebenzimmer zu, als sich Peter an seinen Arm hing:

„Potz Kabelgat und Ringbolzen! Nun weiß ich Alles. Ihr wolltet uns eine Geschichte von dem Tonnenleger zu Neumühlen erzählen und ich hatte es rein vergessen. Das ist um so einfältiger, als Ihr mir Glück genug zutrautet, auch ein solcher Kerl werden zu können. Seid nicht mehr böse und laßt Eure lustige Geschichte hören.“

Der Schiffer war bereit. Mathes Perl wollte einige Einwendungen machen, die Peter zurückwies, da die Geschichte des Alten Beide angehe und er überdies die Zeche tragen wolle.

Zufriedengestellt begaben sich alle drei in das bezeichnete Nebenzimmer und die jungen Leute sahen mit gespannter Erwartung zu dem alten Schiffer auf.

„Kinder!" begann dieser. „Versteht mich recht. Es handelt sich hier eigentlich um eine Redensart . . ."

„Um eine Redensart?"

„Das heißt, wenn wir hier zu Lande sagen, der Mensch hat soviel Glück, daß er Tonnenleger zu Neumühlen werden kann, so meinen wir damit, es kann ihm eben so gut gehen, als dem alten Christopher Bähr zu Neumühlen."

„Und wie geh's dem?" fragte Peter.

„Das ist Euch ein Kerl!" rief der Schiffer, der sich bald warm trank. „Ein Kerl, der seines Gleichen nicht hat weit und breit. Er hat von Hause aus nichts gehabt und kam in's Dorf ohne einen rothen Heller und jetzt ... ein eigenes Haus, ein schöner Garten, Geld mehr als er weiß und zwei eigene Fahrzeuge."

Mathes Perl schnalzte mit den Fingern und ein Lächeln überflog sein Gesicht, als wollte er sagen: „Wenn ich nur die Hälfte davon hätte, wollte ich mir gute Tage machen und nicht mehr arbeiten." Peter zuckte verächtlich mit den Achseln.

Der alte Schiffer bemerkte es: „Ist das nichts?

Gar nichts? Was muß es denn sein, um einen so verwöhnten Burschen zufrieden zu stellen?"

„Alles, was Ihr sonst wollt!" entgegnete Peter rasch. „Was soll ich mit Haus und Hof? Soll ich darin herumlungern und draußen die Kartoffeln wachsen sehen? Wozu ist das Geld nütze, als es zu verthun? Und vollends Eure Fahrzeuge! Glaubt Ihr, sie könnten nur eine Stunde offene See halten? Weg damit!"

„Hm! Hm!" brummte der alte Schiffer. „Ihr seid ein Paar handliche Kerle, die ihr tägliches Stück Brod suchen müssen. Und da ich nun weiß, daß der alte Christopher Bähr eines tüchtigen Knechtes bedarf, so wäre es vielleicht nicht unmöglich, daß Einer von Euch Beiden dort untergekommen wäre."

„Ich eines Everführers Knecht?" rief Peter Steuerrad entrüstet. „Pfui Teufel!"

„Hochmuth kommt vor dem Fall!" entgegnete empfindlich der Schiffer. „Der Esel, dem im Stalle zu wohl wird, geht auf's Eis und bricht ein Bein! Bleibe nur dabei, Söhnchen und Du wirst sehen, wohin es Dich führt."

„Wohin es mich führt? Wohin es will. Ich verlange nichts, als einen Schiffszwieback im Magen und eine Jacke auf dem Leibe und daran soll es nicht fehlen, so lange ich eine Hand rühren kann. Aber von der rollenden See lasse ich nicht. Ich lebe nur darum toll und blind in den Tag hinein, um wieder hinauszukommen und man doch keine neue Reise antreten kann, so lange noch das alte Geld in der Tasche klimpert. Also fort

damit, sobald als möglich. Heda, Wirthshaus! Eine frische Bowle!"

Durch die Aussicht auf neuen Vorrath schien der Schiffer zufrieden gestellt. Auch Mathes Perl war zufrieden, einen Nebenbuhler los zu sein, denn er schien nicht übel Lust zu haben, in die Dienste des alten Bähr zu treten.

„Dann macht Euch morgen bei guter Zeit auf den Weg und bringt dem alten Griesgram einen Gruß von mir," entgegnete der Schiffer. „Und, wie gesagt, die Hoffnung darf Euch nicht verlassen; der alte Bähr war kaum soviel als Ihr, denn er weiß nicht einmal, woher er stammt, und das werdet Ihr doch wissen..."

Mathes Perl warf sich in die Brust, als wollte er sagen: „Das will ich meinen!" Jener fuhr fort:

„Und dann — Ihr seid ein schmucker Kerl, der seine Gaben hat und sich angenehm zu machen weiß. Wenn Ihr daher mit den Eigenheiten des kränklichen Alten etwas Geduld haben wollt... da ist eine Tochter im Hause, Elsbeth mit Namen; Ihr versteht mich."

Peter Steuerrad rief hastig: „Was sprecht Ihr da von einer Tochter?"

„Nun! Ich sage, der alte Tonnenleger war verheirathet, und seine Frau hat ihm eine Tochter hinterlassen, die das schmuckste Mädchen ist, weit und breit."

Schmunzelnd betrachtete Peter den langen, unbeholfenen Mathes und es däuchte ihm kein geringer Spaß, dem habsüchtigen Burschen einen Fuß vorzustrecken, damit

er im besten Rennen auf die Nase falle. Deshalb warf er die Worte hin: „Ist das Mädel hübsch?"

„Das will ich meinen!" rief der alte Schiffer. „Der ganze Elbstrand hat ihres Gleichen nicht gesehen."

Alle drei saßen stumm vor sich hin; selbst die gefüllten Gläser blieben unberührt. Endlich sagte Peter:

„Das Letzte ändert die Sache; ich will Morgen auch mein Glück versuchen. Es muß Jeder seine Neugier befriedigen und für heute, scheint mir, haben wir genug gethan. Gute Nacht."

Er entfernte sich schweigend, zur großen Verwunderung der beiden Andern, die nicht wußten, was sie aus diesem plötzlichen Sinneswechsel machen sollten.

V.

Am westlichen Ende des Dorfes Neumühlen lag die Wohnung des alten Christopher Bähr, der seit einer langen Reihe von Jahren das Amt eines Tonnenlegers auf der Stromstrecke bis Stade versah. Früher stand an dieser Stelle ein finsteres baufälliges Haus, das trotz seiner schönen Lage keinen erfreulichen Eindruck hervorbrachte. Aber nachdem der Besitzer zu einigem Vermögen gekommen war, ließ er es von Grund aus abreißen, erbaute ein zierliches Häuschen mit hellglänzenden Wänden und erregte durch die Nettigkeit der ganzen Einrichtung den Neid der Nachbarn, um die er sich in-

dessen gar nicht bekümmerte. Wenn seine Arbeiten gethan waren, zog er sich, wie die Schnecke, in sein Haus zurück, stets ernst und verschlossen, überaus karg mit Worten, selbst mit seiner einzigen Tochter Elsbeth nur das Nöthigste besprechend. An schönen Abenden saß er dann wohl vor der Thür des Hauses unter dem Mastbaum, den er hatte errichten lassen. Auch wenn er hier saß, war er eben so wenig zugänglich; zu beiden Seiten der Signalstange dehnte sich ein Baumgarten aus und von der Straßenseite trennte ihn ein hohes Gitter.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der alte Tonnenleger bei seinen Nachbarn nicht die größte Liebe und Achtung besaß, und in der That waren über ihn allerlei ärgerliche Gerüchte im Umlauf.

An einem Spätherbst vor vielen Jahren — so erzählte man sich — als die Elbe schon mit Treibeis ging, erschien Christopher Bähr als junger Bursche in dem Kruge des Dorfes. Er gab vor, aus Pinneberg gebürtigt zu sein, und zum Pfluge keine Lust zu haben. Er wolle sich dem Schiffergewerk widmen, und suche irgendwo unter zu kommen. Als er dies den anwesenden Gästen gesprächsweise mitgetheilt hatte, bat er den Wirth, ihn zu beherbergen, was dieser nur zaudernd bewilligte. Der junge Mann machte sich darauf über sein Abendbrod her und beantwortete nur halb die Fragen eines Mannes, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte.

Dieser Mann hieß Johannes Schlüter und versah seit einer Reihe von Jahren das Amt eines Tonnenlegers. Da er gerade einen kräftigen Burschen brauchte,

wandte er sich freundlich an diesen. Johannes Schlüter war ein gutmüthiger Mann, der, von Allen wohlgelitten, eine Herrschaft im Dorfe ausübte, ohne darnach getrachtet zu haben. Selbst in frühern Jahren zu Scherzen und tollen Streichen aufgelegt, hatte er Nachsicht mit den Schwächen der Jugend und ertrug Christophers kurze Weise, der nur für sein Abendbrod Sinn hatte, mit ziemlichem Gleichmuth.

Am folgenden Tage zog Christopher Bähr zur Probe in das Schlüter'sche Haus, ohne zu ahnen, daß es einst ihm gehören und er es einreißen werde, um ein neues zu bauen. Der neue Hausgenosse zeigte sich willig, war früh und spät unverdrossen zur Hand, und bewies viel Geschick für die Hanthierung seines Brodherrn.

Allmählig, als Christopher anfing, sich zu fühlen, ward er übermüthig. Je mehr er mittelst geistiger und körperlicher Gewandtheit sich das Tonnenlegergewerbe aneignete, je mehr drängte er den Gehülfen zurück, ja, er gab sich öfters sogar den Anschein, als sei er der Herr und Meister. Alles dies wurde so schlau vorgebracht und kam so nach und nach, daß dem gutmüthigen Johannes das Uebel erst dann klar wurde, als es bereits zu spät war, das weitere Fortschreiten zu verhindern.

Es verstrich eine geraume Zeit und Christopher hatte sich sein neues Gewerbe so zu eigen gemacht, daß er die Stromlage auswendig wußte und die vorkommenden Arbeiten fast allein versah. Eben dadurch hatte er sich

seinem etwas bequemen Brodherrn unentbehrlich gemacht, und das wollte er gerade bezwecken. Man sprach auch schon überall von ihm, als von dem einstigen Nachfolger im Amte, und die Herren in der Stadt, die darüber zu entscheiden hatten, schienen auf die Empfehlung Johannes Schlüters, gleicher Meinung zu sein.

Unterdessen starb die Frau des Tonnenlegers und seine Tochter Gertrude übernahm die Führung des Hauswesens. Da sie jetzt mehr Gelegenheit hatte, sich zu zeigen, konnte es nicht fehlen, daß Christopher aufmerksam auf sie wurde. Das Mädchen war hübsch, wußte in der Wirthschaft gut Bescheid und hatte eine nicht unbeträchtliche Mitgift zu erwarten. Christopher fand, daß sie eine gute Parthie für ihn sei, und bemühte sich angelegentlich um sie, scheinbar nicht ohne Erfolg.

Der Vater aber sah scheel dazu, denn er hatte ganz andere Pläne im Sinn. Es ging in seinem Hause ein ziemlich bejahrter Schiffskapitän, Erik Matsen, ein und aus, der die Absicht hatte, das Mädchen zu heirathen. Da der alte Herr ein ziemliches Vermögen besaß, so war der Vater bald mit seinem künftigen Eidam einig. Erik Matsen wollte zum letzten Male nach Westindien fahren, seine Angelegenheiten dort ordnen und gleich nach seiner Heimkehr solle die Hochzeit sein. Das war im Stillen beschlossen.

Eines Tages war Christopher Bähr in dem Boote des Tonnenlegers beschäftigt, der ihm einige Befehle gab, worauf dieser aber kaum hörte, sondern sich mit der Gertrude neckte, die ihm den zur bevorstehenden

Reise nöthigen Mundvorrath brachte. Da kam von der Stadt her, seewärts laufend, ein Schiff mit vollen Segeln und mit den Staatsflaggen geschmückt, das, vor dem Hause des Tonnenlegers angelangt, seine Kanonen abfeuerte.

„Weißt Du, wer uns diese Ehren erweist?“ fragte der Vater.

Gertrude schüttelte mit dem Kopf.

„Das ist ein Mann, den Du heirathen sollst, wenn er seine Reise beendet hat.“

In diesem Augenblick erschien Kapitän Matsen auf der Gallerie und winkte mit dem Hute:

„Herr Gott! Erik Matsen!“ rief Gertrude erbleichend.

„Nun ja! Solltest Du allein nicht wissen wollen, was schon das ganze Dorf weiß. Aber so ist Deine Weise. Immer hast Du Narrheiten und dumme Streiche in Deinem Kopfe und vergißt das Vernünftige. Von heute ab wirst Du Deinen Sinn auf ernste Dinge richten und jetzt gehst Du mit mir zu Hause.“

Das überraschte Mädchen entfernte sich schweigend mit dem Vater. Christopher Bähr aber folgte dem Laufe des Schiffes mit einem Blicke des tödtlichsten Hasses.

Bisher war das, was die Dorfinsassen von dem alten Christopher Bähr erzählten ziemlich übereinstimmend. Aber jetzt wurden die Angaben lückenhaft und widersprechend, doch behauptete man das Nachfolgende mit ziemlicher Gewißheit:

Johannes Schlüter hatte noch einen besondern Grund, diese Heirath zu wünschen. Erik Matsen wollte Gertrud ohne alle Mitgift nehmen und auch auf jede Erbschaft verzichten. Johannes aber hatte zu einer Bauerndirne in Ottensen eine zärtliche Neigung gefaßt und verheirathete sich nach dem Tode seiner Frau mit ihr. Wenn nun Gertrud mit Erik Matsen verheirathet sei, wolle er seine junge Frau in seine Wohnung einführen.

Christoph war außer sich und Gertrude beschwichtigte ihn nur dadurch, daß sie schwur, den Erik Matsen abzuweisen. Der Alte ward hierüber so zornig, daß er die Tochter einsperrte und seinen Gehülfen sogleich entließ. Dieser schweifte nun überall umher, kam in Johannes Haus, wenn dieser abwesend war, und lachte schadenfroh, als er das Geheimniß seines bisherigen Brodherrn entdeckte, und seinem Mädchen erzählte, daß sie nun eine Stiefmutter zu gewärtigen hätte. Von da ab verschwand Christopher aus der dortigen Gegend.

Ueber ein Jahr hielten Geschäfte den Kapitän Matsen in Westindien zurück; dann erst konnte er, reich mit Geld versehen, nach Europa heimkehren. Glücklich erreichte er die Elbmündung und ein Blankeneser Fischer gab ihm einen Lootsen ab. Der Kapitän erschrak, als er in diesem den ehemaligen Gehülfen seines künftigen Schwiegervaters erkannte. Ein Weiteres ist über diese Reise nicht bekannt, denn das Schiff des Erik Matsen ist auf Vogelsand mit Mann und Maus geblieben, und

Christopher Bähr ist, wie durch ein Wunder, allein gerettet worden.

Bald nachher hörte man, daß ein Verwandter Christophers in Kopenhagen gestorben sei und ihn zum Erben eingesetzt habe. Alle glaubten diese Neuigkeit, und nur Johannes Schlüter zweifelte. Gertrude war außer sich, daß sie den Geliebten erhalten und doch eine reiche Frau werden könnte.

Zwischen den Männern kam es zu ärgerlichen Auftritten. Die Art und Weise, wie Christopher das Geheimniß von der Verheirathung des Johannes erforscht und unter die Leute gebracht hatte, machte ihn bei Jenem verhaßt. Ja, selbst Christophers Geld schien ihm ein weiteres Hinderniß, denn es könne nicht ehrlich erworben sein. Und als Johannes eines Abends mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte, sagte er laut in der Schenke, Christopher Bähr habe den Erik Matsen absichtlich stranden lassen, um nur gute Beute zu machen. Eine solche Aeußerung aus solchem Munde brachten einen tiefen Eindruck hervor und blieben auch Dem, dem sie galten kein Geheimniß. Als daher Johannes Schlüter am folgenden Abend in seiner Stube einige Papiere durchlas, trat Christopher in großer Aufregung ein und stellte ihn zur Rede.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt!“ entgegnete Johannes. „Und ist es auch im Trunke geschehen, so will ich es doch jetzt nicht widerrufen.“

Christopher tobte auf eine so entsetzliche Weise, daß Gertrude, bleich vor Schrecken herbeilief.

„Laß ihn nur wüthen!“ sprach der Vater, durch den Trotz seines Gegners noch schroffer geworden. „Mit diesem Briefe aus Kopenhagen …“

„Aus Kopenhagen?“ fragte Christopher erbleichend.

„Ja, aus Kopenhagen, von woher Deine Erbschaft gekommen sein soll. Ich aber kann Dir sagen, daß Du dort nie etwas erbtest, sondern daß das Geld, was Du jetzt verprassest, das Geld des armen Erik Matsen ist, den Du auf den Strand gesetzt hast; eine That, die Gott allein weiß und richten wird.“

Johannes lehnte sich erschöpft in seinen Stuhl zurück. Gertrude ging lautweinend hinaus.

„Lügen! Nichts als Lügen!“ rief Christoph und der Schaum trat ihm vor den Mund. „Was soll ein solcher Wisch beweisen.“ Und mit einem geschickten Griff bemächtigte er sich des Briefes, und hielt ihn an das Licht. „Jetzt beweist mir, daß meine Beschuldigung wahr ist.“

Einen Augenblick war Johannes betreten, dann aber sagte er ruhig:

„Meinst Du, daß ich nicht noch einmal nach Kopenhagen schreiben kann? Und da ich nun weiß, mit wem ich zu thun habe, so lasse ich Dich auf meine Gefahr einstecken, es sei denn, Du liefest schnell, mit Schimpf und Schande bedeckt, davon und ließest Dich niemals mehr auf zwanzig Meilen in der Runde sehen.“

„Es ist gut!“ sprach Christopher plötzlich kalt. „Wir sprechen uns schon wieder.“

Mit diesen Worten verließ er das Haus seines ehemaligen Wohlthäters und war am andern Morgen ver-

schwunden. Im Dorfe sagte man freilich, er habe sich einige Male bei Nachtzeit eingefunden. Gertrude sei dann stets bei der Hand gewesen, und von seiner Unschuld überzeugt, habe sie ihm stets auf's Neue sich verlobt. Ja, als der Vater sich geäußert hatte, er würde den Bösewicht, wo er ihn fände, greifen und binden lassen, entschloß sie sich kurz und entfloh mit ihm.

Dieser Schlag beugte den unglücklichen Vater tief. Der Gram zeichnete Furchen in seine Stirn und sein Haar bleichte. Die Stätte, wo er sonst in Frieden gehaust, war verödet. Sein Weib war eines Knaben genesen und lag schwer darnieder. Der Allmächtige fügte es, daß Johannes auch diese Stütze verlieren sollte; er mußte sie zum Kirchhofe geleiten.

Er nahm jetzt den Knaben und dessen Wärterin in sein Haus. Er lebte nur für diesen und den gegenwärtigen Augenblick. Eines Tages berief er Gerichtspersonen und machte sein Testament. Die Tochter ward enterbt. Nach diesem Gerichtsakt versank er mehr und mehr in eine stille Melancholie.

Ein trüber Herbstabend brach herein; der alte Johannes war allein bei seinem Knaben. Die Wärterin, die dem Hauswesen zugleich vorstand, war nach ihrer einige Meilen entfernten Heimath gereist, um noch einmal eine Verwandte zu sprechen, die im Sterben lag. Da öffnete sich plötzlich die Thür und Christopher trat ein. Als das Kind, erschreckt von dem ungewohnten Lärmen, laut zu weinen anfing, soll Christopher ausgerufen haben: „Deine Stunde wird auch noch schlagen!

Du sollst früh genug Dein Maul halten!“ Dies will ein vorübergehender Nachbar gehört haben, der es nachher genug bereut hat, nicht in das Haus gedrungen zu sein. Als die Wärterin am andern Tage von ihrer Reise zurückkam, fand sie Johannes todt am Boden liegen, der Knabe war nirgends zu finden. Die Frau erhob ein Zetergeschrei; die Nachbarn liefen zusammen. Die herbeigerufenen Aerzte sagten aus, Herr Johannes Schlüter sei, wahrscheinlich in Folge eines heftigen Schreckens vom Schlage getroffen. Spuren der Gewalt fehlten, auch war nicht das Geringste von Werth entwendet.

Bald nach der Beerdigung erschien Christopher Bähr mit seiner Frau und nahm Besitz vom väterlichen Hause. Das ganze Dorf erwartete, die Gerichte würden es nicht zugeben, aber es geschah nichts. Christopher mußte vor die rechte Schmiede gegangen sein, denn er setzte es sogar durch, daß das Testament des alten Herrn Johannes zu seinen Gunsten umgestoßen wurde, und er nur die Erklärung geben mußte, wenn der auf unerklärliche Weise verschwundene Knabe sich wiederfinden solle, er die Erbschaft — soviel dann noch von derselben übrig sein möchte — mit diesem theilen wolle. Ja, was noch größeres Erstaunen erregte, Christopher Bähr ward zum Nachfolger in dem Amte seines Schwiegervaters ernannt und trat dasselbe auch sofort an.

Aber seitdem er Alles erreicht hatte, was er billigerweise erreichen konnte, wurde er täglich einsilbiger und zog sich ganz in sich selbst zurück. Die Geburt einer

Tochter, der Tod seiner Frau waren für ihn Ereignisse, die seine gewohnte Weise nur auf kurze Zeit unterbrachen.

Die Klatschbasen des Dorfes — männliche und weibliche — brachten indessen bald etwas Neues auf. Sie behaupteten zu wissen, daß es in der Wohnung des Tonnenlegers spuke. Bald erscheine der Geist des alten Johannes, bald der Geist des kleinen Peters mit lautem Wehklagen, auch die Weiber des Johannes Schlüter sollten sich zuweilen als Spukgestalten zeigen.

Wie seltsam nun auch diese nnd andere Gerüchte sein mochten, die bei dem abergläubischen Volke leicht Eingang fanden, so erhielten sie doch einige Wahrscheinlichkeit durch das Benehmen der Hauptperson selbst. Plötzlich fanden sich ganz unerwartet bei dem Beginn des Frühlings eine Reihe von Wagen mit Baumaterial beladen, sammt einer großen Anzahl Arbeiter ein. Das alte Wohnhaus ward abgerissen und dann Alles so hergestellt, wie es bei'm Beginn dieses Abschnittes erzählt ist. Alles war schön und untadelhaft; weit umher war keine Besitzung, die mit dieser verglichen werden konnte; aber — der darin wohnte, genoß den Segen nicht.

VI.

Wir wenden uns zu dem Morgen zurück, der dem lustigen Abend in der Elbtonne folgte. Die Sonne warf ihr flüssiges Gold auf den glatten Spiegel des Stromes. Der Luftzug war so geringe, daß er nicht die Rauchsäulen bewegte, die aus den Fischerwohnungen am Strande aufstiegen. In dem helllachenden Häuschen des Tonnenlegers waltete Elsbeth, sein vielgerühmtes und vielbegehrtes Töchterlein mit rosiger Laune und brachte ihren Anzug für den nächsten Sonntag in Ordnung, da ihr Vater, auf beharrliches Bitten, erlaubt hatte, mit einigen Nachbarinnen oben auf dem Berge bei Ritscher zum Tanze zu gehen. Eine so seltene Erlaubniß wurde freudig begrüßt, die Gluth der Freude färbte die Wange des jungen Mägdleins und wer sie in diesem Augenblicke gesehen hätte, wäre voll Staunens über diese Schönheit gewesen. Hätte Elsbeth, als die Tochter eines reichen Handelsherrn mit fürstlichem Aufwande in einer großen Seestadt gelebt, oder wäre sie zufällig an einem Königshofe geboren worden, die Poeten hätten um neue Bilder und Gedanken bemüht, ihre Empfindungen auszusprechen. Elsbeths lieblichster Reiz aber war, daß sie sich ihrer Schönheit durchaus nicht bewußt war, denn nie gab es ein bescheidneres, fügsameres Mädchen, die nur erröthend und mit zögernder Zunge selbst das Werthlose sich erbat.

Aber trotz der harmlosen Beschäftigung mit ihrem

Putze zum bevorstehenden Tanze, flog doch eine trübe Wolke des Unmuths über ihre heitere Stirn und das Auge schwamm in Thränen. Es gab einige Jungfrauen im Dorfe, die beträchtlich alt und häßlich und deshalb der jungen und schönen Elsbeths Feindinnen waren; eine Eigenschaft, welche sie bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit ohne Rückhalt an den Tag legten. Dem Anscheine nach zufällig ward eine solche Gelegenheit herbeigeführt, als Elsbeth mit jenen häßlichen Drachen bei einer ebenfalls häßlichen Nachbarin zusammentraf. Eine Quadriga von alten Jungfern rückte unter der Maske der zärtlichsten Freundschaft zum Angriffe aus. Man sah, daß der Plan dazu mit Besonnenheit und Ueberlegung entworfen ward. Warf Eine Etwas hin, was Elsbeth bis in's Innerste verletzen mußte, äußerten die andern drei ein lebhaftes Bedauern und bestritten das Behauptete mit dem größten Eifer, bis sie noch etwas Beleidigenderes gesagt und Elsbeth Alles erfahren hatte, was man im Dorfe Nachtheiliges und Ehrenrühriges vom ihrem Vater glaubte. Mit bewundernswürdiger Kraft unterdrückte sie gewaltsam ihre Thränen und eilte nach Hause. Dem Vater wagte sie nichts zu gestehen, und indem sie ihren Putz betrachtete und des bevorstehenden Festes gedachte, fiel ihr ein, wie erschrecklich es sein müsse, wenn das, was sie vernommen, wahr wäre und ihr dort vor allen Leuten laut in's Gesicht gesagt werde.

In diesem kritischen Augenblicke betrat der Alte das

Haus. Er erblickte Elsbeth, sah die Thränen, die sie weinte und fragte mit scharfem Tone:

„Was giebts?"

Elsbeth warf sich, ohne den Vater anzusehen, mit überströmenden Augen in seine Arme.

„Was soll das? Gehts einmal wieder nicht nach Deinem Sinne?"

„Ach lieber Vater!"

„Fehlts noch an Modetand? Dein Tanz hat mir schon so viel Verdruß gemacht."

„Nein, das ist es nicht."

„Was ist es denn? Glaubst Du, daß ich mit Dir „Rathen oder nicht?" spielen will? Gerade mit der Sprache heraus, befehle ich."

Elsbeth suchte vergebens die hervorquellenden Thränen zurückzudrängen. Sie stand zitternd vor dem Vater, als ob sie selbst großer Sünde schuldig sei, nicht als ob sie einem Hartverklagten gegenüber stehe."

„Hast Du gehört, daß ich eine Antwort will? Muß ich es zwei Mal sagen? Den Augenblick sprich!" Er richtete sich höher auf und legte die Stirn in dichte Falten.

Sie senkte, tief erröthend, das Antlitz, denn sie wagte es nicht, den Vater anzusehen und sagte:

„Die Leute im Dorfe ..."

„Was hast Du mit den Leuten im Dorfe zu schaffen? Sie sind für Dich nicht da."

„Ich muß doch Rede stehen, wenn ich geradezu gefragt werde," entgegnete sie gefaßter. „Ich war zur

Anna Hauschild hinüber gegangen, und dort sagten sie mir ..."

„Was? Dirne! Was?"

Statt aller Antwort warf sich Elsbeth in der größten Aufregung dem Vater zu Füßen und rief schluchzend: „Es ist nicht möglich, Vater! Es ist wahrhaftig nicht möglich!"

Der Alte wich einen Schritt zurück und sah mit Geringschätzung auf das schöne Mädchen:

„Jammervoll! Kann nichts als weinen! Hat keinen Tropfen von dem Blute ihrer Mutter! Steh auf, ungehorsames Ding, ich will Dir sagen, was Du zu verschweigen dachtest. Deine Klatschbasen haben von mir gesprochen."

„Vater!"

„Sie haben mich verlästert und einen Kerl genannt, der zu Mord, Raub und Brand fähig ist, und wohl gar etwas Aehnliches verübt hat. Und Du? Statt Deines Vaters Parthei zu nehmen, hast Du unter einem Strome von Thränen Alles ruhig hingenommen und den alten Katzen den Triumph gelassen. Du wirst nie wieder dorthin gehen! Hörst Du? Nie wieder."

„Ich will gehorchen, Vater."

„Und nun, ohne Thränen, ohne Schnörkel und Umschweife! Was hat es gegeben?"

Trotz der scheinbaren Ruhe, womit diese Worte gesprochen wurden, sah man doch, daß unter der Asche ein siedender Vulkan tobte; sie mußte reden und that

es mit bebender Stimme, in steter Furcht, daß der Zorn sich Luft machen werde.

Aber der Alte blieb still; sein Auge ruhte fest auf die Tochter, kein veränderter Zug deutete an, welchen Eindruck diese Mittheilung auf ihn machte, ja sein Antlitz versteinte fast gegen das Ende hin und als die Tochter endlich verstummte, sagte er mit schneidendem Hohn:

„Diese Geschichten hörte ich schon, als Du kaum geboren warst, nur sind aus damaligen Uebereilungen schon überlegte Verbrechen geworden. Laß Dir dieselben Geschichten erzählen, wenn Du ein altes Weib geworden bist und Dir werden die Haare zu Berge stehen. Die Geschichte ist unter uns Beiden ein- für allemal abgethan. Du wirst nie wieder davon reden."

„Niemals, Vater."

„Solche Dinge sind nicht für eine junge Dirne, darum entschlage Dich des Gedankens daran. Ich verbiete Dir es und Du wirst nie vergessen, daß Du mir Gehorsam schuldig bist."

Elsbeth blieb allein, von Furcht erfüllt und bangen Ahnungen über die nächste Zukunft. Es däuchte ihr, als zöge ein Gewitter auf, dessen unheilschwangere Wolken sich auf sie herabsenkten und vernichteten.

VII.

Trotz der zahlreichen Trankopfer, welche am gestrigen Abend in der „Elbtonne" dargebracht wurden, waren sowohl Mathes Perl als Peter Steuerrad am frühen Morgen zur Wanderung fertig.

„Wenn ich," sagte Mathes Perl, vor sich hinbrummend, indem er die ihm bezeichnete Straße einschlug, „bei dem Alten ankomme, so bin ich wieder für Jahr und Tag versorgt. Lohn und Kost sollen gut sein, und die Arbeit ist nicht übermäßig. Habe ich bis im Oktober ausgeharrt und sind die letzten Tonnen eingebracht vor dem Eisgange, so kann ich mit dem verdienten Gelde den Winter hindurch auf der Ofenbank liegen."

Während der Zeit ging Peter Steuerrad, nur durch andere Straßen, denselben Weg. Es war schon lebendig draußen, und die Leute rannten geschäftig hin und her. Er lächelte Allen freundlich zu, am meisten aber den Dienstmädchen und Nätherinnen, die ihrem Berufe nachgingen.

„Liebliche Dingerchen das!" sprach er vor sich hin. „Des Tonnenlegers Tochter muß sehr schön sein, wenn sie dem Schwarzkopf, der mir eben begegnete, den Rang ablaufen will. Soll ich mein herrliches Leben zur See aufgeben, wäre es auch nur für die Dauer eines Sommers, und auf einem engen Revier in jämmerlichen Fahrzeugen umherkreuzen, so will ich dafür einen Augentrost haben. Seemanns einziger Augentrost am Lande

sind die Mädchen, alles Andere ist auf der See zwischen Kiel und Bramsahling weit besser."

Während dieser Betrachtungen hatte Peter das Straßenlabyrinth von St. Pauli durchkreuzt, war durch Altona geschritten und ging jetzt gemächlich am hohen Elbufer hin, das ihm mit seinen Wiesen und Gärten, seinen fürstlichen Villen und Parks entgegen lachte. Heiter und froh, wie die Natur um ihn, war sein Sinn und singend erreichte er den Schulberg, von welchem, bei der Dorfschule vorüber, der Weg zum Strande führt. Rasch schritt er vorwärts und bei einer leichten Krümmung des Weges sich wendend, sah er Mathes gemächlich vor sich herschlendern.

„Soll mir der Kerl den Vorrang ablaufen?" rief Peter. „Mitnichten, Du Stromratte! Salzwasser ist luftiger!" Und mit einigen Sprüngen hatte er Jenen eingeholt, rannte an ihm vorüber und machte gegen ihn Front.

„Das Steuer in Lee! Fertig zum Wenden!" kommandirte er sich selbst und rief dem verdutzten Mathes zu: „Brasse Deine Vordersegel back und lasse Dich von dem Winde ein Paar Kabellängen seitwärts treiben! Ha! Ha! Ha! Was der Kerl für ein Schafsgesicht macht, weil ich ihm zuvor gekommen bin! Du mußt früher aufstehen, wenn Du einen Indienfahrer überlisten willst."

„Hol' Dich der Teufel!"-

„Auch so viel! Knirrsche nicht mit den Zähnen, und balle die Faust nicht, sonst möchtest Du erfahren,

daß ich das Boxen am Bord einer englischen Fregatte lernte und man es mir auf einer ragusanischen Brigg beigebracht hat, wie man sein Messer gebrauchen soll. Aber ich will ehrlich zu Werke gehen, und annehmen, daß wir zugleich an dieser Stelle angekommen wären. Was nun weiter?"

„Weiter ist von Nöthen, daß ich Dich so auf die Seite schleudere und meines Weges gehe."

Ingrimmig faßte Mathes nach seinem Gegner und schleuderte ihn so kräftig bei Seite, daß derselbe in ein nahes Brombeergesträuch flog. Aber Peter sprang mit der Schnelligkeit eines Pfeils dem heimtückischen Mathes nach und warf ihn zu Boden.

Mathes drehte sich fluchend und tobend ein Paar Mal im Sande herum, ehe er sich wieder zu erheben vermochte. Die Schaam jagte das Blut in seine Wangen, er warf einen vernichtenden Blick auf Peter, der ihm das funkelnde Messer entgegen hielt.

„Einen Schritt weiter!" rief der junge Matrose von der langen Reise; „nur einen Schritt, so kurz und zimperlich, wie ihn ein ängstliches Mädchen bei hochgehender See auf dem Quarterdeck macht, und Du hast dieses Eisen sechs Zoll tief in Deinen Wanst. Steh still, sage ich noch ein Mal, oder ich ziele mit der Messerspitze nach Deinen Augen."

Mathes zauderte. Obgleich von großen Körperkräften, hatte er doch nie vermocht, seine angeborne Feigheit zu unterdrücken. Er wich zurück und ließ die Arme sinken.

Peter folgte allen seinen Bewegungen. Sein Zorn war bald verflogen und er lachte laut auf:

„Wenn Du Vernunft annehmen willst, bin ich zufrieden. Ich denke nicht mehr an Deine Hinterlist und Keiner soll vor dem Andern etwas voraus haben; das Loos soll entscheiden, wer von uns zuerst in das Haus des Tonnenlegers gehen soll. Ist es so recht?"

„Ich bin's zufrieden!" sagte Mathes grinsend und zog ein Paar Würfel aus der Tasche. „Wir wollen darum würfeln!"

„Führst ja Dein Handwerkszeug stets bei Dir! Mir ist's recht und Du sollst den ersten Wurf haben."

Sie traten zu einem Stein mit ziemlich glatter Oberfläche und Mathes warf:

„Zwei Vieren!" rief Peter. „Der Wurf will eingeholt sein." Er warf einen Pasch.

„Das hebt sich!" rief Mathes und griff nach den Würfeln. „Nun ist die Reihe wieder an mich. Da hast Du's! Zwei Sechsen!"

„Nun glaube ich's, daß Du ein Glücksvogel bist!" sprach Peter gut gelaunt. „Aber wer weiß? Wir sind ja Beide Sonntagskinder. Ich will es wenigstens versuchen."

Er ließ die Würfel nachlässig auf den Stein fallen. Beide erschraken heftig. Der eine Würfel zeigte eine Sechs, der andere sprang mitten von einander und während die eine Seite ebenfalls die Sechs zeigte, wies die andere Seite die Eins.

„Dreizehn!" riefen Beide. Alles Blut wich aus dem

Gesicht des starken Mathes und leises Frösteln durchrieselte seinen Körper. Er warf einen scheuen Blick auf seinen Gegner und sagte mit dumpfer Stimme: „Du hast gewonnen!"

„Ich will nicht gewonnen haben," entgegnete Jener nach einer Pause ernst. „Das Springen des Würfels ist ein Teufelswerk und damit muß ein ehrlicher Seemann nichts zu schaffen haben. Du hast die höchste Zahl geworfen, also gehst Du zuerst."

Er warf sich in das weiche Gras und achtete kaum darauf, daß Mathes, als er die Würfel im Sande verscharrt hatte, den Berg hinabschritt.

VIII.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" fuhr der alte Christopher Bähr von seinem Sitze unter dem Mastbaum auf und blickte auf Mathes, der mit abgezogenem Hute vor ihm stand.

„Mit Verlaub, Herr!" entgegnete dieser. „Ich hörte, daß Ihr einen Maaten bedürft und will fragen, ob Ihr mich brauchen könnt?"

Den bedurfte er allerdings nöthig, aber er vergab sich auch in dringenden Fällen nichts und sagte in hochfahrendem Tone:

„Seid Ihr dazu auch etwas nütze? Ich kann nur

erfahrene Leute brauchen. Laßt mich hören, was Ihr wißt."

Während er ein ziemlich verwickeltes und lange dauerndes Examen begann, war Peter Steuerrad den Berg hinabgestiegen, und schlug einen Fußpfad ein, der längs der Rückwand der Häuser durch kleine Blumengärten führte. Da wandte er, wie zufällig, seine Augen und seine Wangen glühten: Elsbeth stand in dem Glanze ihrer jugendlichen Schönheit vor ihm. Beide sprachen nicht, aber wie sie sich gegenüber standen, festgewurzelt, Auge in Auge, glaubte Jedes, den Andern lange zu kennen.

Der junge Seemann ermannte sich zuerst und sagte: „Es ist nicht anders, Ihr müßt des Tonnenlegers Tochter, die schöne Elsbeth sein. Seht nicht weg! Man nennt Euch überall so, und mit Recht, denn wie weit ich auch in der Welt umhergekommen bin, habe ich doch ein so schönes Mädchen nie gesehen."

So angenehm ihr diese einfachen Worte klangen, flüsterte ihr doch eine innere Stimme zu, es sei nicht schicklich, hier so allein mit einem Fremden zu plaudern. Sie ging also, mit niedergeschlagenen Augen, dem Hause zu. Peter vertrat ihr den Weg:

„Sagt mir, schöne Elsbeth — ich kann Euch zwar nicht hier zurückhalten — aber sagt mir doch, wo ich Euern Vater finde?"

„Wenn Ihr Euch den Steig entlang bemühen wollt, werdet Ihr ihn finden."

Sie schlüpfte an ihm vorüber. Er ging raschen

Schrittes seines Weges und stand gerade vor dem Tonnenleger, als dieser zu Mathes sagte:

„Ich will Euch vierzehn Tage zur Probe nehmen, und wenn ich nach der Zeit Ursache habe, mit Euch zufrieden zu sein, könnt Ihr auf ein Jahr anziehn.“

Mathes empfing den üblichen Handschlag, und Peter rief: „Viel Glück!“

Christopher Bähr legte sein Gesicht in strenge Falten. Mathes wollte reden, aber Jener unterbrach ihn:

„Spare Deinen Athem, mein Junge! Du willst damit großprahlen, daß Du mir zuvor gekommen bist, und hast es doch nur meiner Güte zu danken. Uebrigens braucht Meister Bähr jedenfalls zwei solcher Kerle, wie wir sind.“

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte dieser mit rauhem Tone.

„Ich hab's mir so gedacht und wenn ich irrte, kommt wohl ein anderes Mal die Reihe an mich. Aber Eines muß ich Euch sagen. Ihr habt da einen Mast mit Seetakelage, die aber in eine seltsame Unordnung gerathen ist, und es verräth wenig Aufmerksamkeit von dem bisherigen Meister Eures Kabelgats, daß er so sehr Fünf gerade sein läßt. Laßt nun doch Euern neuen Maaten zeigen, was er gelernt hat.“

Mathes biß sich in die Lippen und brummte vor sich hin, daß solche seemännische Prahlereien mit der Schifffahrt auf dem Flusse nichts zu thun hätten.

„Steht es so?“ lachte Peter. „Dann werde ich mich

wohl des verlassenen Takelwerks annehmen müssen; wäre es auch nur, um mir das Mittagsbrod zu verdienen."

Mit der Gelenkigkeit einer Eichkatze flog er, ein lustiges Liedchen trällernd, den Mast hinauf. Auf der Sahling schwenkte er den Hut, warf einen Kußfinger nach dem Dachfenster, durch welches Elsbeth flüchtig hinausblickte und ging dann mit großer Emsigkeit an die Arbeit.

Mathes ward zu den Fahrzeugen geschickt, die am Strande lagen und der Tonnenleger stieg nun auf den Hausboden, von welchem er, durch eine Klappe, seine Leute ungestört beobachten konnte. Um Mittag war jede Arbeit untadelhaft vollendet. Der Alte empfing die beiden Männer mit einem Kopfnicken und kündigte ihnen an, daß sie bis auf Weiteres bei ihm bleiben könnten. Elsbeth, die diese Worte vernahm, erröthete auf's Neue.

IX.

Es war Sonntag. Nicht ein gewöhnlicher Sonntag, den man des Morgens mit Nichtsthun und Abends in der Schenke verbringt, sondern d e r Sonntag, an welchem oben auf dem Berge bei Mutter Ritscher getanzt werden sollte.

Und sie kamen herbei. Nicht nur aus dem Stranddorfe, sondern auch aus dem östlich gelegenen Ottensen

und von Norden her aus Bahrenfeld. Ja selbst der ferne Westen Blankenese's entsendete einige kühne Bursche und Mädchen. Sie kamen herbei: Die Mädchen mit den dunklen Röcken, den Miedern von schreiend buntem Kattun und den gold- oder silbergestickten Mützen; die jungen Burschen aber in der blauen Tuchjacke mit silbernen Knöpfen, ein Orange-Tuch locker um den Hals geknüpft, dessen Zipfel auf eine lichtblaue Weste herabfallen. Unter dieser baumelt eine lange, silberne Uhrkette hervor und der Hut sitzt mit dreiviertel Wind auf dem Kopf.

Die alte Wirthin, über den zahlreichen Besuch ganz Sonne, durchstrich die zum Ballsal eingerichtete Tenne und grüßte freundlich nach allen Seiten. Während der Zeit füllte sich jeder Raum so an, daß das Ganze einem nicht zu entwirrenden Chaos glich.

Elsbeth war kaum erschienen, als sie wohlgefällig bemerkte, welchen Eindruck ihr Eintritt hervorbrachte und willig reichte sie einem entfernten Bekannten die Hand zum Tanze. Peter Steuerrad stand seitwärts und lächelte, während Mathes Perl sich ärgerte, daß er Jenem nicht zuvorgekommen. Aber auch weiblicher Seits war die Unzufriedenheit nicht geringe, besonders bei der weiblichen Quadriga, die es schon neulich auf Elsbeth abgesehen hatte und ihr lieber den Tod im Herzen, als einen Tänzer am Arm wünschte.

„Da sieht man's, daß es hilft!" sagte die Erste dieses liebenswürdigen Vierblatts, „wenn man sich nur zu benehmen weiß."

„Und wenn man seine Augen hübsch dahin richtet, wo etwas zu holen ist!“ fügte die Zweite hinzu.

„Das hat sie von ihrem Vater!“ lachte die Dritte.

„Ja, der nimmt's vom Altar! brummte die Vierte.

„Nun, wenn nicht gerade vom Altar, doch aus gestrandeten Schiffen!“ fing die Erste wieder an.

„Man weiß, daß eine Tonne heute noch auf ihrer alten Stelle lag und Morgen trieb sie eine ganze Strecke seitwärts!“ die Zweite.

„Und was aus dem kleinen Peter Schlüter geworden sein mag!“ die Dritte.

„Wer weiß, auf welchem Grunde das neue Haus gebaut ist!“ die Vierte.

In dieser Weise begannen die holdseligen Jungfrauen, ihrer Galle freien Lauf zu lassen, Anfangs nur leise, dann aber, dasselbe wiederholend, lauter und lauter, bis die Umstehenden aufhorchten aus Liebe zum Scandal, eine Neigung, die hier reichliche Nahrung fand.

Während dessen hatte Elsbeth unbefangen sich den Freuden des Tanzes hingegeben und kehrte wohlgemuth zu ihrem Sitze zurück. Aber zwei schnippische Kinder aus Nienstädten rückten sogleich von ihr weg, indem sie flüsternd erklärten, neben so einer Person nicht sitzen zu wollen.

Hatte Elsbeth diese Aeußerung vernommen? Ihre Wangen glühten; sie zitterte.

Mit einem Gefühl der Genugthuung, daß sich nicht beschreiben läßt, hatte die holdselige Quadriga dies bemerkt, und ging nun mit verstelltem Bedauern zu der

Tiefgekränkten, die sie mit allen Gemeinplätzen eines ordinären Mitleids zu Tode marterten.

„Du mußt Dir dergleichen nicht so zu Herzen nehmen!" flüsterte Eins.

„Wenn Dein Vater sich auch wirklich Dies oder Jenes zu Schulden kommen ließ, kannst Du doch nichts dafür!" lispelte Zwei.

„Und man kann ein braves, rechtliches Mädchen sein, — wenn auch der Vater im üblen Geruch bei den Leuten steht!" hauchte Drei.

„Was hat am Ende ein Mädchen mit den dummen Streichen des Vaters zu schaffen! Freue Du Dich Deines Lebens und seines Geldes!" säuselte Vier.

Elsbeth sah mit einem Blicke, der einen Basilisken zum Mitleid bewegt hätte, auf die häßlichen Feindinnen und rief mit bebender Stimme, nach ihrer Begleiterin.

„Du denkst wohl," sagte die Erste gedehnt, „daß die Alte aushält, wenn irgend ein Spektakel im Anzuge ist? Die sitzt irgendwo versteckt und weint sich die Augen aus, daß sie Dir nicht hat beistehen können."

„Ich will nach Hause! Augenblicklich nach Hause!" sprach Elsbeth entschlossen.

„Allein? Ohne Begleitung?" fragte die Zweite erstaunt.

„Warum denn nicht?" setzte die Dritte fort. „Ist sie doch ihres Vaters Tochter."

„Freilich! Ja wohl! Dann! Nun!" . . . . schloß unartikulirt, aber mit einem tödlichen Lachen die Vierte.

„Es wird wohl irgend Jemand hier sein, der mit-

leidig genug ist, mich zu begleiten!" antwortete Elsbeth mit vor Thränen erstickter Stimme.

Mathes Perl trat zu ihr: „Jungfer, Sie kennt mich! Will Sie mit mir gehen?"

„Ja, alsogleich."

„Das ist gut. Aber umsonst ist der Tod und ich kann auch noch Ungelegenheiten davon haben. Sie muß mir also versprechen, daß ich zu Hause einen Kuß haben soll."

„Lasse Er mich! Unverschämter!"

Mathes war voll Ingrimm. Und ob er gleich nie das Geringste von ihr gesehen hatte, rief er überlaut: „Warum will sie denn gerade mir keinen Kuß geben?"

Die Umstehenden nahmen diese schändliche Verläumdung für wahr und man vernahm Ausrufungen, die den Ruf des unschuldigen Mädchens auf das Grausamste vernichteten.

Da sprang Peter Steuerrad vor und rief: „Ich will Euch lehren, Euern Gift auf ein armes Mädchen zu spritzen, die hier keinen Beschützer hat! Meine Hand an die Kehle, die noch einen Laut von sich giebt."

Er warf bei diesen Worten einen drohenden Blick auf Mathes, der sich ingrimmig entfernte und sagte dann zur Elsbeth: „Ich will Euch sicher aus dem Hause und den Berg hinunter begleiten. Glaube nicht, daß hier Jemand ist, dem es danach gelüstet, mit einem Seemann von der langen Reise anzubinden."

Vertrauend legte sie ihre Hand auf den Arm des

Seemanns, als plötzlich der alte Christopher Bähr aus dem Gedränge hervortrat:

„Die Tochter wird wohl am besten von dem Vater beschützt. Ich habe übrigens genaue Kenntniß von dem, was hier vorgefallen ist und gnade Gott Denen, die, um mich anzuschwärzen, mein Kind mit Füßen treten. Ich werde sie finden."

Diese Drohung, aus solchem Munde brachte auf die Schuldigen eine niederschlagende Wirkung hervor und lange dauerte es, bis laute Fröhlichkeit sich der Tänzer wieder bemächtigte.

X.

Der Herbst stellte sich ein. Der alte Christopher Bähr war in seinem Geschäfte überaus thätig und ließ es sich angelegen sein, beide Gehülfen zu unterweisen. Sonst aber war er noch mürrischer und verschlossener als früher, und die Dorfbewohner gingen ihm aus dem Wege, denn sie dachten an jenes Tanzfest und fürchteten, daß der Alte die Beleidigungen rächen würde, die der Tochter wiederfahren.

Diese lebte seitdem noch eingezogener. Sie ging ihren häuslichen Geschäften mit gewohnter Ordnung nach, aber ihre Stirn war von tiefer Betrübniß überschattet und die trüben Augen sagten deutlich, daß die Lust im Herzen gestorben. Sie war für ihre nächste Umgebung

gleichgültig und achtete weder auf Mathes plumpes Liebeswerben, noch auf Peters sanfte Bitten, der im Hause des Tonnenlegers ein ganz Anderer geworden war.

Einzelne Eisstücke begannen bereits, sich im Strom zu bilden und der Wind stand im Osten fest. Ein Wink für die Tonnenleger, ihre Tonnen in Sicherheit zu bringen. An der Bucht von Wedel lag bei einbrechender Nacht und aussetzender Ebbe der Ever des Tonnenlegers Christopher Bähr. Er selbst hatte sich in seine Kajüte begeben, Peter lag unter der Vorderpflicht, aber Beide konnten nicht schlafen. Mathes, der die Wache hatte, ging mit gewichtigen Schritten auf dem Verdecke hin und her.

Peter ward nicht davon gestört. Seine Gedanken schweiften weit ab. Er träumte sich an Elsbeths Seite, die ihm ihr Herz offenbarte und ihm ewige Treue schwur, und es weinend beklagte, daß der Vater nie zugeben werde, daß sie sich mit dem Geliebten verheirathe.

„Und wenn er uns seine Einwilligung versagt," entgegnete Peter im wachen Traume, „soll es ihm doch nicht gelingen, unsere Herzen zu brechen. Seinen Reichthum brauchen wir nicht und Du wirst Dich gern mit dem Wenigen begnügen, was ich für Dich erwerben kann. Folge mir ohne Scheu, wir wollen uns einen Heerd und eine Heimath suchen."

Schön-Elsbeth weigerte sich zwar Anfangs und wollte von einer Entführung nichts wissen; aber im Traume verschwinden Zeit und Raum, Monate und Jahre drängen sich in den Rahmen eines Momentes zusammen.

So sah sich auch Peter bald darauf mit der Geliebten an dem Ufer eines fremden Stromes wandern und erblickte vor sich eine Kirche, die er mit frommen Schauern betrat. Aber statt eines sanften Priesters fanden sie einen strengen Richter, der zornig ausrief: „Verlaufene Dirne, ich sende Dich zu Deinem Vater, der Dich gebührend bestrafen soll! Du aber," wandte er sich an Peter, „sollst dem Gesetz büßen. Antworte deutlich, wer Du bist? Wo Deine Heimath ist? Wie Deine Aeltern heißen?

Peter verstummte; er hatte es nie gewußt. Und wie es einem Träumer wohl geschieht, daß er sich plötzlich an einen ganz andern Ort versetzt sieht, sah er jetzt Elsbeth und den Richter nicht mehr, sondern befand sich in dem Dorfe, worin er als Knabe gehaust hatte. Er stand in einer niedrigen Stube, dem Wandbette gegenüber, darin richtete sich eine Frauengestalt auf und er erkannte die alte, treue Pflegerin, seiner Jugend. Die Alte aber sprach leise vor sich hin, wie Leute wohl zu thun pflegen, die im Schlafe umgehen.

Es ist eine feine Weile her, seit Du hier in's Haus gekommen bist. Der Alte, der Dich mitgebracht, lag in der Bucht von Wedel und wartete den Tag ab, um seine Netze aufzuziehen. Mochte mit der Pfeife in der Hand eingenickt sein, denn er fuhr erschrocken auf, als er ein lautes Halloh vernahm. Da gewahrte er seitlängs ein Boot und einen Mann darin, der ihn mit blitzenden Augen ansah. Mein Alter glaubte nicht anders, als daß er einem Strandräuber in die Hände ge-

gelaufen sei, darum rief er: „Hier ist nichts zu holen, als eine Tracht Schläge." Der Fremde aber sagte: „Du Thor, ich nehme nichts, ich bringe." — Mein Alter antwortete: „Was Du und Deines Gleichen bei Nachtzeit und freiwillig bringen, scheint nicht sonderlich viel werth zu sein." — „Das kommt darauf an," meinte der Fremde. „Will Dir ja ein gut Stück Geld zu verdienen geben. Habe da ein Packet im Boote, das soll noch diese Nacht über die Elbe. Bringe es nach Harburg und ich will Dir funfzig Thaler dafür geben." Und mit diesem Worte ließ er das Silber im Beutel klingen. War's doch nicht anders, als ob's der Fremde gewußt hätte, daß der Alte nächstens funfzig Thaler zahlen sollte und noch nicht zwanzig zusammen gebracht hatte, darum griff er so gierig darnach. Der Fremde legte aber schnell das Packet neben ihm, sagte fröhlich: „Gute Nacht, Kamerad! Glückliche Reise!" und fuhr schnell davon. Mein Alter saß nun da mit dem Geldbeutel in der Hand und versank in ein dumpfes Brüten, als er einen leisen Schrei vernahm und als er recht hinsah, gewahrte er, daß es ein Kind war wie Milch und Blut. „Das Kind," sagte mein Alter nun zu sich selbst, „soll gewiß aus dem Wege geschafft werden, aber ich werde es retten, und vorerst fahre ich damit zu Hause, damit meine Alte sage, was ich weiter anzufangen habe." So geschah es, und als wir das Kind genauer beschauten, fanden wir einen Zettel, darauf stand: „Der Junge heißt Peter." Am andern Tage nahm der Alte die funfzig Thaler, womit er sich von

den Gerichten frei machte, und versuchte dann, über das Kind Erkundigungen einzuziehen. Es schien von guten Leuten zu sein, das sah man schon aus der feinen Wäsche, womit es bekleidet war. Aber alles Forschen blieb umsonst. Dafür wuchs der Knabe heran und gedieh wohl. Da sprach der Alte eines Tages zu mir: „Mutter, es ist eine Schickung Gottes, daß der Junge zu uns gekommen ist, so wollen wir uns einbilden, daß es unser eigener ist.“ Das geschah und es hat uns nicht gereut; es ist ein tüchtiger braver Bursche geworden, und mit ihm zog das Glück in unsere Wohnung. Das blieb auch bei uns, bis Peter seine erste Seereise antrat und mein Alter ein Paar Tage darauf starb. Ich aber blieb dann in Gram und Kummer zurück. —

Da ließ der Traumgott von dem Peter, der verstört auffuhr und sich mühsam sammelte, während der Zeit Christopher Bähr seine Koje verließ und den Mathes Perl ablösete, der froh war, sich endlich schlafen legen zu können.

Peter war jetzt völlig wach und hatte nicht übel Lust auf das Verdeck zu steigen, um sich durch Schwatzen die Traumgrillen zu vertreiben. Aber als er den Kopf in's Freie steckte, fuhr er eben so schnell zurück und ein Schauer überflog ihn. Was ihm der Traum in einzelnen, abgerissenen Bildern zeigte, hatte ihm früher seine Pflegemutter umständlich, mit allen Einzelheiten erzählt. Eine lebhafte Phantasie, wie die seinige, malte sich Alles zu einem lebensvollen Bilde aus. So hatte er sich auch eine absonderliche Idee von dem geheimniß-

vollen Fremden gemacht, der ihn in das Boot seines Pflegevaters gelegt hatte. Als er nun den Christopher Bähr aufrecht da stehen und auf den Strom starren sah, schrie er beinahe laut auf, denn so stellte er sich den Fremden vor. Nun kam noch hinzu, daß sie sich in der Bucht von Wedel befanden, die der Schauplatz jenes Ereignisses gewesen, und daß ihr Ever vielleicht gar auf derselben Stelle vor Anker lag, wo einst jene Fahrzeuge sich mit ihren Seitenborden berührten Daher mochte es kein Wunder nehmen, daß der junge Seemann über die Maßen verstört war, und kalter Schweiß auf seiner Stirn perlte.

Der alte Christopher schien so in Gedanken vertieft und so erregt, daß er diesen Gedanken Worte lieh, die Peter, als er das erste Grauen überwunden hatte, deutlich verstand:

„Verdammte Bucht! Ich fürchte sie, wie den Teufel und habe doch darin zu Anker gehen müssen. Der Thurm da scheint mir eine Hand zu sein, die drohend zum Himmel gestreckt ist, weil er ein Mal gesehen hat, was Niemand hätte sehen sollen. Aber ich will diese Furcht überwinden, es mag kommen, wie es will. — Was? — Wozu ist der Mensch auf der Welt, als um zu leben? Was wußte jenes Kind vom Leben? Darum hat es auch nichts verloren. Mich und seine Schwester hinderte der Junge und darum mußte er fort. Und sollte er Glück haben, konnte er es auch anderswo finden."

Seine Brust arbeitete heftig: „Nicht kümmerts mich,

was die Leute sagen? Sie können mir nichts beweisen, denn Niemand weiß, was auf dem Vogelsande vorgefallen ist, als Erik Matsen und ich. Der ist aber todt. — Bei alledem hat die Gertrud bald daran müssen und ich habe die frohen Tage nicht finden können. Verdammt ist der Teufel."

„Was ist das?" fing er nach einer Pause wieder an, indem er mit der Hand über das Gesicht fuhr. „Woher kommt das Wasser in meine Augen? — Weg damit! — Ei, Johannes Schlüter, wer hätte das gedacht, als wir zum ersten Male in dem Kruge von Neumühlen zusammen trafen?"

Er verstummte. Das Haupt senkte sich auf die Brust herab. Es schien fast, als ob er schliefe.

Der junge Seemann war sehr aufgeregt. Was hatte er nicht in dieser einen Stunde erlebt! Ihn floh der Schlaf, um ihm Geheimnisse zu enthüllen, die ihm Grauen erregten. Er sah sein Dasein plötzlich mit dem Dasein eines Mannes verwoben, zu dem er nur gezogen war, weil Elsbeth einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Von allen Gerüchten, die über den alten Tonnenleger im Dorfe umliefen, war ihm keines fremd geblieben, doch sein leichter Sinn hatte wenig Werth darauf gelegt. Aber nach jenem lebendigen Traum, nach dem Gespräch, das er vernommen, fiel es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen.

„Ich will hell sehen," sagte er zu sich selbst. „Ich will's und wenn es mein Leben kostet. Dieser Mensch

soll beichten und müßte ich ihm die Worte aus der Gurgel pressen. Er soll sagen, ob ich das Kind des Johannes Schlüter bin, dem er Alles genommen, Vater und Heimath, und Vermögen."

Christopher Bähr hatte sich indessen gesammelt und blickte anscheinend ruhig in den Strom, als Peter ihm mit dem Gruße: „Gute Wacht!" unvermuthet zur Seite trat:

„Ich kann nicht schlafen und will ein wenig mit Euch plaudern. Ihr wißt tüchtig auf der Elbe Bescheid und könnt mich über Vieles belehren. Aber, was ich Euch fragen wollte: Meint Ihr, daß ich die Gerüchte glaube, die von Euch im Umlauf sind und die besonders an jenem Tanzsonntag von aller Welt erzählt wurden?"

Christopher Bähr fuhr zusammen, Peter aber that, als merke er es nicht und fuhr fort:

„Ich hörte noch eine Geschichte, die im Dorfe Keiner kennt und die Euch ganz besonders angeht."

Und nach diesen Worten erzählte er die nächtliche Bootfahrt, durch welche der unschuldige Sohn und Erbe Johannes Schlüters fortgeschafft wurde und rief dann: „Das ist die Geschichte, die ich weiß und jener alte Thurm von Wedel ist Zeuge der Schandthat gewesen."

Der Tonnenleger war in großer Aufregung. Ihm fiel bei, daß er öfter laut vor sich hinspreche und den jungen Seemann bei der Brust packend, rief er aus: „Bekenne! Du hast mich behorcht!"

Der junge Seemann machte sich kaltblütig los: „Bleibt in Euern Schranken, Herr, und sagt mir ehrlich, was aus jenem Knaben geworden ist?"

„Ich weiß nichts! Gar nichts!"

„Dann muß ich Deinem schwankenden Gedächtniß zu Hülfe kommen. Sieh mich an, alter Mann! Jener Knabe bin ich!"

„Nein! Nein!"

„Ich bin's, Christopher Bähr! Sieh mich genau an!"

Nur scheu richtete der Tonnenleger seine Blicke auf den jungen Seemann. Wohl war eine Aehnlichkeit zwischen diesem und der verstorbenen Gertrud, und im tiefinnersten Herzen mußte er gestehen, daß dieser junge Mann der Bruder seines Weibes und der wahre Erbe sei. Aber gerade die Gewißheit dieses Ereignisses gab ihm ungewöhnliche Kraft. Er fühlte, jetzt sei der rechte Augenblick, fest zu bleiben, und sollte es zum Aeußersten kommen. Mit einem vernichtenden Blick sah er auf den Jüngling hin und sagte mit schneidendem Tone: „Ihr seid betrunken! Denkt daran, daß Ihr in meinen Diensten steht und gehorchen müßt. Scheert Euch sogleich unter Deck!"

„Ihr werdet doch nicht allein sein! Euere Verbrechen sind bei Euch!"

In diesem Augenblicke schlug die Thurmuhr von Wedel, daß es hell über den Strom schallte.

„Der Zeuge spricht!" sprach der junge Seemann ernst und entfernte sich.

Christopher Bähr blieb allein. Der Strom rauschte mächtiger und schichtete die Eisschollen am Ufer immer höher und höher aufeinander.

XI.

Am andern Tage empfing der alte Christopher Bähr seine Leute mit einem kaum merklichen Kopfnicken, als diese zu ihm in die Stube traten:

„Hier findet Ihr Beide Euern Lohn aufgezählt. Die Geschäfte sind für dieses Jahr beendet. Da ich aber Jemand haben muß, der auf mein Schiffsgut achtet, so kann Mathes Perl bei mir bleiben."

Mathes Perl hatte die schöne Elsbeth mit steigendem Wohlwollen betrachtet und sich selbst oft gesagt, es müsse nicht übel sein, sich das Mädchen, sammt des Vaters Geld und Gut zu gewinnen. Dazu hoffte er während des Winters hinlänglich Zeit zu haben und nahm daher das Erbieten mit freudigem Danke an.

„Was Euch betrifft," wandte sich der Alte an Peter, „so will ich Eurer fernern Hülfe entrathen. Ihr thut besser, Dienste am Bord eines Schiffes zu nehmen, das nach Brasilien oder Indien segelt. Ihr habt einen hochfahrenden Sinn, der zu meinem bescheidenem Gewerbe nicht paßt und werdet mich nicht entbehren. Ich wünsche Euch eine glückliche Reise. Der Weg nach der Stadt ist weit und es dunkelt schon."

Peter setzte dem Stolz des Alten gleichen Stolz entgegen und entfernte sich. Ein Paar Stunden später traf er Elsbeth unter dem Schutze des Bergabhanges, wo Beide eifrig mit einander sprachen.

„Ich habe ein Geheimniß vor Dir," sagte Peter Steuerrad, das Mädchen an seine Brust ziehend. „Du wirst nicht schlechter von mir denken, weil ich es Dir nicht offenbaren darf."

„Behalte Dein Geheimniß. Wenn mir nur Deine Liebe bleibt, ohne die ich nicht mehr glücklich sein kann."

„Wir scheiden nicht auf lange. Mein Weg führt in meine Heimath und finde ich dort, was ich zu finden hoffen darf, sollst Du weiter von mir hören. Du oder Keine!"

„Und Du oder Keiner!" entgegnete sie hold verschämt, und hielt den Geliebten fest umschlungen.

Der mächtige Nordwest hatte sich allmählig zum Sturm erhoben und tobte schauerlich in den Wipfeln der uralten Bäume, die den Bergesrücken bedeckten. Das dumpfe Rauschen der Wellen weckte die Liebenden aus ihren Träumen, sie trennten sich und Elsbeth kehrte langsam nach dem Vaterhause zurück, während Peter, mit dem Sturm um die Wette, der Stadt zueilte.

XII.

Jenseits Harburg — unweit des Rönnebergs — liegt ein Dörfchen weit ab von der Landstraße, wohin selten der Fuß eines Wanderers sich verirrt. Die Ebene war mit Schnee bedeckt, darüber lag ein tiefbewölkter Himmel und die einzelnen Hütten ragten wie dunkle Erdhaufen aus dem Boden hervor. Alle Thüren waren fest verschlossen, die kleinen Fensterscheiben dick mit Eis belegt und nur aus wenigen Häusern drang sparsamer Rauch durch die Thürspalten.

In der niedern Stube einer dieser Hütten lag eine arme, alte Frau in ihrem Bette, die von einer schweren Krankheit heimgesucht, ihrer Auflösung stündlich entgegen sah. Der Bote des Todes war ihr furchtbar; man las es in ihren Zügen, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe, daß sie offenbaren müsse, bevor sie ihre Augen schließe für immer.

Da ging die Thür auf und ein junger Matrose flog herein. Er war außer Athem und in Schweiß gebadet: „Da bin ich, Mutter, und bringe aus der Stadt Alles, was Euer Herz nur wünschen und verlangen kann.“

Mit diesen Worten war er an das Bette getreten und kramte die eingekauften Leckerbissen aus, welche ihr, nach seiner Meinung, gute Dienste leisten sollten, und fuhr dann fort:

„Der Doktor war nicht zu Hause. Aber ich habe

scharfe Ordre hinterlassen und er wird in einer Stunde hier sein."

Die alte Frau versuchte zu lächeln.

Er sah sie traurig an: „Seit Euch die Gläubiger des Vaters Haus und Garten an der Elbe nahmen und Ihr in diese Spelunke ziehen mußtet — zum Teufel, daß ich gerade damals in Ostindien war! — Ja, was wollte ich sagen? Seit jener Zeit macht Euch nichts auf der Welt mehr Freude."

Sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Du sollst mir die Augen zudrücken."

„O nicht doch, Mutter!" sagte der Matrose mit gezwungenem Lächeln, während ihm in Wahrheit die Thränen in den Augen standen. „Ich war vielmehr gekommen, um Euch zu sagen, daß Ihr auf meiner Hochzeit tanzen sollt."

Die Alte sah ihn fragend an.

„Das heißt — wenn — Ich muß es Euch, zum Teufel, gerade heraus sagen. Da ist ein schönes Mädchen, brav und wohlerzogen, die will ich haben und sie will mich auch. Aber nun kommt der Knoten, Mutter! Ich bin schon als Kind hülflos in die Welt gestoßen. — Weint nicht darüber. Ich habe bei Euch die rechten Aeltern nicht vermißt, — jenes Mädchen aber ist eines reichen Mannes Tochter, der nichts von mir wissen will."

Die Alte sank seufzend auf ihr Lager.

„Nun, Mutter! Es ist nichts in der Welt so schlimm, das nicht besser werden könnte. Es gäbe auch wohl Mittel und Wege, den Vater zu erweichen. Alles kommt

darauf an, ob Ihr mir einige Anleitungen geben könnt, wonach ich zu entdecken vermag, woher ich stamme. Wenn es auch noch so wenig ist, kann es doch von Nutzen sein. Der Vater war immer verschlossen; er fürchtete, ich weiß nicht was. Aber Ihr, Mutter! Denkt nach! Ich habe eine Spur."

Bei diesen Worten richtete sich die alte Frau hoch auf und sah ihren Pflegesohn mit einem starren Blicke an.

„Gewiß und wahrhaftig! Aber die Spur ist nur schwach und ich werde auf großen Widerstand stoßen. Wenn ich nicht noch einigen Beistand finde, ist jeder Prozeß unnütz, denn ich habe es mit einem zähen Sünder zu thun."

Die Alte richtete sich vom Lager auf; ihre Brust arbeitete heftig. Plötzlich schien ein leuchtender Gedanke sie zu beleben und mit großer Hast zeigte sie auf eine buntbemalte, mit vielem Schnitzwerk versehene Truhe.

„Was soll's mit der Truhe? Verbirgt sie etwas, das mir nützlich sein kann? Ich will sie öffnen und gebt nun Acht, was ich daraus hervorhole."

Er untersuchte sie auf das Genaueste und brachte endlich ein in grobe Leinwand geschlagenes Packet aus derselben zum Vorschein. Die Alte griff mit zitternden Händen darnach und öffnete es unter dem Beistande ihres Pfleglings. Sie brachte einige Stücke Leibwäsche zum Vorschein und flüsterte: „Dein erster Anzug."

„Das ist gut, Mutter. Vielleicht sind diese Sachen, wie es bei Christenmenschen üblich, gezeichnet und der Dieb — ich meine, der Kerl, der mich gestohlen — hat

die Zeichen nicht ausgeschnitten. Richtig! Da stehen ein P und ein S neben einananzder. Wißt Ihr vielleicht, was das heißen soll?"

Die alte Frau schüttelte mit dem Kopf.

„Es giebt viele Namen, die mit diesen Buchstaben anfangen; sie können auch Peter Steuerrad heißen. Aber wer hat's Euch gesagt, daß ich so heiße?"

Die Alte riß ihrem Pflegesohn das Kleidchen aus der Hand, und zeigte auf einen Zipfel desselben, worin ein Steuerrad mit schwarzer Farbe gezeichnet war.

„Also darum? — Wenn ich an Alles denke, was man mir in Neumühlen erzählt hat und was in der Bucht von Wedel vorgefallen ist, so könnten jene Buchstaben auch Peter Schlüter heißen, wie das Kind hieß, das plötzlich und spurlos verschwunden war. Und wenn ich's weiter überlege, so ist mir, als hätte ich in dem Hause des Tonnenlegers manches Stück Weißzeug gesehen, daß auch mit einem Steuerrade gezeichnet war."

Er hielt inne. So nahe vor der Entdeckung stehend überlief es ihn heiß und kalt. Ohne den Blick von diesem Zeichen abzuwenden, warf er die verschiedenen Gegenstände so durcheinander, daß etwas Schweres daraus hervorrollte und zu Boden fiel. Es war eine silberne Kapsel.

Unterdessen machte die alte Frau ihm bemerklich, daß man diese Kapsel in seiner Tasche gefunden habe, die er vermuthlich als Spielzeug eingesteckt habe.

„Das ist wahrscheinlich. Freiwillig hätten sie es mir nicht gegeben, weil sie fürchten mußten, dadurch

verrathen zu werden. Es befindet sich dasselbe Zeichen daran. Was mag es denn eigentlich vorstellen?"

Er drehte es in der Hand und drückte darauf an verschiedenen Stellen. Endlich sprang der Deckel auf und ein weibliches Bildniß wurde sichtbar.

„Elsbeth! Meine Braut!"

Dieser unerwartete Anblick hatte ihn so sehr überrascht, daß er erbleichte; seine Lippen bebten, er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen und die sterbende Alte sah, von Todesangst gefoltert zu ihm herüber.

Allmählig beruhigte sich der Aufgeregte. Er begriff, daß er nicht schon als Kind das Bild seiner Braut habe besitzen können; es mußte also eine andere sein; auch entdeckte er bei näherer Prüfung, daß mancher fremde Zug in diesem Bilde sei. Doch war die Aehnlichkeit noch immer sehr groß und es ward ihm wahrscheinlich, daß es die Mutter seiner Elsbeth, die Gertrude Schlüter vorstelle und er statt seiner Geliebten, seine Schwester vor sich sehe. Je mehr und mehr wurde es bei ihm zur Gewißheit, daß er ein Sohn des alten Johannes und der Schwager Christophers sei, eine Ueberzeugung, welche die traurigsten Gedanken in ihm erweckte.

„Mein Sohn!" wimmerte die Alte. „Mein lieber Sohn! Ich sterbe!"

Peter flog an das Bett und ergriff ihre welke Hand: „Ihr sollt jetzt noch nicht sterben! Ihr sollt leben und glückliche Tage sehen!"

Sie machte eine verneinende Bewegung und flüsterte leise: „Beten!"

Der junge Seemann faltete ihre Hände in einander, kniete neben dem Bette und befahl ihre Seele in die Hände von Gott Vater, Sohn und heiligen Geist. Sie sah ihren Pflegesohn mit einem dankbaren Blicke an und sank dann in ihre Kissen zurück. Peter aber sang mit gedämpfter Stimme die rührenden Verse:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!"

Seine Augen standen voll Thränen. Es war Alles grabesstill. Ein Schauer überlief ihn. Endlich richtete er einen Blick auf die treue Pflegerin seiner Jugend. Sie war hinüber.

Einen tiefen Schmerz in der Brust bekämpfend stand er da und hielt an ihrem Lager die Todtenwache.

XIII.

Wo sind die zauberischen Reize Neumühlens hin, dem wir uns jetzt wieder zuwenden? Wo ist das frische Grün der Bäume, die rastlose Bewegung am Strande, die lebendige Heiterkeit des Stroms?

Alles ist kalt, öde, todt!

Ebbe und Fluth haben mit gleicher Heftigkeit starke Eismassen nach dem Strande getrieben und diese, hoch aufeinander gethürmt, bilden eine glitzernde Mauer; die

Bäume strecken die schneebedeckten Aeste in den grauen Wolkenhimmel; die Bewohner haben sich in das Innere ihrer Häuser geflüchtet und nur selten fliegt ein verwegener Schlittschuhläufer über die Eisdecke des Stromes.

Elsbeth steht geräuschlos dem Hauswesen vor, ihre Sehnsucht nach dem geliebten Freunde im tief-innersten Herzen verschließend. Ihr Vater macht seine Berechnungen für die Herren in der Stadt und sitzt die übrige Zeit in Gedanken vor sich hinbrütend. Mathes schlendert größtentheils müßig umher, ohne deshalb einen Verweis von dem sonst so strengen Herrn zu erhalten. Christopher Bähr ließ ihn im Gegentheil ungestört schwatzen und hörte sogar manchmal mit einem stillen Lächeln zu. Mathes fühlte sich ganz heimisch. Sein Benehmen zeigte, daß er seit einiger Zeit mehr als jeder Andere über den alten Tonnenleger vermöge.

Dies hing so zusammen:

Christopher Bähr wußte nur zu gut, wie gegründet die Gerüchte über ihn waren. Die finstern Thaten seiner Jünglings- und ersten Mannesjahre tauchten stets aufs neue vor ihm auf und gaben ihm jenes abstoßende Wesen, welches Jedermann von ihm zurückschreckte. Sein Inneres war eine Hölle, worin er sich mit seinem nie schlummernden Gewissen allein befand. Und doch fürchtete er nichts mehr, als das Ende dieses trostlosen Zustandes. Es war die Gier, womit er an seinen Reichthum hing, die er nicht zu bezwingen vermochte und in steter, fieberhafter Aufregung erhielt ihn die Furcht vor dem unbekannten Etwas nach dem Tode. Vermochte

er es bei dieser Gemüthsaufregung nicht länger in der engen Stube auszuhalten, dann lief er den Strand hinab und kehrte erst nach einigen Stunden an Geist und Körper ermattet zurück.

So entfernte er sich auch eines Nachmittags. Längs dem Strande lag Scholle auf Scholle; es fror scharf und der Schnee fiel in Massen herab. Der Tonnenleger, wenig auf den Weg und die hereinbrechende Dämmerung achtend, gerieth auf eine falschen Stelle der Eisdecke. Erschreckt wich er zurück und fiel zwischen jene Eisberge, die sich zur Frostzeit zwischen Strom und Ufer emporthürmen. Er glitt bald aus, bald zerbröckelte das Eis unter ihm, bald sank er in eine Vertiefung, aus welcher er sich nur mit größter Mühe emporarbeitete. Die unnatürliche Aufregung seines Gemüthes, so wie die ungewohnten Anstrengungen, zu denen er gezwungen ward, erschöpften seine letzte Kraft; er fiel rücklings zu Boden und verlor die Besinnung.

Aber Mathes, der ihn nie aus den Augen ließ, war ihm gefolgt. Er rief ihn in's Leben zurück und führte ihn nach Hause. Von diesem Abend an hatte Mathes einen großen Stein bei ihm im Brette gewonnen und wenn je Einer sich rühmen konnte, über den störrischen Alten etwas zu vermögen, so war er es. Schlau wußte er jede sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, nahte sich stets mit ehrlicher Offenheit, und war dienstfertig ohne Ansprüche, so daß der alte Tonnenleger ihm die Hand drückte und die Worte fallen ließ: es sei hart, von allen Menschen so verkannt zu werden. Einmal

die Schranke durchbrochen, drängte sich der Strom der so lange niedergekämpften Empfindungen unaufhaltsam hervor und Mathes hatte seinen Zweck erreicht.

So sagte der Alte eines Abends nach einem langen Gespräche mit seinem Maaten:

„Ihr hättet also Lust, mein Schwiegersohn zu werden? Hm! Ihr scheint mir ein kluger Mann zu sein."

Mathes brummte einige unverständliche Worte vor sich hin und Jener fuhr fort:

„Ich mag es wohl leiden, wenn die Leute Muth haben und Muth gehört dazu, um die Tochter Christopher Bähr's zu freien. Was könnt Ihr sagen, um auch nur einigermaßen Euer tolles Begehren zu rechtfertigen?"

Jener ergoß sich in Betheuerungen, daß Liebe allein ihn so sprechen lasse, daß er seinen Herrn über Alles ehre, daß der Tag, da er ihm das Leben gerettet, sein glücklichster gewesen wäre und er freudig für ihn sein eigenes Leben in die Schanze schlagen würde.

„Es ist gut," sagte der Alte nach einer längern Pause. „Die Dirne kann nicht immer unverheirathet bleiben, auch liegt mir nichts daran, ob ich einen Schwiegersohn finde, der zu meinem Gelde noch ein Paar Thaler zulegt. Ich glaube, daß Ihr ein ehrlicher Kerl seid, der mein Kind gut behandeln wird, und da ich Euch überdies Dankbarkeit schuldig bin, so sollt Ihr sie haben."

Er rief seine Tochter herbei und sagte ihr, was er beschlossen habe. Aber noch hatte er nicht vollendet

als sie halb ohnmächtig vor dem Vater niedersank. Sie umfaßte seine Kniee und flehte ihn an, diesen Beschluß zurückzunehmen.

„Ich weiß wohl," entgegnete der Vater kalt, „Dir steckt noch der Kerl, der Peter Steuerrad im Kopfe, aber an den darfst Du nicht mehr denken. Hörst Du? Garnicht! Und wenn er eines Königs Sohn wäre, der bis über die Ohren im Golde säße, sollt Ihr Euch doch nicht bekommen. Niemals! Jetzt gehe mir aus den Augen!"

In Thränen gebadet schwankte die arme Elsbeth nach ihrer einsamen Kammer und die ersten Morgenstrahlen trafen sie noch wach, voll des härtesten Weh's und im Voraus jedem Glücke entsagend.

XIV.

Mit dem neuen Frühlinge, der die Eisdecke sprengte und den Schnee schmolz, wurde an dem Strande zu Neumühlen Manches verändert gefunden. Auch des Tonnenlegers Haus gab so Vieles zu besprechen, daß Frau Anna Hauschild und ihre jungfräuliche Quadriga alle Hände voll zu thun hatten.

Während der Winterzeit war der alte Christopher Bähr, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, öfters nach Hamburg gegangen und Mathes Perl hatte ihn begleitet. Wie erstaunte man, als man das Resultat dieser Wanderungen vernahm: Der alte Christopher Bähr

hatte, des vorgerückten Alters wegen, sein Amt niedergelegt und der vor noch nicht einem Jahre im Dorfe erschienene Mathes Perl wurde zu seinem Nachfolger ernannt.

Nahe bei dem Hause des Tonnenlegers befand sich ein schmuckes Häuschen, dessen Besitzer kürzlich gestorben war. Der Tonnenleger kaufte es den Erben ab und Tages darauf zog Mathes Perl in dasselbe ein.

Aber diese und ähnliche Dinge traten in den Hintergrund zurück, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, Mathes Perl werde des Tonnenlegers schöne Tochter heirathen und schon am nächsten Sonntag wäre die Trauung.

Zu noch größerem Erstaunen des Dorfes rechtfertigte der Erfolg diese Gerüchte, denn der Küster der Ottenser Kirche versicherte einigen neugierigen Weibern, der ehrwürdige Pastor Krohn werde am Sonntag Nachmittag das Brautpaar in aller Stille in dem Hause des Vaters trauen.

Während dessen saß Elsbeth in ihrer Kammer, weinte den ganzen Tag, gekränkt durch die Drohungen des Vaters, verletzt durch die rohen Liebkosungen des aufgedrungenen Bräutigams. In weiter Ferne weilte ihr Geliebter und es war Niemand im ganzen Dorfe, von dem sie Beistand hätte erwarten können. Aber je näher der verhängnißvolle Tag rückte, je mehr verschwand ihre Furcht und eine ruhige Entschlossenheit gab sich in ihrem ganzen Wesen kund; sie wollte sich selbst die Hülfe schaffen, die sie von Andern vergebens ersehnte. Sie trocknete

ihre Thränen und als sie am Vorabend ihrer Hochzeit ein unbezweifeltes Zeichen empfing, daß ihr Freund in der Nähe sei, flog ein Strahl der Freude über ihr schönes Angesicht.

Die heiterste Frühlingssonne begrüßte den Tag, der zu Elsbeths Verheirathung festgesetzt war; ein viel zu schöner Tag für ein so häßliches Vorhaben. Alles war möglichst geheim gehalten worden, aber dennoch war Jedermann im Dorfe bestens unterrichtet, und das ungastliche Haus des Tonnenlegers wurde förmlich umlagert.

Der Tonnenleger empfing seinen Schwiegersohn, der große Noth hatte, sich durch die gaffenden Müßiggänger zu drängen, an der Thür. Beide waren im vollen Sonntagsstaat; der Erstere kalt, abgemessen und einsilbig, der Andere zeigte ein von Freude und Wein geröthetes Gesicht und war überaus redselig. Die eingeladenen Trauzeugen waren verlegen und hielten sich von der Braut fern, die in ihrem weißen Gewande und dem bleichen Gesichte, unbeweglich in einer Ecke der Stube sitzend, wie eine Marmorstatue anzuschauen war.

Endlich erschien der Geistliche. Er befand sich in nicht gewöhnlicher Aufregung, denn die Menschenmenge, die er auf seinem Wege durch das Dorf fand, hatte ihn stutzig gemacht, noch mehr aber Ausrufungen, wie: Das arme Kind! Das unglückliche Geschöpf!" und die aus einzelnen Gruppen erschallende Aufforderung: „Ehrwürden, traut sie nicht!" Raschen Schrittes verfolgte er seinen Weg und kaum in das Haus getreten, fragte er

nach dem Brautpaar. Sogleich stellte sich ihm Mathes vor und wollte ihn zu Elsbeth führen, aber diese kam ihm zuvor, warf sich dem Prediger zu Füßen und rief mit bebender Stimme: „Ich habe Niemand auf der Welt, der sich meiner annimmt und sich meines Elends erbarmt; so handelt denn Ihr, Ehrwürdiger Herr, an Vaters Statt und rettet mich vor dieser verhaßten Ehe."

„Was ist dies?" fragte der Prediger befremdet.

Der Vater schäumte vor Wuth und würde sie gemißhandelt haben, hätten nicht die anwesenden Zeugen ihn zurückgehalten. Der Prediger sprach der Jungfrau begütigend zu, und forderte von dem Vater in gemessenen Ausdrücken eine genügende Erklärung. Aber dieser war zu aufgeregt, die Zeugen zu wenig unterrichtet, Elsbeth einer Ohnmacht nahe, und Mathes Perl fand es, unter den obwaltenden Umständen, für angemessen, durch die Hinterthür nach seiner nahe gelegenen Wohnung zu gehen.

„So bleibt mir denn weiter nichts übrig, als mich nach Hause zu begeben," entgegnete der Geistliche ernst. „Doch möchte ich nicht gern scheiden, ohne dies arme Geschöpf vor Mißhandlungen sicher zu stellen und bitte Euch daher, Ihr Herren Zeugen, daß Ihr dies Kind unter Euern und Euer ehrsamen Hausfrauen Schutz stellt."

Die Zeugen gaben ihre Zustimmung und wollten Elsbeth mit sich nehmen, der Alte aber schrie mit widerwärtigem Kreischen: „Geh, entartetes Kind! Ich sage mich von Dir los und verfluche Dich!"

Mit einem Rufe des Entsetzens zuckte Elsbeth zu-

sammen, aber der Geistliche sprach im verweisenden Tone:

„Und so Ihr Euerm eignen Fleisch und Blute fluchet, verderbet Ihr Euch selber. Des Menschen Fluch ist allein des Menschen Sünde. Diesem armen Kinde aber wird Gott beistehen, denn es wandelte bisher rein und untadelhaft vor dem Herrn.“

Als Christopher Bähr den schauerlichen Fluch über sein Kind ausgesprochen hatte, stand er regungslos da. Sein Geist war weit von ihm und er achtete auf nichts, was um ihn her vorging. Aber als nun plötzlich sein früherer Gehülfe, Peter Steuerrad, eintrat, kehrte ihm die Besinnung zurück.

„Komm mir nicht zu nahe!“ rief er mit geballter Faust. „Du sollst Deinen Zweck nicht erreichen und wenn der Teufel Dir beisteht. Ich gebe Dir nichts, ich trete Dir nichts ab und meine Tochter sollst Du nicht bekommen. Hast Du ein Recht an mich, so treffen wir uns vor der Schranke des Gerichts!“

„Sei es!“ sagte der junge Seemann ruhig. „Euch aber, ehrwürdiger Herr und Euch Andern nehme ich zum Zeugen, daß ich von ihm selbst zum Aeußersten gezwungen werde. Mag er es nun nicht zu bitter empfinden, wenn er, mit Schimpf und Schande bedeckt, von dieser Schwelle scheiden muß.“

XV.

Ein langer Zeitraum ist verstrichen, aber die Geschichte desselben wird in wenig Worten zusammen gefaßt.

Das Glück war der zweifelhaften Unternehmung des jungen Seemanns günstig. Er fand einen treuen, geschäftskundigen Anwalt, der sich für diesen nicht gewöhnlichen Fall interessirte und für den jungen Mann in die Schranken trat, um den Kampf auszufechten.

Die Untersuchung begann. Der Prozeß war im vollen Gange und die Theilnahme des Publikums, das zum größten Theil die Parthei des jungen Seemannes nahm, wuchs mit jedem Tage. Jeder Fuß breit Raum, den dieser in dem lange dauernden Prozeß gewann, wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Endlich erreichten die Berathungen des Gerichts ihr Ende. Die Acten wurden geschlossen, der Richterspruch folgte, der alte Tonnenleger ward für schuldig erkannt. Dieser öffnete in einem Augenblicke, da er sich besonders bedrückt fühlte, dem Richter sein Herz, und bekannte sich aller Vergehungen schuldig, die man ihm nachgesagt.

Mit der allgemeinsten Freude wurde dieser Ausgang überall aufgenommen und der junge Seemann mit den unzweideutigsten Zeichen der Theilnahme begrüßt. Es ward ihm das ganze Vermögen des alten Bähr zugesprochen, so weit es sich nachweisen ließ, daß es dem Vater des jungen Mannes, der sich nun Peter Schlüter nannte, zugehört habe. Dem Alten blieb nichts; er

zog mit einem weißen Stock aus seinem so lange widerrechtlich besessenen Eigenthum, und Mathes Perl, dem jetzt, da alle Garantie für ihn fehlte, das Amt eines Tonnenlegers wieder abgenommen wurde, sah den alten Bähr noch in das Gefängniß führen. Doch erzählte man, daß es dem Gefangenen später gelang, eine Abkürzung seiner Strafzeit zu erlangen.

Elsbeth lebte ruhig in dem Hause des Predigers, das Geschick des Vaters und ihr eignes beweinend, aber voll Freude über das Glück ihres Freundes, der mit raschen Schritten einem glücklichen Ziele zueilte. Sein Prozeß hatte ihm die Zuneigung einiger achtbaren Handelsherren in Hamburg erworben, die ihn bald nachher zum Kapitän eines ihrer Westindienfahrer machten. Mit seinem geerbten Gelde versicherte er sich einen Antheil an dem Schiffe und sah sich nun am Ziel seiner Wünsche.

„Wenn ich nun wiederkehre,“ sagte der junge Kapitän bei'm Antritt einer neuen Reise, „wird Dein würdiger Pflegevater uns für immer verbinden. Bis dahin sei fröhlichen Muthes und gedenke mein.“

Er schied gedankenvoll von der weinenden Braut.

XVI.

Es war eine stürmische Nacht. Die Wolken hingen tief herab und flogen in den seltsamsten Gestalten, vom Sturme gepeitscht, nach Südost. Die Rhede von Cux-

hafen war im wilden Aufruhr und die dort harrenden Schiffe hielten, trotz ihrer dreifachen Anker, dem Unwetter nicht Stand. Hier trieb ein großer Dreimaster dem Strande zu, dort warf der Sturm die leichte Takelage einer Kutterbrigg in die Fluth.

Mitten in diesem Aufruhr der Elemente ging ein Mann, unfern von dem Leuchthurme, auf und ab, der sich wenig darum kümmerte, daß die tobende Brandung bis zu ihm hinaufflog. Sein Blick schweifte über die weite Wasserwüste hin und wenn der Sturm sich, auf Augenblicke, gewaltiger erhob und die Wellen über die Baak von Scharhörn hinrollten, murmelte er vor sich hin: „Das wird sein Grab!"

Noch eine Stunde verstrich, da gesellte sich zu ihm ein ungeschlachter Kerl in weiter Schiffertracht, die Sturmkappe über beide Ohren gezogen:

„Wie steht's?" rief der Spätere. „Ist Deine freiwillige Strandwacht bald zu Ende? Hast Deinen Schwager sammt seinem Dreimaster schon entdeckt? Was für ein heißes Blut bei so späten Jahren! Hättest auch besser gethan, im warmen Bette zu bleiben und Kraft für das morgende Werk zu sammeln, als hier zu stehen und Dich naßregnen zu lassen. Wäre mir es nicht im Traume vorgekommen, als ob Dich der Teufel in Gestalt einer Welle gefaßt und in die Tiefe hinabgerissen hätte, ich wäre nicht herausgekrochen, denn wir haben Zeit vollauf."

Der Alte achtete nicht auf diese Ansprache, sondern murmelte in den Bart:

„Morgen ist seine Quarantainezeit um. Wäre nur erst der Augenblick da, wo er seinen Anker lichtet. Er soll mich finden.“

„Recht christliche Gesinnung für einen so nahen Verwandten!“ lachte der später Gekommene. „Nun, wenn der Teufel ihn und sein Schiff nicht holt, sind wir nicht Schuld daran. Durch die Finsterniß fliegt ein heller Streifen; es ist der erste Schein der Dämmerung!“

„Mathes Perl!“ sprach der Alte. „Wenn dieser Bube festsitzt, wenn sein schönes Schiff von den Wellen auseinander gerissen wird, wenn die reiche Ladung verloren ist und er, gleich uns, bettelnd umher irrt, mir gegenüber Auge in Auge, dann ist mein Werk gethan und Du magst mich rücklings über Bord stoßen, ich frage nichts darnach.“

Beide gingen der unfern liegenden Hütte zu, die ihnen seit einiger Zeit zur Wohnung diente, und setzten sich zu einem kärglichen Mahle.

Als nach einigen Stunden die Kommissarien der Quarantaine-Direktion sich an Bord des Hamburger Schiffes „Trident,“ Kapitän Peter Schlüter, begaben, um demselben die freie Pratica zu ertheilen, lief eine kleine Jacht aus dem Hafen und steuerte mit dichtgerefften Segeln den Strom aufwärts. Der alte Tonnenleger führte das Steuer. Mathes Perl beschäftigte sich mit der Stellung der Segel und zündete dann unter einem eisernen Tiegel ein helles Feuer an, das er mit großer Sorgfalt unterhielt.

„Wie steht's mit Deiner Suppe, Mathes?“ fragte höhnisch der Alte.

„Sie ist gleich fertig. Wer davon kostet, braucht hinfort keine andere. Sieh Dich um, altes Gespenst. Dein Herzensfreund rüstet sich zur Abfahrt.“

„Dann zu den Tonnen! Zu den Tonnen!“ rief Jener. Er hob das Steuer nach diesem Ausrufe und hielt scharf nach der Richtung von Otterndorf ab, wo ein gefährlicher Strand und ein schmales Fahrwasser ist, das den Lootsen und den Schiffsführern durch eine schwarze und weiße Tonne angedeutet wird. Mit Luchsaugen spähte der Alte nach diesen schützenden Zeichen, an die er bald seine frevelnde Hand legen wollte und Mathes rief, in dem Tiegel rührend, mit Lachen:

„Mit einem Löffel voll von dieser Suppe hat einst ein dummer Fischer eine ganze Seeräuberflotte hier vergiftet, ich denke, wir werden unsern Mann auch nicht fehlen.“

„Das verhüte der Teufel. Aber wir sind am Ziel. Streiche die Fock und wirf den Penterhaken aus!“

Und sie lagen zwischen beiden Tonnen, sich mit aller Gemächlichkeit zur Ausführung ihres Höllenwerkes rüstend.

Die Quarantaine-Kommission verließ den „Trident.“ Der Anker ward gelichtet und das Schiff ging majestätisch unter dem Druck seiner Sturmsegel. Alle waren allart und Jeder auf seinem Posten.

Gleich nach der Abfahrt wurde das Schiff von einem Unglück eigner Art betroffen. Der Lootse empfing durch

einen aus dem großen Mars herabstürzenden Marlspfriem eine schwere Verletzung und sank zusammen. Strom und Wind machten es unmöglich, nach Cuxhafen zurückzukehren und der Steuermann war die Elbe so oft auf- und abgefahren, daß er wohl glaubte, das Schiff glücklich hindurch zu bringen. Beide Offiziere standen am Steuer und leiteten die Fahrt. Da wuchs hinter dem hohen Deiche der Thurm von Otterndorf hervor und die beiden Tonnen wurden sichtbar, zwischen welche das Fahrwasser hindurch führte. Unfern davon kreuzte die Jacht des Tonnenlegers.

„Das kommt mir seltsam vor!" sprach der Kapitän. „Sonst lagen diese Tonnen und der Thurm in der Richtung eines und desselben Kompasstriches; jetzt ist das nicht der Fall. Ich kann's nicht glauben, daß sich binnen Jahr und Tag das Fahrwasser so verändert haben sollte."

„Und doch muß es sein," entgegnete der Steuermann. „Wissen wir doch Alle, welch ein wunderlicher Strom diese Elbe ist, die alle Jahre das Fahrwasser wechselt."

„Ich möchte Euch gern Recht geben, um so mehr als die Jacht, die dort kreuzt, ganz so eingerichtet ist, wie die Ever der Tonnenleger. Und doch beunruhigt mich das Wasser hier. Kräuselt sich's nicht, als ob es über ein flaches Ufer hinrollte? Hört nur, wie es tobt! Dort spritzt auch eine Brandung auf."

„In der That, Herr! Das ist seltsam!"

Der Schiffsjunge, der an den in der Kajüte dar-

niederliegenden Lootsen abgeschickt war, kehrte zurück und meldete, es sei unklug, zu glauben, daß es mit den Tonnen nicht richtig sei; er habe sie gestern noch gesehen. Das Fahrwasser sei daselbst bei starkem Winde immer etwas wild. Das Schiff müsse zwischen die Tonnen durch.

„In Gottes Namen denn!" rief der Kapitän. „Aber gebt doch der Jacht ein Signal; sie kann uns vielleicht nützlich sein."

Es geschah und bald darauf trafen beide Fahrzeuge zusammen, als man sich hart vor jenen Tonnen befand. Der Steuermann rief zur Jacht hinüber, ob es mit der Lage der Tonnen seine Richtigkeit habe?

„Ho! Ho! Das muß ich als Tonnenleger wohl am besten wissen!" rief der alte Christopher Bähr und bei dem Tone dieser Stimme schauderte der Kapitän unwillkührlich zusammen. „Alles in Ordnung! Fahrt nur frisch hinein!"

„Einbildung! Einbildung!" sprach der Kapitän vor sich hin. „Wie käme Er hierher, der um seiner Verbrechen willen eingesperrt ist? Ich könnte mich selbst auslachen! Hollah am Steuer! Haltet gerade zwischen den beiden Tonnen durch!"

Der Sturm ward in diesem Augenblicke heftiger. Die Masten zitterten vom Topp bis zum Deck, das Takelwerk knarrte und die Wellen warfen den Grundsand auf das Verdeck. Die Mannschaft stand erstarrt.

„Hier treibt der Teufel sein Spiel!" schrie der Kapitän. „Schnell das Steuer nach Lee! Wenden!"

Trotz der hochgehenden See gehorchte das Schiff seinem Steuer. Aber kaum hatte sich der Vorderbug etwas gehoben, als der Nordwest sich in die Sturmfock setzte und diese, sammt dem Bugspriet wegriß. Zu gleicher Zeit jagte das Fahrzeug mit der furchtbarsten Gewalt auf den Strand; der Kiel stieß ab, die Maste schwankten. Wie ein Felsen stand das Schiff unbeweglich und die Wellen schlugen darüber hin.

„Verrath! Verrath!" brüllte der Kapitän, vor Wuth schäumend. Er wußte nun, wie durch höhere Eingebung, gewiß, daß der alte Bähr in jener Jacht war und ihn absichtlich dem Untergange entgegen geführt hatte. Dieser Gedanke raubte ihm jede Besinnung. Der Lootse hatte sich auf das Verdeck tragen lassen, um nach Kräften zu rathen.

Unterdessen hatte in dem allgemeinen Aufruhr Niemand bemerkt, daß die Jacht am Spiegel des „Trident" anlegte. Mathes rührte in dem geschmolzenen Blei, kletterte auf die Hacke des Steuers und füllte die Finglinge desselben mit der verrätherischen Masse. Diese erstarrte. Das Steuer saß in seinen Angeln fest.

„Wir sind flott! Wir sind flott!" rief es nach einiger Zeit, als die Fluth um einige Fuß gewachsen war und das Schiff zu schwanken begann. Dieser Zuruf weckte den Kapitän aus seiner Lethargie:

„Hurrah, meine Jungen! Achtet auf Eure laufenden Taue, ich werde ihn bald wieder unter Segel bringen! Mir her die Steuertaille!"

Aber umsonst! Es bewegte sich nicht um die Weite eines Zolles, und das Schiff trieb dem Ufer zu.

„Christopher Bähr! Das ist Dein Werk!" rief der Kapitän und stürzte zu Boden. Das Schiff jagte, von der Gewalt des Windes und des Stromes getrieben, so heftig auf den Strand, daß der Vordersteven borst und das Wasser in den Raum stürzte.

Die Jacht steuerte hinter dem Spiegel weg und legte sich an die Luvseite des Wracks. Der Kapitän erholte sich.

„Willkommen binnen!" rief der Tonnenleger mit einem satanischen Lachen. „Ihr habt Euch einen guten Platz ausgesucht und dadurch bewiesen, daß Ihr bei mir etwas gelernt habt. Hussah! Die Wellen spielen Versteckens in Euern Zuckerfässern!"

„Nun, Peter Steuerrad!" rief höhnend Mathes Perl. „Kennst Du mich noch? Wir duzen uns, um der alten Kameradschaft willen. Strandgut ist ein herrlich Ding."

Bleich, an allen Gliedern zitternd, des Wortes nicht mächtig, stürzte der Kapitän in die Kajüte und bald darauf kehrte er mit Waffen zurück. Er legte eine geladene Büchse an und die Kugel flog dem armen Sünder in die Brust. Der Tonnenleger sank mit einem lauten Schrei seinem Maaten in die Arme.

„Oho!" rief dieser, vom Blut überströmt. „Soll ich nun in Erfüllung bringen, was er mich geheißen? Sagte er nicht, ich solle, wenn jenes Schiff darauf gegangen,

ihn über Bord werfen. Das spart mir die Kosten für sein Begräbniß."

Er warf die Leiche kopfüber in die Elbe. Zugleich fiel ein zweiter Schuß, aber die Kugel, nicht so glücklich treffend wie die erste, zerschmetterte dem Mathes Perl den rechten Arm, der, vor Schmerz und Wuth laut aufschreiend, mit seiner Jacht von der eben eintretenden Ebbe nach der See getrieben wurde. Am Rande von Vogelsand wurden die Trümmer einer Jacht gefunden, aber Mathes muß gerettet worden sein, denn man will später oft einen verwilderten Kerl, der viel tolles Zeug durcheinander sprach, in einzelnen Momenten sein verdammtes Geschick verwünschend, auf seinen zerschmetterten Arm zeigte, gesehen haben, wie er die weiten Marschstrecken des Landes Hadeln durchzog.

XVII.

Das Wrack war in die Tiefe hinabgespült. Die Mannschaft war gerettet. Ihr Kapitän kehrte von seinem Zuge über den Ocean krank zurück, die letzten Ereignisse brachten ihn vollends herab. Er ließ den Prediger zu sich entbieten, bei dem seine Elsbeth bisher lebte. Beide Männer blieben lange beisammen. Drei Tage nach diesem Gespräch entschlummerte Peter Schlüter in Frieden.

Elsbeth hat nie die Wahrheit erfahren. Es wurde

ihr so schonend als möglich mitgetheilt, daß ihr Freund in Südamerika dem dortigen Fieber erlegen sei. Mit stiller Ergebung ertrug sie den harten Schlag und lebte in tiefer Zurückgezogenheit als ein schützender Engel der Armuth.

Lange hat sie ihr beweinenswerthes Loos nicht getragen. Bis vor Kurzem zeigte man noch auf dem Ottenser Kirchhofe, unweit von Klopstocks Linde, ihr Grab.

Der alte Mann, der früher mit der Armenbüchse am Eingange des Kirchhofes saß, wußte einen großen Theil ihrer Lebensgeschichte.

Die Admiral-Schenke.

Eine Marineskizze.

War an einem Sonntage zu den gesegneten Zeiten Michael Adrianson de Ruiters, als sich eine laute Bewegung in der Stadt und auf den Werften von Helvoetsluis kundgab. Boot auf Boot steuerte der Mündung der Maas zu und die drinnen waren, schauten mit großer Spannung auf die offene See hinaus, als ob sie nicht früh genug erspähen konnten, was ihnen verkündigt worden. Am Strande aber drängten sich Gruppen an Gruppen und war des Jubelns und Jauchzens kein Ende.

Hart am Ufer stand ein Fischer mit bloßem Kopfe und glühendem Gesichte, der schwenkte die mit Genever und Wasser gefüllte Kanne und sagte:

„Habt nur Geduld, Kerle, so werdet Ihr sehen, daß sich Alles wahr macht, was ich Euch gesagt habe.“

Von mehreren Seiten ließ sich ein ungläubiges Gemurmel hören, während ein Paar neu Hinzugetretene sagten:

„Was habt Ihr denn gesagt? Laßt's uns auch hören.“

„Sollt's hören, Nachbarn," sagte ein Bürgersmann. „Der Fischer da will gesehen haben, daß Mynherr Adrianson de Ruiter sich mit drei Engländern auf Doggersbank herumgeschlagen hat."

„Mit drei Engländern? Das ist verwundersam."

„Was giebt's da zu verwundern? Er ist ein Blitzumskerl, der sich nicht blos geschlagen, sondern ihnen auch gewiß Eins angehängt hat. Gelt?"

„Ja! Er hat — wie es heißt — einen von ihnen in den Grund gebohrt und die beiden andern zu guten Prisen gemacht."

„Oho! Drei auf einmal? Das ist mehr, als ein ehrlicher Mann glauben darf."

„Willst mich zum Lügner machen?" rief erbost der Fischer dem Letztern zu. Kannst es nicht glauben? Da sieht man, daß Du eine verdammte Landratte bist, die nichts davon weiß, wie es auf offener See zugeht. Du bist ein ausländischer Hund, ein deutscher Muff, oder so etwas dergleichen; denn hättest Du nur einen Tropfen niederländisch Blut in Deinen Adern, das Wort wäre nimmer über Deine Lippen gekommen."

„Seid nicht böse, Meister Schellfisch. Es war nicht so schlimm gemeint. Also eine Prise sagtet Ihr?"

„Zwei Prisen, sagte ich, sind es, und den dritten hat der Teufel geholt."

„Erzählt es uns noch einmal, guter Mann!" rief ein Anderer, der jeden Streit hindern wollte. „Wär' es auch nur, um den dicken Faßbinder da zu überzeugen, der ein ungläubiger Thomas und noch dickfelliger ist,

als sein Namensvetter in der Bibel. Ihr braucht Euch nicht so anzustrengen mit dem Maulwerk, denn jeder brave Niederländer ist stumm und sperrt die Ohren weit auf, wenn vom Michael de Ruiter die Rede ist. Erzählt also! Erzählt!"

„Ja! Erzählt, Gevatter Seezunge!"

„Erzählt, und Ihr sollt Genever vollauf zum Schwimmen haben den ganzen Tag."

„Seid doch nur stille, damit er zu Worte kommen kann. Gestern Abend also ....?"

„Nicht gestern Abend, Hans Kesselschmied, sondern gestern früh, als kaum der Tag dämmerte und ich draußen vor meinen Netzen trieb, war ich am Steuer eingenickt, als es mir plötzlich vor den Ohren summete, ich weiß nicht wie, und ich jach auffuhr."

„Was giebt's, Pieter?" rief ich meinem Maaten zu, der auf der Vorderpflicht stand und die Hand über die Augen hielt, damit das Licht ihn nicht blende.

„Na, Gott stärke Euer Trommelfell!" lachte er laut auf. „Dauert nun schon drei Stunden, das Kanoniren, und Ihr schlaft fester als eine todte Ratte."

„Was für'n Kanoniren?" fragte ich.

„Was weiß ich," rief der Pieter. „Kommt von Doggersbank herüber. Wird am Ende wohl der de Ruiter sein, der hier herum kreuzt und mit den Engländern zusammen gerathen ist. Kommt uns immer näher der Lärmen und ist nur Schade, daß man vor dem Nebel nichts sehen kann. Darum thäten wir gut, unsere Netze bei Zeiten in Sicherheit zu bringen."

„Das wollen wir!“ sagte ich, mir den Schlaf vollends abstreifend, und nun zogen wir die Netze ein und warfen die gefangenen Fische in aller Eile durcheinander in eine und dieselbe Bune. Und kaum hatten wir den letzten Zipfel des Netzes binnen Bords, da frischte der Wind auf, der Nebel verzog sich und wir sahen die ganze Geschichte vor uns. Vier Schiffe wiegten sich auf der Salzfluth. Das eine trieb abwärts allein; es mußte seinen Theil schon früher bekommen haben, denn es war im Sinken begriffen und die Mannschaften enterten in die Böte, die aber auch gottesjämmerlich zugerichtet waren, denn man konnte sie kaum über Wasser erhalten. Zwei andere schwere Kanonenschiffe hatten einen Dritten zwischen sich und setzten ihm tüchtig zu mit Kanoniren, als wollten sie ihn zwingen, seine Flagge zu streichen. Aber dieser Dritte hatte am großen Topp unsere gesegnete Staaten-Flagge und hielt aus wie ein braver Holländer. Ich und mein Maat ließen Alles stehen und liegen. Dafür gaben wir genau Acht und wenn sich der Pulverdampf auf Augenblicke verzog, sahen wir stets deutlicher, wie es mit den Schiffen stand, denn die Strömung brachte uns einander immer näher. Und bald waren wir so nahe, daß sie uns vom Verdecke aus mit ihren Flinten hätten treffen können. Eine Zeitlang hatte der Wind geschwiegen; es schien, als wenn der Lärmen ihn zurückgedrängt hätte. Aber nun kam er mit erneuerter Kraft zurück; er jagte den Dampf in dichten Ballen an uns vorüber; wir sahen, wie die Engländer die Flagge strichen, wie unsere Leute beide Schiffe zugleich enterten und

wie ein Lärmen entstand auf allen drei Verdecken, daß man glauben mußte, es werde Keiner von Allen übrig bleiben und sie sich allesammt mit den Fäusten würgen.

„Schiffer!“ rief mein Pieter, „da geht's bunt über Eck. Das müssen wir uns näher besehen.“

„Ja,“ sagte ich, „das wollen wir, Maat.“

Und ehe wir es uns versahen, waren die Prisenschiffe mit den Leuten des Holländers besetzt, der nun zwischen ihnen heraus auf freies Wasser segelte, worauf wir sogleich an seinen Backbord heran gierten. Als wir nun das Staatenschiff ansahen, wie es so donnermäßig zugerichtet war, daß es uns fast erbarmte, sprang ein Mann auf die Galerie, der glühte über und über und dieser Mann war unser Michael de Ruiter. Er winkte mit dem Hut und rief uns zu:

„Hollah, Ihr da im Tjalkboot! Wenn ich nicht irre, sind wir Landsleute mitsammen?“

„Das sind wir, Gott helfe uns und segne Euch, Mynherr Michael Adrianson,“ sagte ich.

„Wenn das ist,“ sprach er rasch weiter, „so stützt Eure Breitfock aus, segelt mit diesem Briefe zu Lande und bestellt uns Quartier.“

„Das wollen wir, Herr Admiral, und wollen Alles ausrichten, was Ihr sonst noch zu bestellen habt!“ rief mein Maat Pieter zu Deck.

„Habt Ihr nicht Augen im Kopf?“ hieß es nun. „Ihr habt gesehen, was wir für Arbeit gemacht und daß wir Noth haben werden, binnen zu kommen. Grüßt

die Einwohner von Helvoetsluis und ich lasse ihnen sagen, die Maas sei rein."

Die umstehenden Bürger gafften den Fischer mit offenen Mäulern an und schlugen die Hände zusammen. Jener aber merkte, daß er tüchtig Oberwasser bekommen, darum machte er sich noch ein Mal so lang und die leere Kanne schwingend, rief er aus:

„Habt Ihr's Alle gehört? Das hat der Herr Admiral zu mir und meinem Maaten gesagt und da sind wir nicht faul gewesen, haben die Breitfock und das Stagsegel ausgestützt und das alte Tjalkboot ist gelaufen, daß das Spritzwasser ohne Aufhören über den Bug hinschlug, und als wir noch kaum verstanden werden konnten wegen der großen Entfernung, schrieen wir doch schon zu Lande: Der Michael de Ruiter kommt binnen und hat ein Paar schmucke Prisen im Schlepptau."

„Habt in alle Wege Euere Schuldigkeit gethan, Landsmann, und könnt Euere Kanne in Ruhe trinken!" entgegnete ein stattlicher Bürgersmann, der unlängst zur Gruppe getreten war. „Habt Euere Stimme laut erschallen lassen und sie ist gehört worden, das könnt Ihr sehen rings umher zu Wasser und zu Lande."

„Wahrhaftig! Kopf an Kopf, wohin sich das Auge wendet! Ich glaube, die ganze Stadt ist draußen."

„Aber, was soll denn das bedeuten? Da drüben drängen sie sich Alle nach einer Stelle zu."

„Hollah! Hollah! Am Ende sind sie schon im Anzuge und wir haben's verplaudert."

„Ja, wahrhaftig. Hört Ihr die Musik von drüben her? Sie sind's! Sie sind's!"

„Hei! Da fällt auch ein Schuß. Der kommt vom Wall herunter."

„Das ist das Landungs-Signal! Vorwärts!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

Und fort stürmte die Menge dem Ufer zu wo in dichten Schaaren die Bevölkerung der Stadt und der nahe liegenden Orte sich zusammen drängte, während Böte über Böte mit zahlreichen Mannschaften besetzt den aus dem Kampfe Heimkehrenden entgegen eilten, um den von tausend Mühseligkeiten Erschöpften Hülfe und Beistand zu bringen. Der Jubel wuchs von Minute zu Minute und von einem viel tausendstimmigen Hurrah begleitet, sanken die Anker in den Grund.

Dort, wo man, jenseits der Hafenwerke, in die eigentliche Stadt tritt, stand ein niedriges Haus von ärmlichem Ansehen. Das war eigentlich eine Schenke, aber es fehlten ihr die Gäste, denn es standen viel geräumige und besser eingerichtete Schenkhäuser näher und ferner. Darum kehrte hier auch Niemand ein und der Wirth, ein alter Seemann mit zerschossenem Bein, das er im Kampf mit dem Feinde dem Vaterlande geopfert hatte, wollte schier verzweifeln, denn er besaß nichts, als einen magern Gnadengulden und die Schenke, die Keiner besuchte, außer ein Unglücksvogel wie er, der nichts verzehren konnte. Geschah oft, daß der Stelzfuß des Morgens seine Hausthür öffnete und sie des Abends

wieder schloß, ohne daß ein fremder Fuß über die Schwelle gegangen war.

Als nun der Zug, der den Admiral in die Stadt geleitete, die Gasse betrat, wo die vereinsamte Schwelle lag, öffnete sich die Thür, und ein schönes Mägdelein von kaum siebzehn Jahren trat heraus mit einem Teller in der Hand; darauf stand ein Glas Wein und daneben lag ein Brödchen. Sie ging dem heranschreitenden Admiral mit einem sittigen Gruß entgegen und sagte erröthend:

„Wollt einer Tochter der Stadt nicht gram sein, Herr Admiral, daß sie Euch in den Weg tritt. Ich biete Euch aus gutem Willen einen Trunk dar, der Euch erquicken mag nach Euerm schweren Werke. Und möge jeder Tropfen in diesem Glase für Euch zu einem Jahre des Heiles werden."

Diese einfachen Worte des Mägdleins fuhren den Stadtherren, die den Admiral begleitet hatten, gewaltig vor den Kopf und sie wurden ganz still. Wohl hatten sie den wackern Seehelden mit Sang und Klang und vielen schönen Redensarten bewillkommnet und das Volk hatte geschrieen stundenlang. Aber Keinem war es in den Sinn gekommen, dem hohen Gaste, trotz des schwülen Tages, einen kühlen Trunk zu reichen. Darum sahen sie auch das Mädchen überaus verdrießlich an und machten Miene, sie zurück zu drängen, aber der Admiral hinderte sie daran, indem er das dargebotene Glas nahm und mit väterlichem Tone sagte:

„Habt tausend Dank, Jungfrau, für Euere Er=

frischung an solch heißem Tage. Ihr werdet einmal eine umsichtige Hausfrau werden. Wie heißt Ihr, Jungfrau, und wer ist Euer Vater?"

„Ich heiße Gesina und mein Vater war einstmals Seemann. Er ward aber zum Krüppel geschossen und muß nun am Hungertuche nagen, weil er krank ist und mit den reichen Schenkherren hier in den Straßen herum nicht Schritt halten kann. Er hat schon seit lange kein fröhliches Wort mehr gesprochen, aber als er hörte, daß Ihr kämet, hatte er große Freude und sagte: Spute Dich, Gesina, und thue, was meine Schuldigkeit wäre, wenn ich die Beine noch bewegen könnte. Biete dem Herrn Admiral de Ruiter einen frischen Trunk und sage ihm, daß sein ältester Schiffsmaat ihn willkommen heiße."

„Was sagt Ihr, Jungfrau? Euer Vater war mein Schiffsmaat? Wie heißt er?"

„Geert van Printz ist sein Name, Herr Admiral. Als Ihr noch für die Gebrüder Lampsin in Vlissingen zur Kauffahrtei fuhrt, ist er Euer Backsmaat und Kojegast gewesen zwei volle Jahre lang. Das hat er sein Lebstage nicht vergessen."

„Und ich auch nicht, mein liebes Kind. Habe vielmehr oft gedacht: Wo mag denn in's Himmels Namen der Geert van Printz hingerathen sein, der mich einmal mit starker Hand festhielt, als ich beinahe im harten Sturm über die Fockraa weg zu Deck gekommen wäre? Und nun stehe ich mit einem Male da vor seiner alten Kajüte, ohne es zu wissen, und sein schmuckes Töchter-

chen tritt mir grüßend auf dem Fallreep entgegen. Nun, so will ich denn auch thun, wie es recht ist, und mit nichten bei ihm vorüber gehen. Mit Gunst, Ihr Herren von Helvoetsluis, so man mit Jemandem gelebt hat in Freuden Jahre lang, soll man nicht fremd an ihm vorüber gehen in der Stunde der Noth. Darum kehre ich hier bei meinem alten Schiffsmaaten ein. Kann's Euch nicht zumuthen, Euch darnach aufzuhalten und hoffe, Euch nachher im Stadthause fröhlich wiederzusehen. Kommt, Gesina van Printz, führt mich zu Euerm Vater."

Die reichen Bürger, so wie die vornehmen Schöffen und stattlichen Gemeindeherren schauten einander gar verdrießlich an. Sie wußten nicht recht, sollten sie fortgehen oder den Besuch des Admirals abwarten, der doch nicht lange dauern konnte. Kopfschüttelnd entschieden sie sich endlich für das Letztere. Unterdessen hatte Michael de Ruiter die Hand des Mägleins ergriffen, die stolz an der Seite des Admirals in das Haus ging.

Der alte Schenkwirth wollte sich bei dem Eintritt des vornehmen Gastes erheben; aber dieser litt es nicht, sondern sagte:

„Nicht doch, Geert van Printz. Komme zu Dir daher, damit Du mir ein Stündchen Obdach giebst, aber nicht, um Dich von Deinem Ankerplatz zu vertreiben. Laß mich bei Dir sitzen und sage Deinem Mädel, daß sie uns eine Pfeife bringe, dann aber sprich, wie Dir's gegangen, seit Du Deinen alten Backsmaaten nicht mehr gesehen hast?"

Geert van Printz fuhr mit der Hand über die Augen:

„Ganz das alte Gemüth, wie es war zur Zeit, da wir als Kojegasten am Bord des „Ormus“ hausten. Gott segne ihn.“

„Ormus?“ unterbrach ihn rasch de Ruiter. „Recht! war ein tüchtig Schiff und nur einem so ungeschickten Burschen, wie mir, konnte es begegnen, kopfüber das Focksegel wegzufliegen, statt ein Reffband drein zu legen. In jener Nacht hätte ich sicher den Hals gebrochen, wenn nicht Geert van Printz mit seiner Eisenfaust zugegriffen hätte. Hattest damals eine eiserne Faust, Backsmaat; mein Genick spürte den Griff noch drei Tage nachher.“

„Ich habe Gott oft mit Thränen in den Augen dafür gedankt, daß er mich an dem Tage Euch zur Seite stehen ließ. Und wenn ich so hülflos auf meinem Stuhle saß und von einem Bekannten gelegentlich hörte, wie Ihr da oder dort dem Feinde eine Schlappe beigebracht und wieder ruhmvoll unsere Flagge vertheidigt hattet, sagte ich zu mir selbst: das hat Gott so gefügt und Dir die Kraft dazu gegeben, sonst wäre es nie geschehen.“

„Ja, alter Backsmaat, das ist wahr. Du hast einen großen Antheil an meinem Thun und darum ist's auch billig, daß Du den Nutzen davon hast. Muß mich fast schämen, daß ich so schmuck einhergehe und Du sitzest da in einem dunklen Winkel mit'm alten Schanzloper bedeckt, als ob .... Nun, nun, sage mir, wie es

Dir ergangen ist, wo Du gedient hast zur See und warum Du nicht zu Deinem alten Backsmaaten gekommen bist."

„Das geschah mit uns Beiden, wie es aller Orten zu sein pflegt, wo das Seevolk neben einander haust. Man trifft mit einem Manne auf demselben Kiel zusammen, theilt die gefährlichste Arbeit und den letzten Schluck mit ihm und wenn die Reise wohl vollbracht ist, stiebt man auseinander, wie Spritzwasser, ohne daß Einer sagen kann, wie es geschieht. Als ich nun aber fort und fort von einem Michael de Ruiter hörte, der wie ein Wetter auf der See war, und Wind davon kriegte, daß es derselbe sei, mit dem ich am Bord des „Ormus" die Koje getheilt hatte, da dachte ich, wollte mich auch aufmachen und dreinschlagen, so könnte es wohl kommen, daß wir einmal beisammen ständen im Gefecht. Ging auch alsbald an Bord eines Staatenschiffes, aber es bekam mir schlecht, denn als wir draußen und dem Feinde gegenüber waren, traf die erste Kugel, die über das Deck flog, mein Bein. Ich ward in des Doktors Kammer und später zu Lande gebracht, und war nun den Teufel zur See nichts nutze, weder zur Orlog noch zur Kauffahrtei."

„Und Du kamst noch immer nicht zu Deinem alten Freunde? War das recht? He?"

„Wetter, Herr Admiral, ich hörte von Euern Siegen, darum ging ich auch an Bord eines Kanonenschiffes, und wäre mir da ein Stückchen geglückt, wäre ich zu Euch gekommen und hätte zu Euch gesagt: Das

und Jenes habe ich gethan, nun bin ich hier und möchte an Eurer Seite fechten. Aber so? Als'n Bettler, mit'm lahmen Bein? Das ließ ich bleiben."

„Hm! Es war dumm, aber ich hätte es auch vielleicht so gemacht. Und was nun weiter?"

„Anfangs war's gar nichts. Die vornehmen Mynheers sagten, ich hätte noch nicht gedient und könne auf Nichts Anspruch machen; aber später hatten sie dann ein Einsehen, und als ich geheilt entlassen war, bekam ich ein Schmerzensgeld von hundert Gulden ein für alle Mal. Eines schlichten Mannes Bein muß wohl nicht mehr werth sein, zumal das linke, darum strich ich das Geld brummend ein, fand ein Mädel, das zu mir paßte, heirathete sie und errichtete einen Schank. Das ging auch gut einige Jahre lang, bis sie mir starb. Darauf kroch Alles rückwärts wie ein Krebs, denn ich hatte keine sonderliche Kenntniß von der Wirthschaft. Nun ist wohl meine Tochter, die Gesina, tüchtig herangewachsen, aber ein junges Ding kann doch nicht so zwischen den Gästen herum hanthieren, wie eine resolute Frau. Das Geld ist auch zusammen geschmolzen und ich sitze da, ein alter kranker Krüppel und kann nicht von der Stelle. Aber das ist Alles nichts werth und ein schlechtes Gespinnst, was ich Euch da abwickle; darum will ich stoppen damit und mich freuen, daß ich Euch gesund vor mir sehe in meiner Kajüte. Seid mir nochmals von Herzen willkommen, Michael Adrianson de Ruiter."

Die beiden Männer saßen einander still gegenüber.

Der Admiral hatte seinem alten Gefährten die Hand gegeben und sah ihn mit Rührung an:

„Höre mich an, Greet van Printz. Uns Beiden ist es wunderlich gegangen in der Welt. Du hast des Lebens Trübsal erfahren vollauf; mir ist das Glück erschienen viel und oft. Ich kenne Dich von früher her, altes Splitzeisen. Du bist ein stolzer, eigensinniger Gesell, aber Deinem ehemaligen Kameraden schlägst Du es nicht ab . . . .“

„Sprecht es nicht aus, Mynheer de Ruiter!“ entgegnete der alte Invalide ernst. „Ich habe meinen Willen für mich gehabt mein Lebelang und will ihn auch behalten. Weiß wohl, daß es Euch von Herzen kommt und daß Ihr Euern letzten Stüber mit mir theilen würdet. Aber ich kann es von Euch so wenig nehmen, als von einem Andern, denn es sieht wie ein Almosen aus und das nehme ich von Keinem. Habe mich auch hier am Lande, wie es einem alten Seemanne geziemt, ehrlich ernährt vom Plattinglegen und Wergzupfen . . .“

Michael de Ruiter unterbrach ihn:

„Genug, alter Bursche, genug! Pumpst mir das Wasser in die Augen. Du bist ein eigensinniger Decklaüfer gewesen Dein Lebelang und ich will nichts weiter mit Dir zu thun haben. Aber mit Deinem Töchterchen zu schwatzen wirst Du mir doch erlauben, alter Griesgram? Das ist ein gar liebes Kind und ich denke, wir werden bald recht gute Freunde werden.“

Da näherte sich Gesina den beiden Männern und sich sittig vor dem Admiral neigend, sagte sie:

„Dies ist der schönste Tag meines Lebens, weil ich einen solchen Gast in unser Haus führen durfte und ihn jetzt neben meinem Vater sitzen sehe. Nichts weiter wünsche ich, als daß mir diese Freude ganz rein erhalten werden möchte. Wenn ich aber den Kummer hätte, zu erfahren, daß Ihr unsere Freude über Euere Anwesenheit anders auslegtet, so würde ich vor Schaam in die Erde sinken und könnte keinem Ehrenmanne wieder gerade in's Gesicht sehen, denn ich würde den Gedanken nicht los werden, Ihr glaubtet allfort, daß ich Euch nur darum mit dem Weine entgegen getreten sei, damit Ihr uns dafür opfern solltet. Vor diesem Schmerz wollt mich aber bewahren."

Der Admiral sah zu dem Mädchen auf und sagte nicht ohne Verlegenheit:

„Ja, Ihr närrischen Leute, was soll ich denn nur mit Euch anfangen? Helfen soll ich Euch nicht, und so sitzen lassen kann ich Euch doch auch nicht. Wollte mich binnen Landes ausruhen von den mancherlei Strapazen, die ich letzthin erduldet und muß gleich, nachdem ich Anker geworfen habe, schon wieder einen Sturm bestehen. Aber, guter Gott, da fällt mir ein, daß ich hier vor Euerm Hause beigedreht habe und unbekümmert mit backen Segeln liegen bleibe, während draußen .... Nun die edelmögenden Mynheers von Helvoetsluis werden nicht besonders auf mich zu sprechen sein und es wird Mühe kosten, sie wieder zu besänftigen. Will's aber doch versuchen."

Der Admiral trat vor die Hausthür und kaum ge-

wahrte ihn das Volk, als es ihn mit lautem Jubelrufe begrüßte. Michael de Ruiter schwenkte dankend seinen Hut und wandte sich dann an diejenigen Mynheers, die sein Geleit bildeten und vor Ungeduld braunroth im Gesicht waren:

„Ihr seid mit Recht böse auf mich, werthe Herren! Bitte Euch, mir eine Buße für mein Zögern aufzuerlegen, und ich will sie tragen, wie hart sie immer sei. Damit Ihr aber wißt, was mich bewegen konnte, Euch so lange warten zu lassen, so vernehmt, daß ich hier unvermuthet einen alten Freund gefunden habe, der Schuld daran ist, daß ich hier als Sieger vor Euch stehe, denn er hat mir vor Jahren das Leben gerettet."

„Der brave Mann soll leben!" schrie es in der Menge.

„Das soll er. Und für eine solche That war es doch wohl das Wenigste, daß ich ihm bei unserm Wiedersehen dafür dankte, was nun freilich etwas lange gedauert hat. Hört, Ihr Herren von Helvoetsluis, dieser Schenkwirth Geert van Printz ist ein Ehrenmann und Ihr könnt stolz auf ihn als Bürger sein. Ihr habt mich freundlich in Eurer Stadt empfangen, und ich erkenne es von Herzen, wie ich soll. Wollt Ihr mich aber zum doppelten Danke verpflichten, so kommt einen Augenblick mit mir herein und laßt mich Euch mit dem Manne bekannt machen, der Schuld daran ist, daß ich für den Ruhm und die Ehre der Niederlande jemals das Steuer und den Degen führen konnte."

Damit winkte der Admiral den Bürgern und kehrte in die Schenke zurück. Die stolzen Mynheers sahen einander mit bedenklichem Kopfschütteln an und waren unschlüssig, was sie thun sollten. Endlich folgte Einer von ihnen, dann ein Zweiter, ein Dritter und so fort. Das Volk drängte nach und in wenigen Minuten war die Schenkstube, die anstoßende Kammer und der Hausflur so sehr mit Menschen angefüllt, als bis zu jenem Tage in der ganzen Stadt noch nie eine Schenke gewesen war.

„Nun, Geert van Printz, da bringe ich Dir eine sehr ansehnliche Gesellschaft, wie Du noch keine bessere in Deinem Hause gesehen hast!" rief gut gelaunt der Admiral. „Rappele Dich auf mit Deinem Stelzfuße und heiße die Mynheers willkommen; heiße sie niedersetzen und siehe zu, womit Du ihnen zu Willen sein kannst. Mir aber, Jungfrau Gesina, bringt noch ein Glas Wein von dem vorigen, damit ich den Mynheers, die Alle durstig sind, Bescheid thun kann."

Geert van Printz war von seinem Sitze gekommen, er wußte nicht wie. Er ging im wachen Traume umher, grüßte nach allen Seiten und bat stotternd um Entschuldigung, daß er nicht zum Empfange so vieler werthen Gäste eingerichtet sei. Gesina aber brachte den bestellten Wein und Michael de Ruiter bezahlte dafür den üblichen Preis, keinen Pfennig darüber. Gesina strich das Geld ein, in tiefer Bewegung und mit Thränen in den Augen. Als die Uebrigen sahen, wie es der Admiral gemacht hatte, begriffen sie leicht, worauf

es abgesehen war und machten es ihm nach. Gesina sammt dem Vater hatten vollauf zu thun und es dauerte nicht gar lange, bis die geringen Vorräthe, die in der Schenke vorhanden waren, ihr Ende erreichten.

Das merkte der Admiral gar bald und lachend rief er aus:

„Ei, ei, Geert van Printz! Was ist das? Ich komme auf den Gedanken, daß Du leicht ein besserer Matrose, als Schankwirth bist, denn sonst wärst Du nicht mit dem Wein und Genever am Rande, ehe noch die Hälfte Deiner Gäste befriedigt ist. Hoffe, daß Du Dich in's Künftige besser vorsehen wirst, damit Niemand einen Grund findet, sich über Deine Saumseligkeit zu beklagen. Ich mag gerne zufriedene Gesichter um mich sehen und habe im Sinn, so lange ich mich in Helvoetsluis aufhalte, alle Morgen zu Dir daher zu kommen, mein alter Backsmaat, und mit Dir und andern guten Leuten ein Wörtchen zu plaudern. Versteht Ihr, Mynheers? Ich habe beschlossen, meinen Morgentrunk bei meinem alten Schiffsmaat Geert van Printz einzunehmen, und es soll mich freuen, wenn ich hier recht viele gute Freunde und Bekannte finde, mit denen ich plaudern kann."

Diese Worte des wackern Seehelden wurden mit lautem Jubel aufgenommen, denn allmänniglich verstand den Sinn derselben gar wohl und ein Bürger rief:

„Wird uns eine Ehre sein, mit dem Herrn Admiral von Zeit zu Zeit unser Schlückchen zu trinken. Aber dann muß die Sache auch ein Ansehn haben und

das Haus hier muß den Namen die Admiral-Schenke führen."

„Mag sie so heißen!" rief der Admiral. „Muß ich gleich befürchten, die Bürger von Helvoetsluis werden in künftigen Zeiten sagen, der Michael de Ruiter müsse ein arger Zechbruder gewesen sein, weil man die Schenkhäuser eigends nach ihm getauft habe. Nun aber habt einen guten Morgen mitsammen, denn es wird die höchste Zeit, daß wir unsern Weg weiter fortsetzen."

Freundlich grüßend entfernte sich der Admiral und die ehrsamen Mynheers folgten ihm nach, während Andere zurückblieben und dem Wirthe sammt dessen Tochter versicherten, es habe ihnen ausnehmend wohlgefallen und sie würden gewiß wieder bei ihm einkehren, darum möge er auf guten Genever und Taback bedacht sein.

Als aber später am Tage der letzte Gast verschwunden war, warf sich Gesina in die Arme des Vaters und sagte mit überströmenden Augen:

„Welch' ein Mann! Nun ist Dir geholfen, Vater, ohne daß Du Deine Hand nach einem Allmosen ausstrecken durftest. Er hat Dein Haus zu Ansehn gebracht und Du kannst Deine letzten Tage in Ruhe verleben. Ich aber, Vater, will Dir jetzt eine Wirthschaft herrichten, daß Du Deine Freude daran haben sollst. Die Admiral-Schenke soll nicht mit Schanden bestehen und die hochmüthigen Mynheers, die uns sonst kaum über die Achseln ansahen, sollen es sich zur Ehre anrechnen, hier zu verkehren."

Das freudig aufgeregte Mägdlein drückte den Vater herzinnig an ihre Brust und eilte fort, ihr Wort wahr zu machen. Der alte Geert van Printz aber faltete die Hände und sagte still vor sich hin:

„Er ist mir gewesen wie ein Heiland! Segen sei über ihn!“



Onkel Schauspieler.

Eine Novelle.

Es war Jahrmarkt im Städtchen und der Marktplatz mit seinen stattlichen Buden, seinem aufgeschmückten Caroussel und der Cavalcade von Kameelen, Bären und Affen lachte gar freundlich im Sonnenschein. Gesang und Musik erschallte an allen Ecken und nur ein ernstes Gesicht war in der ganzen fröhlichen Menge zu erschauen. Dies ernste Gesicht gehörte aber Meister Berger, dem Tischler, denn erstens hatte der finstere Mann kein Behagen an dergleichen Ausgelassenheiten, wo es stets bunt über Eck ging, und ferner hatte er noch einen besondern Grund, alles Gedudel und Geleire zu hassen, wenigstens glaubte er ihn zu haben, und trug darum seinen Verdruß stets vor aller Welt zur Schau. Zugleich war ein augenblicklicher Stillstand im Geschäft eingetreten, was jedem Arbeiter zuwider ist, zumal aber Leuten, wie Meister Berger, die eine besondere Liebe zu den harten Thalern gefaßt haben.

„He, He, Meister Berger, wo wollt Ihr denn hin?"

rief einer seiner Nachbarn, den er in seinem Unmuthe fast über den Haufen rannte. „Laßt doch ein Wort mit Euch reden.“

Meister Berger rückte verdrießlich den Hut: „Geht nur Euren Weg, Meister Anton, wenn's beliebt. Dies Schnurren, Schnarren und Fiedeln ist ja ganz nach Eurem Geschmack. Ich kann doch nichts von Eurer Weisheit profitiren, denn ich halte mir beide Ohren zu und renne hinaus vor's rothe Thor, mitten in die Rüben- und Kartoffelfelder hinein.“

„Das thut nicht, Gevatter, denn da kommt Ihr vom Regen in die Traufe. Vor dem rothen Thore, wißt Ihr, ist der Gasthof zum Hirschen, und daneben liegt die ehemalige hochfürstliche Manège. Darin treiben jetzt die Komödianten ihr Wesen.“

Meister Berger schritt nach diesen Worten noch rascher vorwärts, so daß sein Nachbar ihm kaum zu folgen vermochte und rief eifernd:

„Ist das Gesindel wieder da? Warum läßt man dieses Pack, sammt dem Hanswurst und dem Marktschreier in die Stadt? Der gestrenge Bürgermeister sollte es vom Büttel über das Weichbild hinaustreiben lassen.“

„Pst, Gevatter! Redet Euch nichts an den Hals. Sind ja nicht die Luftspringer und Seiltänzer, die sonst hier ihr Wesen trieben; sind diesmal ordentliche, wirkliche Komödianten, die ihr Theater in der hochfürstlichen Manège aufschlagen. Im Hirschen wohnen die Leute,

lassen Erkleckliches darauf gehen und bezahlen Alles baar! Das hat mir der Hirschenwirth selbst erzählt."

„Schweigt!" rief Meister Berger und drückte den Hut noch tiefer in die Stirn. „Der vornehme Spitzbube ist noch lange nicht der bessere. Bezahlt dies Volk einen Schoppen baar, so will es Euch dafür um hundert andere betrügen. Und das mag hingehen! Ist ein Gastwirth so dumm, sich betrügen zu lassen, so muß er's tragen und dem hochmüthigen Hirschenwirthe gönn ich's. Aber diese Komödianten greifen nicht allein in Euren Beutel, sie greifen auch in Euer Herz und machen Euch und die Eurigen unglücklich auf Lebenszeit, wenn sie nur dafür das Volk, das sie in ihr Theater genarrt haben, weidlich zu lachen machen können."

„Ihr macht's doch auch gar zu kraus, Gevatter."

„Es ist kein Treu und Glauben bei dem Volke, sage ich Euch! Und woher soll ihnen auch die Rechtschaffenheit kommen, da sie alle Tage etwas Anderes sind und sich das Gesicht bemalen, die Beine verrenken, die Stimme verstellen, wie es ihnen gerade zu ihren Schelmenstücken bequem ist. Ein für alle Mal, bleibt mir mit diesen Lumpen vom Leibe, oder ich kündige Euch die Gevatterschaft."

„Nun, nun! Fahrt doch nicht so rasch in die Höhe, wie Blitzpulver! Habe Euch ja noch obenein gewarnt, vor das rothe Thor zu gehen. Trabt lieber nach der Buschmühle; da seht Ihr Niemand als den Müller, der verdrießlich sein saures Bier allein trinkt, weil's die Andern nicht wollen. Hätte es aber nie gedacht, daß

Ihr so auf das Komödiantenvolk schimpfen würdet, da Ihr doch selbst einen Bruder habt, der gar kein unebener Komödiant sein soll."

Meister Berger entfärbte sich und zitterte an Armen und Beinen. Mit Mühe unterdrückte er eine heftige Aufwallung und sagte mit gepreßter Stimme:

„Nun ist's mit uns Beiden aus! Ich weiß wohl, Ihr seid mir immer quer gewesen und habt mir einen Possen gespielt, wo Ihr konntet und wußtet. Daß Ihr es aber so weit treiben und mich an einen Landläufer erinnern konntet, der das Brandmal und der Schandfleck einer sonst unbescholtenen Familie ist, das kann ich Euch nicht vergessen und ich zerreiße den Gevatterbrief — seht Ihr — so zerreiße ich ihn, und will mit Euch nichts mehr zu schaffen haben. Mögt Ihr's meinetwegen erleben, daß Einer von Eurer Sippschaft, der Euch so recht an's Herz gewachsen ist, Euch von Grund aus betrügt und dann auf's Theater läuft, dann will ich kommen und Euch verhöhnen, damit Ihr wißt, wie es thut, wenn man einem unbescholtenen Manne die Familienschande vorwirft."

Damit rannte Meister Berger von dannen, so schnell er konnte. Er hörte nicht auf das Fiedeln und Trompeten, weder auf den Straßen noch in den Schenken, und hielt nicht eher an, bis er vor der Buschmühle stand, wo der Müller sich vergeblich abmühte, seinem Gaste das saure Bier mit süßen Redensarten genießbar zu machen, und sich darauf an einen zweiten, spätern Gast wandte, der des Weges daher kam.

Dieser war ein Mann von mittleren Jahren. Er trug schlichtgekämmtes Haar und einen dunkelfarbigen Oberrock. In seinem Gesichte war der Ausdruck der Gutmüthigkeit vorherrschend und aus seinen Augen leuchtete unbegränzte Milde. Er fixirte den Meister einige Augenblicke und sagte dann mit herzgewinnendem Tone:

„Es scheint, als ob Euch auch der Lärmen aus der Stadt verscheucht hat?"

Der Meister sah auf und in das wohlwollend blickende Auge des Fremden. Sein schroffer Sinn beugte sich unwillkührlich und minder mürrisch als vorher sagte er zum Wirthe:

„Freilich! Wer kann denn das Gedudel den ganzen Tag aushalten?"

„Ihr habt Recht. So gern dem fahrenden Kaufmann ein Verdienst und der Jugend eine Erholung zu gönnen ist, so scheint mir doch ein dreitägiger Saus und Braus zu viel. Die hohe Obrigkeit sollte billig Bedenken tragen, die Concessionen so weit auszudehnen."

„Obrigkeit!" schalt der Meister. „Hat sich was! Statt zu beschränken und zu verbieten, giebt sie solchem Volke immer mehr Freiheiten, und Kesselflicker, Seiltänzer und Hanswürste nehmen überhand. Sind auch Komödianten angekommen."

„Ich weiß," sprach der Fremde. „Aber das sind wirkliche Schauspieler. Recht brave Künstler, wie ich höre, die im Solde des benachbarten Fürsten stehen und eine Reise ihres Herrn nach Italien benutzen, um hier einige Vorstellungen zu geben."

„Vorstellungen, die allen Narren, die das Lügen-Spielwerk angaffen, noch Herzweh genug verursachen werden," fuhr Jener eifernd fort. „Wenn sie Euch am Karten- oder Würfeltisch um das Eurige gebracht, wenn sie Eure Söhne zu Vagabonden erzogen und Eure Töchter verführt haben, dann werdet Ihr schon zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieses Volk sammt und sonders Gesindel ist."

Eine trübe Wolke flog über das Gesicht des Fremden: „Euer Urtheil ist sehr hart und das betrübt mich, denn ein wahrer Christ soll von seinen Nebenmenschen stets nur das Gute denken, und wenn Einer aus Leichtsinn oder Schwäche Uebereilungen begeht, soll sie der Andere zum Besten kehren. Ihr aber, mein lieber Freund, mögt den Spruch wohl beherzigen: Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet."

Meister Berger sah auf: „Das hört sich allerdings gut an, mein lieber Herr, aber .... Entschuldigt mich! Ich sehe es Euch an, daß Ihr einem Stande angehört, der meine Ehrfurcht fordert, und als solcher steht es Euch zu, mir eine Ermahnung zu geben, die ich mit dem gebührenden Respekt anhören werde. Aber, Ehrwürden, nehmt es mir nicht übel, wenn ich Eurem Gebote dieses Mal nicht Folge leisten kann, denn Ihr wißt nicht, was mir geschehen ist."

„Das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen!" entgegnete der Fremde. „Aber welche Gesinnungen Ihr auch habt, so hindert Euch das nicht, das Wort eines ehrlichen Mannes anzuhören, der mit dem aufgeregten

Wesen, das nur zu deutlich aus allen Euren Zügen spricht, Mitleid hat, und Euch gern mit Euch selbst versöhnen möchte. Ist das erst der Fall, so denkt Ihr auch wohl minder hart über Andere."

Bis dahin hatte der Buschmüller, der hinter der Laube stand, Alles mit angehört. Jetzt aber ward er in die Mühle berufen, und konnte nur manchmal durch die Luftklappen bemerken, daß seine Gäste noch eifrig im Gespräch beisammen saßen und erst auseinander gingen, als es bereits stark dämmerte. Dann aber entfernte sich der Fremde hastigen Schrittes in der Richtung nach dem unfernen Kirchdorfe, und Meister Berger kehrte mit gesenktem Kopfe langsam nach der Stadt zurück.

Daheim aber fand er einen jungen Gesellen, der das Handwerk grüßte und einen Brief von einem Freunde aus der Ferne brachte, mit welchem Meister Berger früher gewandert war. Der Brief besagte, daß sein Ueberbringer, der junge Geselle, Otto geheißen, eines wohlhabenden Mannes Sohn sei, der besondere Neigung zum Tischlergewerk habe und lieber dies Handwerk, das er schon aus Liebhaberei getrieben, vollends erlernen, als länger unnütz am Studirtisch sitzen wolle. Der Vater habe dem Sohne nachgegeben, Meister Berger solle daher den jungen Mann bei sich aufnehmen und ihn unterrichten. Er werde dafür einen fleißigen Arbeiter in die Werkstatt bekommen, der obenein bereit sei, für Kost und Wohnung ein Billiges zu zahlen, da es ihm nur darauf ankomme, tüchtig zu lernen. „Ihr würdet den braven Jungen nicht bekommen" — schloß der

Briefsteller — „wenn er nicht absolut Tischler werden wollte, sondern Klempner, wie ich. Da ich ihn aber nicht selbst haben kann, so gönne ich ihn Euch am liebsten."

Dies Schreiben versetzte den Meister in gute Laune. Er reichte dem jungen Gesellen die Hand und sagte: „Seid mir willkommen als ein Freund des Freundes. Ich nehme Euch als Gast in meinem Hause auf und nach dreien Tagen wird es sich zeigen, ob Ihr Geschick für die Tischlerei habt oder nicht, und geht darnach fürbaß, oder bleibt in der Werkstatt, bis ich Euch losgesprochen."

„Es gilt!" entgegnete der junge Gesell. „Ich denke, Ihr werdet wohl mit mir zufrieden sein."

Und der Meister war es. Noch nie, das mußte er sich sagen, hatte er einen jungen Mann in der Werkstatt gehabt, der ihm besser gefiel, denn sein Lehrling war nicht allein so geschickt im Begreifen, daß er die Handgriffe nur flüchtig anzuschauen brauchte, um sie nachmachen zu können; er war auch mäßig und gar frommen Sinnes, ging nie mit andern Gesellen auf die Herberge oder zum Tanze, sondern hielt sich still zu Hause, und wenn der Meister Abends seinen Krug Bier trinken ging, machte er einen Spaziergang auf das einsame Feld. Und wie der Meister Behagen fand an dem jungen Gesellen, so that es auch die Meisterin, eine kreuzbrave Frau nach gutem altem Schnitt, die nur eine erste Freude kannte, nämlich die, wenn Gottes Segen in Topf und Tiegel war, und eine zweite, wenn die

Hausleute fröhlichen Muthes verzehrten, was sie mit voller Kelle aufschüsselte. Aber noch mehr als die Alten waren die Jungen mit dem neuen Hausgenossen zufrieden; die Knaben hatten einen unverdrossenen Spielgefährten an ihm gewonnen, der sich viel mit ihnen abgab und immer neue Schwänke an den Tag brachte. Vor Allen aber hatte Käthe, des Meisters holdselig Töchterlein, die blauäugige Blondgelockte, ihre Freude an dem geschickten Gesellen. Sie hatte eine gar liebliche Stimme, und sang mit frischem Tone in die weite Gotteswelt hinaus, ohne daß sich früher Jemand sonderlich darum gekümmert hätte. Aber der junge Gesell war aufs Singen versessen und begleitete das holde Kind auf einer Zither, die er herbeizuschaffen wußte; er gab ihr Anweisung, wo sie den Ton inne halten, oder sanft anschwellen lassen sollte und was sonst zu einem kunstgerechten Sänger erforderlich ist, so daß Meister Bergers Käthe ob ihres Gesanges zu einem großen Rufe im Orte kam und der vielgereiste Krämer des Städtchens, der sie zufällig hörte, auf dem Rathskeller einigen Freunden vertraulich zuflüsterte: „Es wäre gut, daß der Herr General-Intendant der hochfürstlichen Oper das Mädchen nicht gehört und gesehen habe, er schnappe sie sonst dem Vater vor der Nase weg, sei es mit Güte oder mit Gewalt.“

So hatte sich nun der junge Gesell bald fest in die Gunst aller Hausgenossen gesetzt, am meisten aber bei der schönen Käthe, und es sollte ein Tag kommen, der

ihn auch beim Vater noch einen Stein mehr im Brett gewinnen ließ.

Meister Berger hatte eine große Kundschaft bei vielen Gutsbesitzern in der Nähe seines Wohnorts und einer von diesen sprach Sonntags nach der Vormittagspredigt bei dem Meister, einer Bestellung wegen, ein. Da nun eben die Suppe aufgetragen werden sollte und der Festbraten besonders gut gerathen war, faßte sich die Hausfrau ein Herz und bat den vornehmen Gast, mit einem Löffel Suppe vorlieb zu nehmen. Der Gast nahm es an, und der Meister, voll Freuden über die Ehre, die ihm zu Theil wurde, holte ein Paar Flaschen des besten Weines, die vom letzten Kindtaufschmaus übrig geblieben, aus dem Keller herauf, den er mit umständlichen Worten anpries und kredenzte. Der Gast gab sich alle mögliche Mühe, der dargebotenen Gottesgabe die gebührende Ehre zu erweisen, und um dafür wieder dankbar zu sein, erzählte er, was er konnte, und gerieth dabei vom Hundertsten in's Tausendste, vom erbaulichen Vortrage des Herrn Pastors in der Frühmette, bis zur Freude, die er gestern Abend empfunden, als er des großen Meisters Lessing herrliche Emilia Galotti von den hochfürstlichen Hofschauspielern so schön habe darstellen sehen, daß es ihm durch Mark und Bein gegangen sei.

Wenn ein Blitz aus dem heitern Himmel herab in die fröhlichste Volksmenge gefahren wäre, so hätte es keine größere Bestürzung erregt, als das Wort Komödiant in der Stube des Tischlermeisters. Er ließ Messer

und Gabel fallen, seine Hand umkrampfte das Weinglas fest, zitterte aber dabei so heftig, daß er den Wein auf das Tischtuch schüttete, zum großen Schreck der Hausfrau, die zu Ehren des Gastes ihr schönstes Dammastgedeck hergegeben hatte. Schön Käthchen spielte verlegen mit dem Schürzbande und die Jungen saßen mit offenen Mäulern da, Otto aber wandte sich wie unwillig ab und konnte ein leichtes Erröthen nicht bergen. Der Gast merkte nicht, was seine Aeußerung für eine mißliebige Stimmung hervorbrachte, sondern schwatzte gemüthlich weiter von der seltenen Begabung der Künstler, die mit einem Ernste und einer Würde gespielt hätten, wie man sie nicht auf einer königlichen Hofbühne fände. Einer sei so gut gewesen wie der Andere, und wenn ja der Einzelne noch ein besonderes Lob verdiene, so sei es der junge Mann, der den Grafen Appiani gespielt habe, denn so etwas Edles, so durchweg Vergeistigtes in Haltung und Ausdruck könne man sich gar nicht möglich denken.

Das wurde dem jungen Gesellen zu viel. Er rückte hastig den Stuhl zurück, warf einen Blick des Mitleids auf den Meister, der wie ein Jammerbild seinem Gaste gegenübersaß, und entfernte sich eilig. Aber der Gast erkannte noch immer nicht die Stimmung seiner Wirthsleute; er hatte sich den guten Wein schmecken lassen, war zufällig auf sein Lieblingsthema gekommen und merkte in der Freude seines Herzens gar nicht, daß er immer allein schwatzte und nicht genug von der stolzen Orsina, dem schuftigen Marinelli und dem liderchen

Prinzen zu erzählen wußte und endlich dem Meister die Frage stellte, ob er es nicht über die Maßen glorreich fände, daß ein Vater seine Tochter, die durch ein schnödes Liebesverhältniß beschimpft worden wäre, mit einem Dolche durch und durch renne?

Schön Käthchen schrie vor Entsetzen laut auf; dem Meister aber, der bisher mit der größten Mühe an sich gehalten hatte, riß nun die Geduld. Er sprang vom Stuhl auf und stampfte mit den Füßen.

„Nein! Nein! Nein!" rief er und eine dunkle Zornesröthe färbte sein Gesicht. „Das ist wieder eine von den Teufelskünsten dieses Gesindels und ich weiß Euch wenig Dank, daß Ihr solche Satansstreiche in meinem ehrbaren Hause zu Markte bringt. Was geht mich diese Vettel, diese Rosine, an? Und dieser Marionelli, der ein Land- und Leute-Betrüger ist? Und wenn ein Vater .... Aber, Herr Gott, was schwatze ich da von all dem Komödiantenkram, als ob ich mitten darin stäke und wie ein Toller mit ihnen herumspränge auf den Brettern, wo das Unheil ausgeheckt und handschlagend bewundert wird, was nachher wie ein Orkan über die Familien kommt! Sollte mich gar nicht wundern, wenn sie's nicht mit nächstem hier in der Stadt nachmachten, so daß eine Gans von Tochter sich von einem vornehmen Liderjahn beschwatzen ließe und der Esel von Vater nähm's Küchenmesser und jagte es der Dirne in den Leib, statt sie bei Wasser und Brod in den Keller zu sperren, damit sie zur Vernunft käme und mit Reue

und Gebet den Himmel und ihre Eltern zu versöhnen trachtete."

Der Alte hatte sich so außer Athem geschwatzt, daß er inne halten und sich den Schweiß von der Stirn trocknen mußte. Der Gast aber war aufgestanden, sah seinen Wirth mit offenem Munde an und rief voll Staunen:

„Mein guter Meister, es scheint mir, daß Ihm sein eigener Wein zu Kopfe gestiegen ist."

Allerdings hatte Vater Berger im steigenden Zorn über die Komödianten einige Gläser über den Durst gethan; deshalb aber nahm er auch eine Erinnerung daran um so übler auf, und einen Schritt vortretend, rief er mit zitternter Stimme:

„Was? Betrunken? Wer sagt, daß ich betrunken bin? Geärgert habe ich mich über all das schändliche Gewäsch da! Das ist mir zu Kopfe gestiegen, aber nicht der Wein. Ich bin nur ein einfacher, schlichter Mann, Ihr seid dagegen von vornehmer Geburt und sehr reich, aber nachdem Ihr mir Euere Gesinnnngen offenbart und ich weiß, wie leichtsinnig Ihr denkt und wie wenig Christenthum Ihr habt, da Ihr die verwerflichsten Betrügereien gut heißt und ihnen noch ein Mäntelchen umhängt, sage ich Euch, daß ich nicht mit Euch tauschen möchte, wäret Ihr auch noch drei Mal so vornehm als Ihr wirklich seid und säßet bis über die Ohren im Golde."

Solche unbedachte Reden wurden dem sonst gutmü-

thigen Herrn zu viel. Er trat vor seinen Wirth hin und ihn mit strengem Zornesblicke messend sagte er:

„Ihr seid unverschämter, als man einem Manne selbst in der Trunkenheit nachsehen darf. Ich breche unsere Bekanntschaft ab und gehe mit der festgewonnenen Ueberzeugung, daß mit Leuten Eueres Standes nur dann ein leidliches Auskommen ist, wenn man sich Euch gebührend vom Leibe hält."

Frau Berger hatte sich unterdessen hervorgewagt; sie umschlang ihren Mann mit beiden Armen und flüsterte ihm, unter Thränen, in's Ohr:

„Mann! Um Gotteswillen, was treibst Du? Der Herr da ist Dein Brotgeber und obenein Gast an Deinem Tische."

Dies Wort fuhr dem Meister in die tiefste Tiefe des Herzens hinab. Er stand bleich und zitternd da, denn er fühlte wohl, welche große Unbill er begangen hatte, und wußte nicht, wie er es wieder gut machen sollte. Der Gutsherr war ebenfalls still und besah den Hut, nach welchem er schon gegriffen hatte. Er mochte es wohl bedenken, daß auch er ein Wort mehr gesagt hatte, als er verantworten könne, denn ein ehrsamer Bürger und Gewerksmann ist kein Leibeigner, wie es deren zu damal noch in vielen Orten zur Schande des deutschen Vaterlandes gab.

Da kam nun zur guten Stunde der Geselle Otto sammt seiner Zither zurück, und als er die dumpfe Stimmung gewahrte, die in der Stube herrschte, griff er einen vollen kräftigen Accord. Erwartungsvoll sah die Käthe

zu ihm auf. Beide wechselten einen schnellen Blick. Otto begann ein leises Vorspiel und alsbald vereinigten sich die Stimmen der jungen Leute zu einem gemeinsamen Gesange:

Wir danken Gott für Deine Gaben,
Die wir von Dir empfangen haben,
Wir bitten: woll' uns gnädig sein,
Und kehre ferner bei uns ein.

Bring' uns der Nothdurft Segensspenden,
Doch gieb mit gnadenreichen Händen,
Daß wir der Gaben würdig sind;
Nicht wie die Heiden taub und blind.

Laß uns den Born der Milde fließen,
Laß Frieden und Versöhnung sprießen,
Ein Schirmdach für des Frommen Haupt,
Der fest an Deine Gnade glaubt.

Wie ich des Bruders Fehl erduldet,
Wie ich gesühnt, was ich verschuldet,
So wollest Du, o Herre mein,
In Gnaden mir gewärtig sein.

Andächtig horchten Wirth und Gast auf diesen einfach-rührenden Gesang, der von den Lippen der Unschuld wunderbar zu ihrem Gemüthe sprach, und als die letzte Strophe geendet war, da begannen Beide diese noch einmal von vorn. Otto griff in die vollen Saiten und mit gleicher Rührung sangen Alle:

Wie ich des Bruders Fehl erdulde,
Wie ich gesühnt, was ich verschulde,
So wollest Du, o Herre mein,
In Gnaden mir gewärtig sein.

Und als nun auch diese Strophe verhallte, trat der Edelmann zu dem Bürger, ergriff seine Hand und sie derb schüttelnd, sprach er:

„Lieber Meister, wir haben uns arg vergangen gegen einander in der Hitze des Weines und des Gesprächs, und es wäre wohl noch ärger geworden, wenn Euer holdselig Töchterlein und jener schmucke Gesell da mit ihrem frommen Gesange nicht hinzugetreten wären. Dafür seid Beide schönstens bedankt, Ihr Kinder; ich werde schon sehen, was ich Euch dafür wieder zu Liebe thue. Wir aber, Meister, wollen gegenseitig mit einander aufheben, und wenn wir uns wiedersehen, an die Geschichte nicht weiter denken. Und somit wünsche ich Euch für heute eine gesegnete Mahlzeit."

Er ging, freundlich grüßend, zur Stube hinaus, wo, während die jungen Leute ihm das Geleite gaben, die Hausfrau zu ihrem Eheherrn trat und kopfschüttelnd sagte:

„Vater, wie war Dir's nur möglich, so zu handeln? Ich kannte Dich gar nicht wieder und es wurde mir ordentlich bange um Dich."

Der Meister strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte kleinlaut:

„Laß es gut sein. Ich war wie ausgewechselt und es schien mir, als ob — Gott verzeih mir's — der Cömödienteufel mir im Kopfe stäke und sein Wesen darin triebe. Ueber die Maßen froh bin ich, daß es so ausgegangen ist, und für die Zukunft will ich mich wohl hüten. Aber dem Otto danke ich's, daß es sich

so gewendet, und will's ihm nicht vergessen. Es ist ein Kapitalbursche! Wo ist er denn?"

Die Mutter deutete mit der Hand in die Nebenstube, wo Otto und Käthchen neben einander standen und behaglich plauderten.

„Da sind sie, Vater! Aber mir kommt's absonderlich vor, weil ich bemerkt habe, daß sie seit Kurzem öfters die Köpfe zusammen stecken. Wenn nur nicht gar ...."

„Nun? Was wär's für'n Unglück? Der Otto ist ein braver Junge, aus einer guten Familie, willig und geschickt, und hat obenein Batzen. Mir wär's gerade recht, wenn er die Dirne lieb hätte und sie wollte ihn. Aber ich will mich doch einen Augenblick auf's Bett legen und die Grillen vollends verschlafen. Wie Gott will, Mutter! Laß sie nur mitsammen schwatzen. Konnten's ja unserer Zeit auch nicht leiden, wenn Deine alte Base uns störte und mir jedes erdenkliche Hinderniß in den Weg legte, damit ich nicht zu Dir schleichen sollte. Und der Otto schleicht nicht einmal, der geht geradezu. Wenn Du das Spioniren nicht lassen kannst, magst Du auch von hier aus die Käthe in aller Stille überwachen und in einer Stunde sollst Du mich wecken. Hörst Du?"

Und die Alte blieb allein in der Stube zurück, ließ die jungen Leute ungestört schwatzen und malte sich's mit den hellsten Farben aus, wie schön es wäre, wenn die Beiden ein Paar würden und sie der Tochter Aussteuer so recht aus dem Vollen herstellen könne.

Seit jenem Mittage war nun Otto in dem Hause des Meisters eine gar wichtige Person geworden und

wurde von Allen verhätschelt. Jedermann merkte es und flüsterte sich dies und das in die Ohren. Nur der junge Gesell schien es nicht zu beachten; er lebte still und ruhig vor sich hin, wie er zu thun gewöhnt war, machte große Fortschritte im Gewerk, besuchte weder die Buschmühle noch die Herberge, und lief nur gegen Abend auf das Feld hinaus, von wannen er, manchmal etwas spät und stets sehr erschöpft, heimkehrte. Ab und zu kam auch wohl ein Abend vor, wo er gar nicht ausging, und das waren stets Festabende für das Käthchen und die Mutter. Selbst der Vater ließ sich dann wohl herbei, eine Stunde früher wie gewöhnlich vom Bierkruge heimzukehren, und an solchen Abenden war es stehend, daß jedes Mal, wenn das Abendessen abgeräumt war und der Vater das Gratias gesprochen hatte, Otto zu seiner Zither griff und die Melodie des Liedes anschlug:

„Wir danken Dir für Deine Gaben ꝛc."

welches darauf von der ganzen Genossame mit einer wahren Andacht gesungen wurde, worauf der Vater sich still entfernte und die Andern ihm folgten, Jeder in sein Kämmerlein.

Unterdessen war der Sommer vorübergegangen. Der Herbst kam heran und hing seinen goldenen Segen an Aeste und Zweige. Meister Berger war öfters zur Buschmühle hinausgegangen und hatte dort fast nur den Fremden getroffen, mit dem er sich am Tage des Jahrmarkts so eifrig unterhalten hatte. Der Mann wußte ihm gar sehr zum Herzen zu sprechen und hatte

bei ihm einen großen Stein im Brett gewonnen, ob er gleich sehr zurückhaltend that, wenn von seiner eigenen Person die Rede war. Klopfte der Meister einmal gar zu stark auf den Busch, so sagte der Fremde ernst: Er dürfe nicht reden, denn von seiner Discretion hänge das Glück einer sehr achtbaren Familie ab, das man, um einer bloßen Neugier willen, nicht auf's Spiel setzen dürfe. Sobald es aber die Umstände gestatteten, werde er reden. Damit mußte sich Jeder begnügen und Jeder that's gern, denn nach einer solchen Erklärung wurde der Fremde nur noch mittheilender und gesprächiger, und wußte die Gäste gar angenehm zu unterhalten, denn er war weit in der Welt herumgekommen und hatte vielerlei darin erlebt.

Da saßen Beide eines Nachmittags wieder beisammen in der einsamen Laube, wo sie schon mehrfach mit einander diskurirt hatten, und während der Meister dem schäumenden Bierkruge zusprach, labte der Fremde sich an der durchsichtigen Traube, die er vom Spalier geschnitten. Er hörte dabei den Meister, der diesmal besonders beredt war, aufmerksam an, und schüttelte nur manchmal mißbilligend den Kopf. Das hatte der Meister wohl bemerkt, und sich selbst unterbrechend, sagte er:

„So werde ich besser thun, zu schweigen, denn das sehe ich, Euch mache ich es wohl nimmer recht. Ich möchte Euch gern zu Willen sein, aber es widerstrebt meiner innersten Natur. All' mein Lebstag habe ich mir nichts gemacht aus diesen Malern und Musikern und wie das lustige Volk sonst heißt, von dem sie sagen, daß

es die freien Künste treibt. Indessen giebt's ihrer die Hülle und Fülle, und es mag sein, daß sie nothwendig sind, wie die Leute meinen, kann ich's freilich nicht begreifen, und sie mögen ihr Stück Brod in Frieden essen. Aber die Andern, Herr, die mit bemalten Gesichtern, die als Wölfe in Schafskleidern umhergehen, um die Jugend zu verführen und Schande über achtbare Familien zu bringen, die verachte ich, und will mit ihnen nichts zu thun haben, mein Lebelang."

„Das ist vollends unbegreiflich", sagte der Fremde sehr ernst, „und wenn ich fortfahren soll zu glauben, daß Ihr ein rechtlicher Mann und Christ seid, so müßt Ihr Euch über diesen eben so seltsamen als grundlosen Haß offen aussprechen. Wir leben in einer zu aufgeklärten Zeit, als daß ich glauben sollte, Ihr hättet nur darum einen solchen Abscheu gegen die Schauspieler, weil es eine Zeit gab, da man sie für unehrlich hielt und in einen Winkel des Kirchhofes begrub. Diese Zeiten sind vorbei. Die Künstler sind reich belohnt, üben ihre Kunst in den Palästen der Könige und ihr Stand ist so geachtet, wie irgend einer in der bürgerlichen Gesellschaft. Unter solchen Umständen kann auch bei dem Einzelnen das Standes-Vorurtheil nicht in diesem Maße eingewurzelt sein. Sonach müßt ihreine besondere Ursache zu diesem Hasse haben, der sich vielleicht als ganz ungegründet herausstellen wird, wenn Ihr Euch nur bemühet, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Meine Pflicht ist es also, Euch dazu aufzufordern, dies Dunkel aufzuhellen. Ist Euch daher an

meiner Achtung irgend etwas gelegen, und wünscht Ihr den Umgang mit mir fortzusetzen, so seid offen gegen mich und theilt mir Alles mit. Ihr werdet's nicht zu bereuen haben."

„Ach, lieber Herr", entgegnete Meister Berger fast zerknirscht. „Was fordert Ihr doch von mir? Euer Begehr dünkt mich schier unmöglich, und wenn ich andererseits bedenke, wie es Euch vorkommen muß, so finde ich Euer Verlangen wieder billig und es ist mir, als sei es meine Schuldigkeit zu reden. Wahrhaftig, lieber Herr, ich weiß nicht, wie ich aus dem Wirrsal herauskommen soll."

„Faßt Euch ein Herz, Meister, und greift's entschlossen an. Denkt Euch, es sei ein krankes Faserwerk mitten im gesunden Holze. Da besinnt Ihr Euch auch nicht lange, sondern schlagt die kranke Stelle mit dem Stemmeisen heraus und hobelt's nachher glatt, so daß Keiner etwas davon merkt. Und wenn Ihr's vollbracht habt, macht's Euch Freude. Also frisch an's Werk!"

„Mag es denn darum sein. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß Ihr eine solche Gewalt über mich ausübt, daß ich Euch sagen muß, was ich gutwillig noch Keinem gesagt, aber es ist nun einmal so und über das Warum will ich nicht weiter grübeln. Habe mir aus dem Theaterwesen mein Lebstage nichts gemacht, aber die Spieler waren mir nicht weiter verhaßt, und sie hätten's mögen treiben, wie die Uebrigen, wenn sie nur mich ungeschoren gelassen hätten. Aber ...."

„Vorwärts! Vorwärts!"

„Hat sich was! Wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Angesicht, heißt es im Sprichwort, und da Ihr mich gewissermaßen dazu zwingt, solchergestalt mein Angesicht zu schimpfiren, so müßt Ihr mich wenigstens nicht dabei ansehen.“

„Mein Vater, sollt Ihr wissen, war Bürger hier in der Stadt und trieb's Tischlerhandwerk in derselben Werkstatt, worin ich noch bis diese Stunde arbeite. Nun hatte er einen Bruder, der war ein Kaufmann, und machte Geschäfte mit Groß und Klein. Lebte auch nicht hier im Orte, sondern in der großen Handelsstadt an der See, in einem vornehmen Hause, worin es gar prächtig herging, wie mein Vater selig zu erzählen pflegte, der einmal zum Besuche dort gewesen war. Sonst aber kamen die Brüder wenig zusammen, denn der schlichte Handwerker paßte nicht zu dem vornehmen Kaufherrn, der große Waarenlager hatte und Schiffe auf der See dazu, die für neuen Vorrath sorgten, wenn der alte verzehrt war. Einmal im Jahre kam regelmäßig ein Brief mit einem stattlichen Packet, darin waren Geschenke aller Art für den Vater, die Mutter und uns Alle. Der Oheim wünschte guten Empfang, verbat sich jede Danksagung und lud zu einem baldigen Besuche ein. Der Vater nahm die oft werthvollen Geschenke gleichmüthig hin, weil er den Bruder nicht durch Zurückweisen kränken wollte, sonst aber war ihm nicht sonderlich darum zu thun, denn er konnte nichts dafür wiedergeben und es sah ihm fast aus, wie Almosen. Es ware keine besonders günstige Zeit für die

Tischlerei, darum brachte seine Arbeit ihm nur so soviel, als er nothdürftig brauchte, um seine zahlreiche Familie zu ernähren und einen Nothpfennig für schlimme Tage zurückzulegen. Er hatte nämlich mehrere Kinder, die ihm später abgestorben sind bis auf zwei, nämlich ich und ein anderes, von dem Ihr nur zu bald genug hören werdet. Weil nun der Vater sich gedemüthigt fühlte, dadurch, daß der Bruder ihm Liebesdienste erwies, die er nicht erwiedern konnte, und weil Jener mit seinen Geschenken trotz aller Bitten nicht nachließ, so kam er auf den Gedanken, ob er nicht einigermaßen vergelten könne, was ihm Gutes geschehen seit so langer Zeit. Der Vater war nämlich ein Mann, der sein Gewerk aus dem Grunde verstand und nicht blos Thüren und Fensterrähme machen konnte, sondern auch in der eigentlichen Kunsttischlerei wohl erfahren war. Nun hatte er seit ein paar Jahren in den Feierstunden an einem Schrank gearbeitet, der als Schreibepult, als Geldkiste und zu noch vielen andern Dingen dienen konnte; reichlich ausgestattet mit geheimen Fächern und verborgenen Schiebladen; Alles gar kunstreich geschnitzt, auf das Sauberste gearbeitet und mit Elfenbein und Silber ausgelegt. Daran arbeitete er jetzt unausgesetzt und ich half ihm dabei, damit Alles zur rechten Zeit fertig würde. Als der Weihnachten herankam, ward das Möbel fortgeschickt und der Vater war vor Freuden außer sich, daß er dem Bruder endlich einmal zuvorgekommen war."

„Das war auch sonst, dem Anscheine nach, gut,

lieber Herr, denn von dem Tage an kamen sich die beiden Brüder wieder näher und als das übliche Präsent am heiligen Abend erschien, schrieb der Oheim dazu so freundlich und herzlich, wie er all' sein Lebstage nicht gethan hatte. Eine Stelle aber war in dem Briefe, die lautete so lieb, daß ich sie auswendig behalten habe die langen Jahre, und sie blieb mir stets ein Trost, ob sie gleich Ursache eines großen Unglücks wurde. Es waren aber folgende Worte, die da geschrieben standen:"

„„Allgemach kommen wir über die Jugend hinaus, mein lieber Bruder. Wir denken an die Zeit, wo wir nicht mehr sein werden und was dann mit den Unsrigen geschehen wird. Da bist Du nun wohl daran, denn Dein Ehebett ist mit Kindern gesegnet, die erben, was Du ihnen nachläßt: Dein Haus und Hof und Deine Kundschaft, vor Allem aber Deinen Fleiß und Deine Rechtschaffenheit. Ich aber und meine Frau sind kinderlos, und wenn sie, die schon lange kränkelt, mir einmal abstirbt, bin ich ganz allein. Das quält mich Tag und Nacht, lieber Bruder, daß ich so einsam und verlassen sein und Alles, womit der Himmel mich so reichlich segnete, zurücklassen soll, ohne zu wissen, ob die, welche es erben, auch auf eine vernünftige Weise damit umgehen werden. Damit ich nun diese quälende Ungewißheit los werde, will ich Dir einen Vorschlag machen, der uns Beiden zu Gute kommen soll. Gieb mir einen Deiner Knaben, Bruder. Ich will ihm Vater sein und ihn zum Kaufmann erziehen. Wenn

ich dann das Zeitliche segne, so erbt er mein ganzes Geschäft und es kommt nicht in fremde Hände. Es bleibt für immer dem Hause Berger und unsere Enkel werden später diesen Entschluß segnen. Gieb mir eine freundliche Antwort.""

„So lautete die Stelle in dem Briefe des Oheims, der nun noch weitläufig schrieb, wie Alles gehalten werden solle, wenn mein Vater seinen Vorschlag annehme. Ihr könnt denken, lieber Herr, daß dies Erbieten keine geringe Aufregung in unser stilles Haus brachte. Ich wollte, es wäre nie gemacht worden, denn dann hätten wir nicht ein so großes Unglück zu beklagen. Das muß ich auch im Stillen geahnet haben, denn mir wollte es von dem ersten Augenblicke an nicht gefallen. Mein Vater aber war minder bedenklich und die Mutter nun gar vor Freuden außer sich über das Glück, was so unerwartet kam, und Ehr' und Ansehen über die Familie brachte. Daß hiernach das Erbieten des Oheims gern angenommen wurde, könnt Ihr Euch leicht denken, und es war nur die Frage, wem von uns Jungens das große Glück zu Theil werden sollte. Ich, als der Aelteste, wurde zuerst gefragt, aber ich bedankte mich bestens und wollte lieber in der Werkstatt aushalten. Nun kam's an meinen Bruder Eduard, der sich auch viel mehr dazu paßte, denn er konnte keinen Hobel anfassen, aber desto besser über den Marktplatz stolziren, verstand sich zu putzen und that schön mit den Nachbarstöchtern, was ihm schon manchen Verweis von dem Vater eingebracht hatte. Bruder Eduard kam also nach

der großen Stadt. Dort ging auch Alles gut. Er lernte fleißig und der Oheim schrieb, eine bessere Wahl hätte der Vater gar nicht treffen können; er sei überzeugt, sein Pflegesohn, der Eduard, werde es noch einmal in der Welt zu etwas Tüchtigem bringen."

„Das war uns Allen lieb. Am meisten aber freute sich die Mutter, die uns diesen geschickten Bruder täglich als Beispiel vorhielt und sich seiner Zukunft freute. Diese aber hat sie, Gott sei Dank, nicht erlebt, denn als nun der Bruder Eduard aus der Schule genommen ward und in das Comptoir seines Wohlthäters eintrat, brach gerade das Jahr an, welches ein so großes Unglück über das Land brachte, indem erst der große Mißwachs eine Hungersnoth hervorrief und dann die schwere Krankheit folgte, die viele Tausende hinwegraffte. Am Aergsten wüthete die Krankheit wohl hier im Orte, denn fast alle Einwohner wurden davon befallen und unser Haus ward am schwersten heimgesucht. Meine Mutter starb zuerst, dann alle meine Geschwister, und als mein armer Vater endlich vom Krankenbette erstand, behielt er Niemand übrig, als mich allein, denn der Bruder in der Ferne war ja kaum zu zählen. Indessen wandte sich das Vaterherz, wie natürlich, dem Abwesenden zu und er hielt häufig Nachfragen beim Bruder. Da war es aber seltsam zu sehen, welchen Narren der Oheim an dem aufgeweckten Knaben gefressen und wie er ihn aus lauter Affenliebe verdarb. Für den Eduard, hieß es da stets, solle der Vater nur unbesorgt sein. Zwar habe es sich herausgestellt, daß er für den Kauf-

mannsstand wenig Neigung und sich diesen Geschäften nur aus Gehorsam hingegeben habe, dafür aber besitze der herrliche Junge viele andere Vorzüge, womit er Alles wieder zehnfach gut mache. Eduard zeige die herrlichsten Anlagen, ein vollkommener Weltmann zu werden, und die Erziehung, die er erhalten, habe ihm die reichste Politur gegeben. Er wisse mit großem Anstande eine Gesellschaft zu beleben, verliere und gewinne seine Parthie mit dem größten Gleichmuth und verrücke allen Damen die Köpfe. Was aber den Oheim besonders entzückte, waren Eduards große Anlagen zum Schauspieler, eine Kunst, wozu der Junge die größte Leidenschaft gefaßt und die er bereits in Privatgesellschaften mit dem größten Erfolge geübt habe. Jetzt bereite er sich, die öffentliche Bühne zu betreten und die ehrenvollste Künstlerlaufbahn stehe ihm bevor. Nicht genug: der Oheim war so verblendet, daß er sein großes Geschäft aufgeben, seine Gelder einziehen und seinen Liebling von Ort zu Ort begleiten wollte, um ihn nur nicht einen Tag entbehren zu müssen."

„Diese Nachrichten machten einen unangenehmen Eindruck auf den Vater. Er schrieb dem Bruder, daß ihm seine Schwäche gegen den Knaben im höchsten Grade mißfalle, verlangte denselben wieder und befahl Eduard, sogleich in das Vaterhaus zurückzukehren, ein ehrbares Handwerk zu treiben und namentlich jeden Gedanken an das Theater aufzugeben, wenn er nicht den Fluch des Vaters auf sich herabrufen wolle. Hierauf erfolgte lange Zeit keine Antwort und erst nach

Monaten meldete Eduard, wie es ihm schmerzlich leid thue, dem Gebote des Vaters nicht Folge leisten zu können, weil er diesem Befehl die höhere Pflicht nicht opfern dürfe, welche ihn zum Dienst der Kunst berufe, und daß er einst durch seine Leistungen und seine Führung zu beweisen hoffe, daß er auch als Schauspieler seines Vaters nicht unwürdig sei."

„Das Gott erbarm, lieber Herr!" fuhr Meister Berger nach einiger Zeit mit einem schweren Seufzer fort. „Er hat uns eine Comödie vorgespielt, woran wir Zeitlebens zu tragen hatten. Achtet nicht auf die Thränen, die mir unwillkührlich über die Backen laufen, und hört mir noch eine Weile geduldig zu, denn da Ihr soviel wißt, müßt Ihr Alles wissen, um einzusehen, daß ich kein Narr bin mit meiner Abneigung. Der Oheim hatte nicht gut gethan, aber wie sehr er auch zu tadeln war, von dem Taugenichts, dem er Alles gegeben, hatte er die unbegränzteste Dankbarkeit verdient und gerade dieser lohnte ihm mit dem nur denkbarsten schwärzesten Undank. Trotz aller Abmahnungen seiner Geschäftsfreunde blieb der Oheim dabei, sein Comptoir zu schließen und brach alle seine Verbindungen ab. Aber so schnell ging es doch nicht, denn seine Geschäfte waren gar mannigfach und es gab vieles Unangenehme zu überwinden, große Opfer zu bringen, um nur hier und da mit Ehren loszukommen. Um das zu bewerkstelligen, glaubte der Oheim nun, sich keine bessere Hülfe wünschen zu können, als die seines Pfleglings, der alle Verhältnisse genau kenne und Eduard

fand sich bereitwillig, seine Kunststudien — wie er sie nannte — zu unterbrechen und die Last der Arbeit auf sich zu nehmen. Er that es auch. Aber auf welche Weise? Schande über den Bösewicht. Eines Tages war er über alle Berge. Bei Nacht und Nebel hatte er sich auf und davon gemacht. Eine große Schuldenlast blieb zurück, dagegen war alles disponible Kapital verschwunden und mit diesem der Comödiant. Wir haben seit jenen Tagen nichts wieder von ihm gehört. Das ist die saubere Geschichte, lieber Herr, und nun sagt mir noch, ich sei hart und ungerecht, wenn Ihr das Herz dazu habt."

„Das ist allerdings sehr traurig. Aber hat sich nicht später irgend etwas gefunden, das zum Vortheil Eures Bruders sprach? Hat nicht Euer Oheim . . . .?"

„Der arme Mann!" unterbrach ihn Meister Berger wehmüthig. „Seit der Flucht des Undankbaren ward er still. Die Gerichte mengten sich in die Angelegenheit. Hinter dem Flüchtling her wurde ein Steckbrief geschickt. Um unserer Ehre willen, muß ich sagen, Gottlob vergebens. Die Gläubiger sahen ein, daß der Oheim nur leichtsinnig, nicht böse gehandelt hatte; sie ließen von seiner Person ab, begnügten sich mit dem, was ihm noch geblieben war und sandten ihn selbst meinem Vater in's Haus, der ihn mit tiefer Betrübniß empfing. Aber der arme Mann war zu sehr von der Hand des Schicksals gebeugt, um noch auf unseren Kummer achten zu können. Er sprach nur unzusammenhängende Worte, rief manchmal den Namen Eduard

endlich auch diesen nicht mehr und mußte zuletzt als unheilbar einer benachbarten Krankenanstalt übergeben werden, wo er noch jetzt, als neunzigjähriger Greis, ein trostloses Dasein verbringt. Das ist meine Geschichte, Herr, und ich bitte Euch, sprecht niemals mehr zu mir darüber, sondern ehrt mein Unglück durch Schweigen."

Der Fremde stand auf, umarmte den Meister mit Thränen in den Augen und ging dann schnell von hinnen. Dieser aber war selbst zu aufgeregt und erschüttert, als daß er die Aufregung des Fremden hätte bemerken sollen.

Darüber verging einige Zeit, ohne daß beide Männer sich wieder begegneten, und als Meister Berger eines Mittags von einigen Geschäftsgängen nach Hause zurückkehrte, fand er einen großen Brief vor, der mit einem Amtssiegel verschlossen war. Neugierig öffnete er denselben und fand darin die Benachrichtignng, daß sein alter Oheim der vormalige Kaufmann Matthias Berger, vor drei Tagen seinen irdischen Leiden durch einen sanften Tod enthoben sei. Es war Niemand in der Stube, als der junge Geselle Otto, der seinem Meister tröstlich zusprach und meinte, es sei doch ein glückliches Ereigniß zu nennen, indem der alte Mann von seinen Leiden erlöst sei, und darum möchten die Nachbleibenden diesen Hinscheid nicht allzusehr beklagen. Wenn der Meister aber dennoch recht bekümmert sei, so wolle er nur wünschen, daß er ihm tröstend und helfend zur Seite stehen dürfe.

„Weiß wohl, lieber Gesell, daß dem alten Manne

nun endlich wohl ist und ich preise mit aufrichtigem Herzen den Himmel dafür," entgegnete der Meister. „Aber wie oft ich auch diesen Ausgang herbeigewünscht habe, nun er wirklich eintritt, ist mir gar trübe zu Sinn und es will mir das Herz abdrücken. Darum tauge ich heute auch nicht für die Leute und bleibe in der Stille für mich. Dir aber, mein guter Gesell, danke ich für Deinen Zuspruch und will ihn im Herzen treu bewahren."

Und wenn es möglich gewesen wäre, daß der junge Mann noch in der Gunst seines Brodherrn hätte steigen können, so geschah es von dieser Stunde ab. Er unternahm nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen; wenn er etwas Gutes zu verkündigen hatte, sagte er es ihm zuerst, und hätte Otto nur irgend Neigung verspürt, in der Stadt oder vor das Thor hinaus zu Biere oder zu Weine zu gehen, der stolze Meister hätte seinen Gesellen unter den Arm gefaßt und wäre mit ihm gewandert, wohin er eben wollte. So begnügte er sich, beim Fortgehen seitwärts nach dem jungen Gesellen und seinem schmucken Töchterchen zu schielen, und wenn sein heitres stilles Lächeln plötzlich in ein sauertöpfisches Grollen umschlug, so war es nur deshalb, weil der Gedanke in ihm aufstieg: „Wenn ich nur wüßte, warum der Wettersjunge nicht das Maul aufmacht? Ich wollte ihm ja gerne das Mädel an den Hals werfn, sammt der Kundschaft und meine Batzen dazu."

So schickte sich Meister Berger eines Abends an

fortzugehen, als seine Frau, der man es ansah, daß sie etwas auf dem Herzen habe, ihm den Weg vertrat.

„Was willst? Sag's rasch! Giebt heute draußen viel zu besprechen und man will doch zum Abendbrod wieder heim kommen. Wo ist denn der Otto?"

„Weg ist er! Sein Vater ist plötzlich krank geworden und da ist er Hals über Kopf in den Postwagen gesprungen, der eben fortrollte. Niemand hat's gewußt, als nur die Käthe. Dir wollte er's nicht sagen, weil er gefürchtet, Du möchtest ihn aufhalten. Aber die Käthe ist außer sich, sie weint und thut ganz miserabel, denn der Otto hat bei'm Abschiede um ihre Hand gebeten und das Jawort verlangt, damit er nach seiner Rückkehr gleich einen Freiwerber mitbringen könne."

„Der Blitzjunge! Und's Mädel?

„Hat's gegeben, das Jawort. Sie ist ihm gar zu gut und sitzt nun da und weint, weil sie fürchtet, es möchte Dir vielleicht nicht recht sein."

„Was? Ist sie bei Troste? Na, warte! — Wenn ich wieder zu Hause komme, will ich ihr die Furcht anstreichen. Frau! Ich stehe nicht dafür, daß ich's Maul halte und einen Schoppen über den Durst trinke, heute Abend. — Brumme nicht, Alte, wenn ich ein Stündchen länger ausbleibe. Geh' hinauf zu der Dirne und sage ihr, sie soll fröhlich sein und gutes Muthes. Der Otto wäre mir als Schwiegersohn recht. Ich glaube auch gar nicht, daß der Vater krank ist; er hat der Dirne das nur so gesagt, damit sie ihn nicht aufhalten soll. Der ist frisch und gesund und ehe wir es uns versehen,

ist er hier, um die Käthe zu werben und der Junge lauert hinter seinem Rücken auf unsere Einwilligung."

Und vergnügt, wie noch nie, ging der Meister zur blauen Traube, welche er in diesem Spätherbst zum ersten Male besuchte.

Wer ihm hier zuerst entgegen kam, war sein Mitmeister Anton, der dem Berger sein gutes Geschäft beneidete, denn seines ging schlecht, weil er's nicht sonderlich verstand, und darum rieb er sich an ihn, wo er nur konnte und wußte. Das war dem Meister nicht unbekannt, weshalb er dem Neidhardt gern aus dem Wege ging; aber heute Abend, wo er so fröhlich war, daß er die ganze Welt hätte an's Herz drücken mögen, lachte er auch dem Anton freundlich zu und schüttelte ihm zutraulich die Hand.

„Freut mich ja ganz außerordentlich, Euch so froh zu sehen!" antwortete auf den Gruß des Kommenden Meister Anton mit einem malitiösen Seitenblick. „Nun, Ihr müßt wieder einen tüchtigen Schnitt gemacht haben. Ja, ja, wem das Glück so ins Haus fliegt, wie Euch, der kann wohl lachen. Immer die beste Arbeit und tüchtige Leute."

„Gott sei dafür gedankt, College."

„Tüchtige Kerle habt Ihr. Wo Ihr sie nur immer auftreibt! Nun wieder den Otto."

„Das will ich meinen!"

„Ist um so mehr zu bewundern, wie es ihm von der Hand geht, da er die Tischlerei doch nur so nebenher treibt."

„Nebenher? Der? Was wollt Ihr damit sagen?"

„Nun, Ihr wißt ja! — Ich meine nur, da er doch eigentlich eine ganz andere Handthierung hat."

„Andere Handthierung?"

„Ihr stellt Euch gerade an, als wüßtet Ihr nichts und das sollt Ihr mir doch nicht weiß machen. Habe mich nur über Eure plötzliche Sinnesänderung gewundert."

„Was sind das Alles für Winkelzüge? Gerade heraus mit der Sprache! Was stichelt Ihr auf meinen Gesellen? Der Otto ist ein tüchtiger Kerl, dem ich gut bin, der um meine Käthe angehalten hat und der mein Schwiegersohn werden soll."

„Nun seht einmal an! Na! Viel Glück, Meister Berger! Wird das eine lustige Hochzeit werden mit Singen und Tralaren! Wenn mir's nur aus dem Kopfe wollte, wie Ihr Euch so schnell geändert habt. Nun, es ist einmal geschehen und die Dirne kriegt, wie sie's in den Zeitungen nennen, einen renommirten Künstler."

„Renommirten Künstler? Was ist das für ein Schnickschnack und was haben ich und der Otto mit dem Wischiwaschi der Zeitungen zu thun? Hört 'mal, Meister Anton, ich kenne Euch. Ihr wollt mir irgend einen Possen spielen, oder mich ärgern. Damit kommt Ihr aber heute schlecht an, denn ich bin fröhlich und guter Dinge. Rathe Euch aber, wenn ich einen Schoppen getrunken habe, Eure Ausfälle auf mein Haus und auf meinen Gesellen für Euch zu behalten, sonst zahle ich die Zeche für Euch mit. Gott befohlen."

Meister Anton hielt ihn auf: „So wüßtet Ihr in der That nichts? Und Ihr wäret betrogen von dem jungen Lecker, dem es darnach gelüstet, einen ehrsamen Bürger zu prellen? Das ist ein Anderes! Ach, Ihr armer Meister!“

„Wer will mich betrügen? Wer?“

„Ihr solltet wirklich nicht wissen, daß jener junge Geselle, der sich zu Euch als Lehrling ins Haus begeben, eigentlich gar nicht Handwerker ist, sondern zu dem Volke gehört, daß Ihr früher mit Recht verabscheut habt, da es doch nur Gesindel ist ...“

„Mensch! Ich würge Euch, wenn Ihr noch mehr solche Reden führt! Heraus mit der Sprache! Was ist der Otto?“

„Comödiant ist er!“ schrie Meister Anton und sprang schnell seitwärts, denn sonst hätte Meister Berger, der zu einem gewaltigen Schlage ausholte, ihn gewiß zu Boden geworfen. Nun aber sprangen die zunächst stehenden Gäste schnell herzu und suchten den Aufgebrachten zu begütigen.

„Laßt mich los, Leute! Laßt mich los!“ rief Meister Berger voll Zorn. „Ich will's dem Hund eintränken, daß er solche ehrenschänderische Lügen verbreitet.“

„Wer sagt Euch, daß ich lüge? Ehe man ein so schweres Wort ausspricht, muß man es gehörig bedenken!“ entgegnete Meister Anton. „Habe es nicht nöthig, aber aus Mitleid und weil Ihr ein Bürger der Stadt seid, der so schändlich über den Löffel barbiert wird, will ich's wiederholen, daß ich die Wahrheit sage, und

wenn Ihr's anders befindet, will ich jede Buße zahlen die Ihr mir aufgelegt, das gelobe ich hier vor Zeugen. Nun aber verlange ich von Euch, daß Ihr hingeht und Euch von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt, ehe Ihr mich der Lüge beschuldigt, denn das zu fordern habe ich das größte Recht."

„Das ist wahr! Das habt Ihr!" bemerkten die Umstehenden. „Meister Berger muß nachgeben! Das muß er!"

„Ich weiß wohl, daß der saubere Bursche jetzt nicht hier ist," sprach Meister Anton weiter. „Aber in spätestens sechs Tagen ist er wieder da, denn dann wollen sie eine Comödie herausbringen, in der er einen lustigen jungen Liderjahn spielen soll. Das ist so eigentlich sein Fach. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden und sobald der Kerl wieder sein Comödienspiel anfängt, thue ich es Euch zu wissen. Habe ich dann gelogen und es ist nicht Euer Otto ganz und gar, so straft mich vor allem Volke Lügen und heißt mich einen Betrüger, ich will nicht mucksen. Habe ich aber Recht, so sollt Ihr öffentlich Abbitte thun und zwanzig Maaß alten Wein als Buße zahlen. Ist's so recht?"

„Ja! Ja!" riefen die Umstehenden und von allen Seiten wurde in Meister Berger gedrungen, diesen Vorschlag anzunehmen. Der aber sah sich gar nicht mehr ähnlich. Sein Gesicht war fahlbleich, seine Augen stierten im Kopfe, er wußte nicht, was er that, und als man ihn von allen Seiten um seine Zustimmung anging, sprach er mit einer hohlen Grabesstimme:

„Ich willige ein! Nun aber laßt mich hinaus!"

Dabei sah er sie nach der Reihe an und Alle wichen unwillkührlich vor diesem Blicke des Grauens zurück; selbst Meister Anton und Jedermann empfand mit dem so schwer Getäuschten das tiefste Mitleid.

Frau Berger schrie vor Entsetzen laut auf, als sie ihren Mann gewahrte, der völlig zerrüttet über die Schwelle trat und rief in der Angst ihres Herzens nach der Käthe und den Kindern. Er aber gebot ihr mit dumpfer Stimme zu schweigen, gab ihr einen Wink, ihm zu folgen, und stieg dann die Treppe hinan, die in das oberste Geschoß führte. Mit Zittern und Beben folgte ihm die Frau, sie vermochte kaum den Leuchter zu halten und sah es mit steigender Angst, daß ihr Mann in die Kammer trat, die der Geselle Otto bisher bewohnt hatte. Hier wandte er sich zu der Frau um:

„Es ist mir heute Abend Etwas begegnet, das mein ganzes Gemüth verstört hat. Ich kann Dir's nicht sagen, weil ich selbst noch nicht darüber klar bin. Darum will ich hier in der Stille ganz für mich bleiben und es genau bei mir überlegen. Niemand soll mich hier stören. Hörst Du? Niemand! Was ich gebrauche, bringst Du allein schweigend herein und gehst schweigend wieder hinaus. Die Kinder und die Gesellen will ich nicht sehen, die Dirne auch nicht. Wenn ein Fremder oder sonst Jemand aus der Stadt kommt, so sagst Du, ich sei verreist oder krank, was Dir in den Kopf kommt. Aber wenn nach sechs Tagen der Meister Anton nach mir fragt, sollst Du mir's sagen. Jetzt geh' und sorge dafür, daß Alles genau so geschieht, wie ich es ange-

ordnet habe, denn sonst giebt's ein großes Unglück und Du hast es verschuldet."

Mit allen Zeichen des Schreckens entfernte sich die geängstigte Frau, aber sie hielt Wort und befolgte die Anordnungen ihres Mannes genau. Es war eine Todtenstille in diesem sonst so lebendigen Hause; die Stunden strichen in tödtender Langsamkeit vorüber und jede derselben wälzte eine neue Last auf das ohnehin beschwerte Herz der armen Mutter, die gar nicht wußte, was vorging, und wenn sie von ihrer Tochter Trost empfangen wollte, diese in so niedergeschlagener Stimmung fand, daß sie ihre eigene Noth vergaß und sie bei Himmel und Erde beschwor, sie möge doch ihr Herz öffnen und einem Mutterherzen vertrauen.

Dann fiel ihr die Käthe um den Hals und sie mit überströmenden Augen an ihre Brust drückend, sagte sie mit bebender Stimme:

„Ach, herzliebe Mntter, ich habe Dir nichts mehr zu vertrauen, denn ich habe Dir schon Alles gesagt. Mir schwant's, was dem Vater sein mag; es ist gewiß und wahrhaftig wegen des Otto. Der Vater wird's gemerkt haben, was ich schon lange fühlte, daß der Otto kein Handwerker ist, wenn er auch noch so viel Geschick dazu mitbringt. Ich habe ihn lieb, Mutter, und darum sehe ich scharf. Nun weiß ich's im innersten Herzen und will bei Gott und allen Heiligen darauf schwören, daß er ein redlicher Mann und in seinem Herzen kein Falsch ist. Aber es that mir leid, daß etwas heimlich sein sollte zwischen ihm und mir und dem Vater

und dem herzlieben Mutterchen. Das sagte ich ihm aus aufrichtigem Herzen und bat, er möge Vertrauen haben zu mir und zu uns Allen, und nichts verbergen, woraus nachher, wenn es dennoch offenbar würde, großes Unheil entstehen könne. Darauf bedachte er sich einige Zeit und sagte dann mit seiner hellen Stimme, die mir schon so oft tief in das innerste Gemüth gedrungen ist: „„Ich kann Dir nichts sagen, weder Gutes, noch Böses, und weiß nur das Eine, daß ich Dich von Herzen liebe, und daß es mir war, da ich Dich zum ersten Male sah, als ob ein Blitzstrahl in meine Seele fiel und ein guter Geist mir zurief: Die ist's und keine Andere. So ist es mit mir geblieben bis heute und ich würde Dir vertrauen, wenn ich von Andern auch noch so arge Dinge über Dich hörte. Liebst Du mich nun eben so rein und wahrhaftig wie ich Dich, so mußt Du mir ja blind vertrauen, Mädchen, Du kannst es nicht anders.""

Dies Gespräch fiel vor in der Vesperstunde des sechsten Tages, seit Meister Berger aus der blauen Traube nach Hause gekommen war, und da jetzt die Frist, die er sich selbst gestellt hatte, verstrichen war, schickte er sich zum Ausgehen an. Er kam die Treppe herunter und blieb auf der Schwelle der Stube stehen, wo Mutter und Tochter in so ernster Unterredung begriffen waren, daß sie den Vater nicht hörten.

„Nun habe ich Dir noch einmal Alles gesagt, mein Herzensmütterchen, und Dir nichts verschwiegen. Ich weiß wenig, was der Otto ist und nicht ist, denn er hat mir nichts darüber gesagt und verlangt, daß ich

Vertrauen zu ihm haben müsse, denn ohne dies gäbe es keine ächte Liebe. Und da ich dem Otto recht von innerster Seele gut bin, weil ich ihm fest in's treue Auge geschaut und kein Falsch darin gefunden habe, so will ich ihm auch ferner vertrauen und wenn die ganze Welt ihn anklagen und verdammen sollte. Und — das muß ich Dir noch sagen, Mutter, damit ich nichts verberge — so groß ist meine Liebe zu ihm und so fest habe ich ihn in mein Herz geschlossen, daß wenn es offenbar würde, Otto sei ein schlechter Mensch, ich ihn doch nimmer daraus verdrängen könnte. Ich würde wohl wissen, was ich Euch und dem Vater schuldig bin, und würde nicht begehren, die Seinige zu werden; aber ich würde mich nur mit blutendem Herzen von ihm trennen, und die Wunde, die der Abschied mir schlüge, wäre mein Tod. Dein armes Töchterchen würde sich blind weinen und in meinem Innern stets eine Stimme rufen: „Das, Otto, leide ich um Deinetwillen." Aber ehe ich den Mund öffnete und es laut sagte, würde ich sterben.

„Amen!" sagte mit feierlichem Tone der Vater. „Besser, daß der Leib verloren geht, als die unsterbliche Seele. Hat der Bursche Dich betrogen, so will ich's ihm einträuken; hat er's nicht gethan und der Meister Anton ist ein gemeiner Verläumder, so soll dieser das Bad bezahlen und die sechstägige Todesangst, die ich erduldet, dazu."

Käthe sah den Vater an und entsetzte sich über das gramerfüllte Gesicht des alten Mannes, worin Schrecken

und Angst während der wenigen Tage tiefe Furchen gegraben hatten. Aber unvermögend, nur ein Wort mehr hervorzubringen, warf sie sich an seine Brust und drückte ihn schluchzend an sich.

„Still, still, mein Kind, und gedulde Dich!" sprach von Rührung überwältigt der Vater. „Wir sind schwache unwissende Geschöpfe, die nicht die geheimen Gedanken und Neigungen ihrer Mitmenschen errathen können, sondern demjenigen vertrauen müssen, was sie sagen und betheuern. Das thue ich auch mit Dir und wenn Gott ein Unglück über Dich verhängt, so steht hier Dein Vater, der Dich rächen wird, so wahr ihm Gott hilft."

Käthe lag ohnmächtig in den Armen des Vaters, die Mutter aber faltete die Hände und sang still vor sich hin:

„Die Rach' ist Dein, o Gott,
Du sprichst, ich will vergelten!"

Und eine Weile war es still gewesen in dem Stübchen, darin es schon stark dämmerte; da trat ein Mann im Mantel ein und sagte: „Guten Abend beisammen!" Das aber war Meister Anton.

„Da seid Ihr ja doch!" rief Meister Berger zusammenschreckend.

„Habt Ihr daran gezweifelt?"

„Ich wollte zweifeln, um den Glauben an die Menschheit nicht zu verlieren."

„Und ich komme, um mein Wort zu lösen. Macht, daß Ihr fertig werdet. Und thut Euren Mantel um, es ist bös Wetter draußen."

„Nicht so bös, als hier drinnen," antwortete Meister Berger und drückte die geballte Faust auf's Herz, als wollte er's verstummen machen.

„Was hilft all das Geschwätz? Wer A sagte, muß auch B sagen! Ihr seid einmal in der Patsche, seht, wie Ihr herauskommt. Habt ja so oft Andere in Eurem Hochmuth über die Achsel angesehen; nun ist die Reihe an unsereins."

„Meister Anton!" sprach der Vater rasch und lebendig, „ich weiß, Ihr habt mich nie leiden können und mir vielfaches Böse gewünscht und gethan. Aber das ist Alles vergeben und vergessen, und ich will Euer Freund sein von dieser Stunde ab, wenn Ihr mir Eines zu Gefallen thut!

„Pah! Eure Freundschaft!" entgegnete Jener spottend.

„Wenn ich sage, Euer Freund, so ist das nicht mit dem Maule gemeint. Ich will Euch auf die Beine helfen. Ihr sollt meine Kundschaft halb, Ihr sollt sie ganz haben und noch ein Stück Geld dazu. Besinnt Euch, Mann, es gilt das Leben meines Weibes und meines Kindes. Ich will Euch Alles geben, sagt nur das Eine: Ich habe gelogen!"

„Ich habe nicht gelogen!" entgegnete Jener fest, „und nun Lied am Ende."

„Es ist gut!" sagte Meister Berger und warf den Mantel über die Schultern.

„Mann! Um Gottes Willen!" rief die Frau in Todesangst. „Ich lasse Dich nicht! Wohin gehst Du?"

„In die Comödie!" erwiederte er mit eisigem Lachen — und die Männer gingen.

Der Schauspielsaal war gedrängt voll. Es sollte ein Drama gegeben werden, von welchem in der letzten Zeit viel die Rede gewesen war. Man nannte einen hochstehenden Verfasser und rühmte die Idee des Stückes welches den blendenden Schimmer einem reellen Sein gegenüber bekämpfte, und gegen das Vorurtheil die Lanze einlegte. Der Vorhang rollte auf. Gleich die Exposition fesselte die Zuhörer und das Interesse steigerte sich von Scene zu Scene. Der gleichmäßige Fortgang der Handlung und die einfache, natürliche, zum Herzen dringende Sprache wirkte so mächtig auf die Zuhörer und besonders auf den Meister Berger, daß er nicht wußte, wie ihm geschah, den Zweck seines Kommens fast ganz vergaß und tief aus dem Innersten aufseufzte, als der Vorhang fiel und die Theilnahme der Zuschauer sich durch laute Beifallsspenden Luft machte.

Während des kurzen Zwischenaktes stand Meister Berger wie in einem wachen Traume. Er sah und hörte nichts, am wenigsten aber seinen Kollegen, den Meister Anton, der nicht von seiner Seite wich. Er hielt seine Augen fest auf den Vorhang gerichtet.

Bis jetzt war der Held des Stückes noch nicht erschienen. Dieser war anscheinend ein junger Wüstling, der, nach dem vereinigten Ausspruche aller Muhmen und Vettern bis an den Hals in das Lasterleben versunken war, und dem man mit Handschlagen und sich bekreuzigend ein schmähliches Ende prophezeihte. Auf diesen

Jüngling war die allgemeinste Aufmerksamkeit gerichtet. Als nun der Vorhang sich hob, erblickte man ein wüstes Gelage. Trinker, Spieler und anderes ausgelassenes Volk wogten bunt unter einander. Weiter im Hintergrunde Tanz und Musik. Vorne am Proscenium stand ein junger Mann im höchst derangirten Anzuge, ein volles Kelchglas in der Hand, ein Mädchen im Arm. Ein lauter Beifallssturm erhob sich, um den genialen Künstler zu begrüßen, der seinen Pokal schwenkte.

Meister Berger wollte laut aufschreien, aber sein Nachbar hielt ihm den Mund zu und er errang sich mühsam Fassung.

„Ich kann mich ja irren, ich muß mich irren," sprach er in sich hinein. „Der Bursche da oben sieht freilich dem Otto ähnlich, wie ein Ei dem andern, aber er ist es nimmermehr."

Als nun aber der junge Mann ein lustiges Trinklied sang und der Meister dieselbe Stimme hörte, die so oft in seiner Stube sich gemeinsam mit der Stimme seiner Käthe vermischt hatte; als er nun seine Genossen mit feuriger Rede zur Fortsetzung des Gelages ermahnte, und die Worte wie Perlen von seinen Lippen rollten, da war keine Täuschung mehr möglich. Mit dem Ausrufe:

„Verflucht seist Du in alle Ewigkeit, Du nichtswürdiger Betrüger!"

streckte er die geballten Fäuste gegen die Bühne aus, aber in derselben Sekunde erscholl auch der hundertfache Ruf: „Hinaus! Hinaus!" und ehe sich der Mei-

ster noch besinnen konnte, war er, von Hand zu Hand gehend, über den Vorflur des Hauses weg befördert und stand nun allein auf offener Straße im Sturm und Regen.

Keiner weiß, was mit dem Manne während der nächsten Stunden vorgegangen ist, denn als gleich darauf auch Meister Anton heraus kam, war er schon fort und kein Anderer hat ihn gesehen. Als er aber, weit über die Mitternachtsstunde hinaus, ein Bild des Jammers, zu Hause anlangte, und Frau und Tochter ihm, bleich vor Schrecken und Angst, entgegen traten, sprach er mit hinsterbender Stimme:

„Laßt mich! Ich kann nicht mehr! Mein Herz ist gebrochen und ehe ich weiß, was ich thun soll, muß ich Kräfte sammeln; darum laßt mich auf mein Bett. Dir aber, meine arme Käthe, breche ich alle Lebenshoffnungen mit einem Worte zusammen: Dein Otto ist ein Betrüger, ein Schurke; er ist kein Tischler, noch überhaupt eines ehrlichen Handwerkers Sohn, sondern ein Komödiant."

Am andern Morgen früh kam bereits ein Brief an den Meister von seinem ehemaligen Gesellen, worin dieser um Verzeihung bat wegen all des Herzeleides, was er ihm zugefügt habe und schwur, er habe nicht anders können, denn seine Liebe zu der Käthe, die er zuerst gesehen habe, als sie im Frühjahr zum Besuche bei einer Muhme in der benachbarten Stadt gewesen, sei so groß, daß er ihrer nimmer Herr werden könne. Da er nun aber wohl gewußt habe, daß er niemals Gnade vor

den Augen des Meisters finden werde, so lange er dem Theater angehöre, so habe er sich dem Handwerke mit vollem Herzen gewidmet, um dadurch sein herziges Lieb zu gewinnen. Er hätte auch nimmer die Werkstatt wieder verlassen, wenn er nicht durch sein Wort gebunden gewesen wäre, und sein Vorgesetzter ausdrücklich verlangt hätte, er solle noch in dem neuen Stücke spielen, was am gestrigen Abend stattgefunden hatte. Der Meister möge der herzinnigen Liebe gedenken, worin er und Käthchen zu einander entbrannt wären, und sein Vorurtheil nicht höher achten, als das Glück seiner beiden Kinder.

Dies und Aehnliches stand in dem Briefe, den Meister Berger im Bette laut vorlas, während Frau und Tochter unfern von ihm standen und ängstlich auf seinen Ausspruch harrten. Käthe haschte angstvoll jedes Wort von seinen Lippen und demüthig bittend hielt sie ihm die gefaltenen Hände entgegen gestreckt, denn das fühlte sie, Tod und Leben hing an dem Ausspruch seines Mundes.

Der Vater aber hatte sein Kind scharf ins Auge gefaßt und als er den Brief zu Ende gelesen, fragte er mit scharfem Tone:

„Du hast jetzt Alles selbst gehört und ich brauche Dir nichts weiter zu sagen. Jetzt will ich Dich hören. Du hast die Erlaubniß, auszusprechen, was Dein Herz empfindet. Sage, was Du willst, aber lüge nicht.“

Da trat die Käthe dem Bette des Vaters näher und mit so fester Stimme, wie man dem schwachen,

zierlich geformten Mädchen nimmer hätte zutrauen sollen, sagte sie:

„Ich habe zu viel Achtung vor mir selber und vor dem Gefühl, das ich im Herzen trage, als daß ich die Wahrheit verleugnen möchte, und wäre damit die ganze Welt zu gewinnen. Ich weiß wohl, daß, nach dem was geschehen ist und wie Ihr denkt, ich niemals hoffen darf, durch die Liebe glücklich zu werden und ich bin darauf gefaßt, mein Leben in stiller Einsamkeit zu vertrauern, denn ein Anderer wird niemals von mir erhalten, was ich dem Einen freiwillig, mit tausend Freuden geopfert habe und nimmer von ihm zurück haben will. Wenn aber das geschähe, was ich nie glauben kann, daß ich nach eigener Neigung meinen Otto heirathen dürfte, so würde ich ihm ohne Zögern meine Hand reichen und glücklich bei ihm sein, denn wenn er auch einem Stande angehört, den mein Vater so tief verachtet, so habe ich doch die feste, innere Ueberzeugung, daß mein Otto ein braver und rechtlicher Mann ist. Dies steht fest und unerschütterlich bei mir. Darum, wenn Ihr mir ihn gönntet, liebwerthe Eltern, so könnt Ihr es glauben, Euer Kind würde glücklich sein. Der Vater aber wird dazu nie seine Einwilligung geben, und also will ich mich mit christlicher Geduld in mein Schicksal finden."

Meister Berger sah seine Tochter mit einem Blicke an, der nicht wohl zu beschreiben ist, und sagte dann mit gemessenem Tone:

„Du irrst Dich, meine kluge Tochter. Es ist eines

Vaters Pflicht, das Glück seines Kindes zu fördern, geschähe es auch mit eigener Aufopferung. So gebe ich denn auch Dir nach und Du magst Deinen Komödianten in des Himmels oder in des Teufels Namen zum Manne nehmen, aber nur unter einer Bedingung, hörst Du? Nur unter einer Bedingung. Du heirathest ihn nicht eher, als bis ich selbst auf das Theater gestiegen bin und vor allem Volke Komödie gespielt habe. Kann nun Dein Komödiant dies Wunder an mir verrichten, so soll er dazu thun, um Deinetwillen. Aber gieb ihm den wohlgemeinten Rath, daß er mir ja vorher nicht zu nahe komme, denn sonst erwürge ich ihn mit diesen meinen Händen. Das ist gesprochen und nun schier Dich Deiner Wege."

„Ich werde Euch gehorchen, jetzt und immerdar," sprach Käthe mit fester Stimme. „Ihr werdet keinerlei Unrechtes von mir erleben und mein Gehorsam wird mein Stolz sein. Aber diesen Spott habe ich nicht verdient und der Himmel möge es Euch nicht anrechnen, daß Ihr noch diese neue Last auf mein ohnehin schon gebrochenes Herz wälzt."

Mit diesen Worten schwankte sie aus der Stube. Der Alte drehte sich mürrisch auf die Seite; die Frau aber sank in die Kniee und betete mit flehender Stimme zu Gott, daß er doch diesen Leidenskelch vorüber gehen lassen möge.

So verlebten sie den Tag in tiefer Betrübniß mit einander, und auf die Länge wäre es nimmer gut gegangen, denn die Verzweiflung gewann Raum bei Allen

und das arme Käthchen zergrämte sich schier. Aber da kam, im entscheidenden Augenblicke, der Rettungsengel, denn am andern Morgen meldete sich ein ältlicher Herr von würdigem Ansehen bei der Meisterin und sagte:

„Ich heiße Reinhold und bin ein Freund Eures Mannes. Ich weiß, was ihm begegnet ist und erscheine hier, hoffentlich zu unser Aller Heil. Dazu ist es aber nöthig, daß ich unverzüglich und allein mit Eurem Manne spreche. Geht zu ihm hinauf und sagt, der Freund aus der Buschmühle sei da! Bedenkt Euch nicht, Frau, ich komme mit frohem Muthe in einer guten Sache."

Nur zögernd folgte die Hausfrau der wiederholten Mahnung des Fremden, denn sie kannte den störrigen Sinn ihres Mannes und als sie bei ihm eintrat, sagte sie schüchtern:

„Ich glaube im Voraus, daß Du es nicht thust, denn ich weiß, wie es mit Dir steht; aber ich muß meine Pflicht erfüllen. Da ist ein Herr unten, Namens Reinhold, der Dich sprechen will. Er sei Dein Freund aus der Buschmühle, läßt er Dir sagen, und habe Dringendes an Dich."

Als der Meister das hörte, fuhr er in die Kleider:

„Ist der Reinhold da? Den will ich hören. Das ist ein Ehrenmann, Frau, und man vergiebt sich nichts, wenn man seinen Rathschlägen folgt. Bringe ihn zu mir herauf, und dann sorge dafür, daß uns Niemand störe, während ich mit ihm verhandele, da ich nicht vor-

her wissen kann, ob das geheim zu halten ist, was er mir offenbaren will."

Obgleich erstaunt über diesen Befehl ihres Mannes, war sie mit nichten unzufrieden darüber, sondern eilte, so schnell sie immer konnte, den Fremden die Treppe hinauf zu geleiten, dann aber ging sie in das Kämmerlein ihrer Tochter und unter Thränen sie in ihre Arme schließend, sprach sie ihr tröstend zu und bat sie, fröhlichen Muthes zu sein und zu hoffen, ob sie gleich selbst tief betrübt und jede Hoffnung ihr verschwunden war.

Herr Reinhold war zu dem Meister eingetreten und Beide saßen einander gegenüber.

„Es ist eine geraume Weile her, seit wir uns gesehen haben," sprach der Meister. „Was ist mir nicht seitdem begegnet. Mir frißt's das Herz ab."

„Ich habe Alles vernommen," entgegnete Jener, „und deshalb seht Ihr mich hier. Ihr braucht mir nichts zu erzählen, denn das wäre gerade, als ob man Aetzwasser in eine frische Wunde träufelte. Ich bin hier, weil es Pflicht ist, seinen Freunden in Zeiten der Trübsal mit Rath und That an die Hand zu gehen und daß ich Euer Freund geworden bin, müßt Ihr nach gerade gemerkt haben."

Der Meister drückte dem Herrn Reinhold schweigend die Hand und seufzte tief auf.

„Eure Brust ist schwer belastet, mein lieber Freund, und es thut mir leid, daß ich Euch nicht mit einem Worte von dem Euch quälenden Druck befreien kann. Aber es wird sich schon ein Mittel finden, sie minder

fühlbar zu machen, wenn Ihr nur etwas weniger eigensinnig sein und dem Rath besonnener Leute Folge leisten wollt."

„Ich will Alles thun, was Ihr von mir verlangt," seufzte der Meister, „wenn es sich irgend mit meiner Christenpflicht verträgt. Sagt nur, worin es bestehen soll."

„Das ist eine schöne Antwort," äußerte zufrieden Herr Reinhold, ihm die Hand reichend. „Und so sage ich Euch denn, daß ihr vorerst das anhören sollt, was ich Euch von mir selbst zu erzählen habe. Meinen Namen wißt Ihr, aber das ist auch so ziemlich Alles, was Euch bekannt wurde. Aus mancher Aeußerung konnte ich entnehmen, daß Ihr meintet, ich sei geistlichen Standes, aber da seid Ihr im Irrthum. Ich habe mein Lebelang ziemlich was gelernt und mich mit Kenntnissen vollgepfropft, ohne jemals einen bestimmten Lebensberuf zu ergreifen. Je freier ich ward, je mehr konnte ich meine Zeit und meine Kräfte denen zuwenden für die ich eine besondere Neigung hatte, und so geschah es, daß ich mit einer Familie sehr genau bekannt wurde, welche in einer Reihe von Jahren die seltsamsten und denkwürdigsten Abentheuer erlebte, deren Zeuge ich war. Das Haupt dieses Hauses war ein Staatsmann, der, nachdem er seinem Vaterlande ruhmvoll gedient, ein Opfer seiner politischen Gesinnungen wurde und über die Gränze flüchten mußte. Dies Ereigniß vernichtete den schönen Frieden, der bisher in dem Schooße dieser Familie geherrscht hatte, und sprengte sie nach allen Seiten auseinander. Einige waren ihm in die Ver-

bannung gefolgt, Andere blieben daheim und suchten zu begütigen und zu vermitteln, damit der alte Zustand der Dinge wieder hergestellt werde. Zu diesen Letztern gehörte ich. Als ich aber sah, daß wir nur ein unnützes Stück Arbeit trieben, entfernte auch ich mich und zog dem alten Freunde nach, um ihm sein Unglück soviel als möglich tragen zu helfen. Denn glaubt es mir, lieber Mann, es ist hart, sehr hart, ein unverschuldetes Leid jahrelang tragen zu müssen und aus leidigem Vorurtheil für einen Nichtswürdigen zu gelten, während man doch ein redlicher Mann ist, und Jedem ungescheut unter die Augen treten kann."

Herr Reinhold sprach diese Worte mit einer ganz besonderen Bewegung und fuhr erst nach einer Pause fort:

„Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich jede Freundespflicht redlich erfüllt habe und mit Hülfe Gleichgesinnter ist es mir gelungen, endlich alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Unendliche Mißverständnisse sind aufgeklärt und beseitigt; das alte Vorurtheil ist gebrochen, der alte Stand der Verhältnisse wieder eingetreten, und die früheren Verbindungen auf's neue, und will es Gott, unauflöslich geknüpft. Der ungerechte Bann ist gebrochen, der redliche Mann, der so lange unverdienter Weise in der Fremde, mit einem Makel behaftet, leben mußte, ist heimberufen; er wird in alle seine Würden wieder eingesetzt, ja man bereitet neue Ehren vor, um ihn damit zu schmücken. So ist nun Alles geschehen, was Menschen möglich ist, um ein erlittenes Unrecht vergessen zu machen. Aber dem Freunde

ist mit der schwindenden Kraft auch der Muth für das Leben gebrochen. Er lehnt alle ihm gebotenen Auszeichnungen ab; begehrt nur, in seinem Vaterlande zu sterben und bis dahin in stiller Abgeschiedenheit den Ort zu bewohnen, wo er seine Jugendjahre in harmloser Glückseligkeit zugebracht hat. Ihr begreift leicht, daß sogleich befohlen ist, Alles so herzurichten, wie es von dem Heimkehrenden gewünscht wird, und mir ist die Ausführung dieses Befehles übertragen worden. Ich habe mir keine Mühe verdrießen lassen, den mir ertheilten Auftrag zu erfüllen. Jenes Gut, wo der Freund zu wohnen wünschte, war aus dem Besitz der Familie bereits in die dritte oder vierte Hand übergegangen. Es galt also zuvörderst, die Herrschaft wieder an ihren Stammherrn zurückzubringen, und dies nicht leichte Geschäft ist erst vor wenigen Tagen zu meiner völligen Zufriedenheit abgeschlossen worden. Der langersehnte Augenblick rückt heran, die Vereinigung der Familie kann erfolgen, ein seltenes allgemeines Versöhnungsfest auf der Trümmer des gebrochenen Vorurtheils gefeiert werden. Unterdessen ist in der lange unbenutzt gewesenen Wohnung Manches zerstört und die vereinigte Hülfe mehrerer wackerer Gewerbsgenossen nöthig, um das Ganze in einen wohnbaren Zustand zu setzen. Mein erster Gedanke war't Ihr. Eine kurze Entfernung von Euerem Hause wird Euch wohlthun. Die Veränderung der Luft, die Zerstreuung, die sich darbietet, das Bewußtsein, Jemandem eine Freude zu bereiten, die als Ausgleichung dienen soll für langes, nicht verschuldetes

Leid, ist ein Trostmittel, welches Euch kein Arzt wirksamer verschreiben kann. Das ist so meine Meinung, lieber Meister. Was ist die Euere?"

„Daß Ihr Recht habt!" entgegnete dieser aufspringend. „Und daß ich keinen Augenblick anstehen werde, meinen Entschluß in's Werk zu richten. Ja, wahrhaftig, eine Luftveränderung wird mir wohl thun und ich werde dieses schmerzlichen Druckes ledig werden. Auch ist die Arbeit in diesem Augenblicke nur schwach und ich bin gern auf einige Tage zu entbehren. Meine Frau wird schon gutes Regiment führen, und die Gesellen in Ordnung halten. Und daß in der Zeit meiner Abwesenheit nichts Ungebührliches geschehen soll, dafür sorge ich auch. Ich weiß schon, Wen ich zum Wächter stelle."

„Und ich kann Euch sagen," nahm Reinhold das Wort, „daß Ihr von jener Seite her wenig zu befahren habt. Die Schauspieler haben die hiesige Stadt seit drei Tagen verlassen und der junge Mann, gegen den Ihr so aufgebracht seid, ist, wie ich mit Gewißheit erfahren habe, sehr weit von hier."

„Das ist mir eine gute und fröhliche Nachricht!" rief Meister Berger sichtbar erleichtert. „Nun verlasse ich mein Haüs noch einmal so gerne und wenn Ihr Morgen um diese Zeit wieder vorfragen wollt, werdet ihr mich vollständig gerüstet finden."

„Es gilt!" sagte Herr Reinhold und ging, nachdem sie noch das Nöthige wegen der Reise mitsammen verabredet hatten.

Und zur bestimmten Zeit fuhr der Wagen ab. Es

war aber dem Meister doch seltsam gewesen, von dem eigenen Heerde zu scheiden, den er seit den Wanderjahren nicht länger als für einige Stunden verlassen hatte. Darum war er auch während der Reise sehr einsilbig, achtete wenig auf die Gegend, durch welche sie rollten und lehnte still in eine Ecke des Wagens, den Hut tief in die Augen gedrückt. Herr Reinhold ließ ihn gewähren; es schien ihm sogar lieb zu sein, daß der Meister keine große Neigung zeigte, sich zu unterhalten; hatte er nun doch ungestörte Muße, sich mit seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Die Reise selbst schien vorbereitet zu sein, denn überall, wo es nöthig war, standen Pferde bereit; Erfrischungen fanden sich im Wagen vor. Was man sonst bedurfte, wurde auf einen Wink Reinholds sofort beschafft und so konnte man eine lange Wegstrecke zurücklegen. Schon bei der, wegen des trüben Novemberwetters früh hereinbrechenden Dämmerung war man weit befördert worden und da man noch mehrere Abendstunden unaufgehalten weiter fuhr, konnte der Meister mit Recht voraussetzen, daß er ein beträchtliches Stück von seiner Heimath entfernt sei.

Da bog der Wagen von der Landstraße ab. Man fuhr durch eine dunkle Allee, dann über eine Brücke, dann durch ein Thor. Laternen blitzten auf und der Wagen hielt.

„Wir sind am Ziel!“ sagte Reinhold zu seinem Gefährten, nachdem er diesen in ein Zimmer geführt hatte, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war. „Es ist spät geworden, darum wollen wir heute nur noch daran

denken, von den Reisemühen auszuruhen. Nehmet mit der Bewirthung vorlieb, so gut sie für den Augenblick zu beschaffen ist und laßt mich Morgen in ein recht heiteres Angesicht schauen. Habt eine geruhsame Nacht."

Und Meister Berger befolgte den Rath des Freundes. Nachdem er sich in dem behaglich eingerichteten Zimmer umgesehen und seine Abendmahlzeit verzehrt hatte, legte er sich nieder und versank in einen festen Schlaf, alle Mühen und Sorgen der jüngsten Zeit vergessend.

Am andern Morgen ließ Reinhold sich mit dringenden Geschäften bei dem Meister entschuldigen, sandte ihm aber eine so große Menge von Anschlägen und Plänen, daß der Meister vollauf zu thun hatte, diese durchzusehen, und es kaum merkte, daß die Mittagsstunde und mit ihr der Wirth kam. Während der Mahlzeit sprachen Beide viel von den Veränderungen, die man beabsichtige und dann führte Reinhold seinen Gast überall umher, damit er an Ort und Stelle wirklich sehe, was er vorher auf dem Papiere geprüft hatte. Hier fand sich denn nun Vieles zu ordnen und anders einzurichten. Meister Berger sah gleich, was zu thun und wie es in Angriff zu nehmen sei; welche Materialien und welche Leute dazu erforderlich wären und begehrte, das Nöthige sofort zu verschreiben.

Eine Stunde wohl hatte er in seiner Stube dieser Beschäftigung obgelegen, als ein Diener mit dem Auftrage des Herrn Reinhold erschien, der Meister möge sich doch einen Augenblick zu ihm bemühen. Bereitwillig folgte Meister Berger dieser Aufforderung und ward

von dem Diener nach dem entgegengesetzten Flügel des weitläuftigen Hauses geleitet. Beide traten in ein hohes fast wüstes Gemach, das nur durch eine Ampel erhellt ward. Der Diener stellte die Lichter auf den Tisch und sagte:

„Der Herr wird gleich erscheinen. Die Sache ist eigentlich die: Er hat vor Kurzem den alten Schrank, der dort in der Ecke steht, gekauft, und kann ihn nicht öffnen. Bis er kommt, seid so gut und seht Euch das närrische Ding einmal näher an.“

Kopfschüttelnd näherte sich der Meister dem Schranke, während der Diener sich in aller Stille entfernte. Dies Entbieten in ein wüstes, weites Gemach, wo Niemand anzutreffen war, erweckte eine trübe Stimmung bei ihm; der halb finstere Raum erschien ihm seltsam und unheimlich. Aber kaum hatte er den Schrank näher in's Auge gefaßt, als er die Hände zusammenschlug und einen Schritt zurückprallte.

„Wie ist mir denn? . . . . das ist ja . . .! — Nein! Nein! Alles was ich gestern und heute erlebte, ist schier wie ein Traum und dies da ist auch ein Stück davon! — Aber nein, ich träume nicht! das ist meine rechte Hand, das meine linke, und wenn ich mich damit an die Nase zupfe, so fühle ich's. Also wache ich auch und was ich vor mir sehe, ist gewiß und wahrhaftig der Kunstschrank den mein Vater selig in glücklichen Zeiten für seinen Bruder gefertigt und woran ich tüchtig geholfen habe, damit er zur rechten Zeit als Weihnachtsgeschenk könne abgesendet werden. Und dieser Schrank, der mir ganz

aus dem Sinn gekommen ist, steht hier vor mir, gehört Herrn Reinhold und ich soll .... Wenn dabei nicht Hexerei im Spiele ist, will ich keinen Hobel mehr anrühren! .... Das ich's nur gestehe, es wird mir graulich in diesem finsteren Raume, wo die Lichter unheimlich aufflackern und ein kalter Luftzug von einem Ende zum anderen zieht.

Ein inneres Beben ergriff den Meister. Ihn fröstelte, als ob Einem der Tod über's Grab läuft und er schüttelte sich tüchtig:

„Sei kein Narr, Berger. Wenn's ein Christenmensch sähe, wie Du Dich gebehrdest und er brächte es herum, Du wärst um alle Reputation. Was ist's denn nun weiter? Ein Stück Möbel steht da, das Dir bekannt vorkommt. So sieh denn zu, ob's wirklich dasselbe ist und nachher bleibt ja noch Zeit genug, darüber zu grübeln, wie es hierher kommt."

Nachdem er sich so Muth eingesprochen, legte er die Hand daran, und betrachtete es von allen Seiten:

„Ja! Ja! Es ist kein Zweifel. Das ist der Schrank, der meinem Oheim selig gehörte; dem guten Manne, der ein so trauriges Ende nahm, weil mein leiblicher Bruder .... Pfui, der Schande! Daran darf ich gar nicht denken, sonst kommt die alte Krankheit wieder, die ich kaum überstanden. — So stehe ich denn nach so langen, langen Jahren wieder vor dem Schrank. Ist's aber auch wahr? Ja! das sind dieselben elfenbeinernen Knöpfe, die Meister Grundheim, der Kunstdrechsler so zierlich abgedreht, und die Silberplatten hat des Vaters

bester Freund, der Goldschmied Hülse so sorgfältig geätzt. Weiß ja noch, wie er sie brachte und zum Vater sagte: Da Bruder! Und damit mir Niemand meine Arbeit ableugnen kann, ist in jedem Kranze, der die Platten umgiebt, eine Rose zu sehen und in dieser Rose ist mein Namenszug angebracht. Richtig! Da steht's: B. H.! Bernhard Hülse! Was fällt mir nicht Alles bei diesem Schranke ein! Wenn das meine Alte sähe!"

Wiederum stand er, in Betrachtung verloren und eine lange Vergangenheit ging in den wechselvollsten Gestalten an ihm vorüber:

„Ich muß ihn sehen! Ich muß ihn ganz und gar sehen, den guten alten Freund, den ich so lange entbehrt habe und der mir Alles wieder in das Gedächtniß zurückruft. Alles! Gutes und Böses! Niemand kann mir's verbieten! Nein! Ich habe sogar den Auftrag dazu erhalten. So will ich schauen, ob ich die verborgenen Geheimnisse dieses Wunderschrankes noch behalten habe."

Er betastete die Oberfläche desselben und nach kurzem Suchen fand er eine Schraube. Kaum hatte er sie leise berührt, als eine Glocke erschallte, die Klappe aufsprang und sich geräuschlos niederlegte. Meister Berger erschrak ordentlich, als er das wirklich geschehen sah, was er doch mit Bestimmtheit erwartet hatte, und in großer Aufregung holte er die Lichter herbei, setzte sie auf die Klappe und sich davor.

Mit wachsendem Eifer zog er ein Fach, eine Schieblade nach der andern auf. Es hätte ihn wundern müssen, daß er zur Reparatur eines Möbels herberufen

sei, dem nichts fehle, aber daran dachte er gar nicht, denn er war viel zu sehr mit diesem fesselnden Gegenstande beschäftigt und athmete leicht auf, als er das letzte Fach öffnete und ein fußhoher Spiegel sichtbar wurde:

„Aha! Nun würde Jeder denken, hier sei Lied am Ende und doch offenbart sich jetzt erst des Vaters größte Kunst. Es ist ein feines Stück Arbeit und es soll mich nicht wundern, wenn es durch die Zeit oder durch plumpe Hände gelitten hat."

Aber es hatte nicht gelitten, denn als der Meister gegen den oberen Rand des Spiegels drückte, drehte sich das Innere des Bureaus allmählig von der Rechten zur Linken und die Rückseite kam nach vorne. Hier war ein zierliches Repositorium angebracht und auf demselben lagen mehrere Papiere. Ohne zu wissen, was er that, griff Meister Berger darnach.

„Was ist denn das? Gott im Himmel! das ist ja die Handschrift meines alten Oheims, der so jämmerlich im Irrenhause hat umkommen müssen. Ja, ja! Da steht sein Name: Matthias Berger. Das ist nun erwiesen, daß der neue Eigenthümer diesen Mechanismus nicht gekannt hat, und was ich hier finde, ist für ihn nie vorhanden gewesen. So ist's denn auch kein Eingriff in fremde Rechte, wenn ich das lese, was auf diesem Zettel geschrieben steht."

Und er las:

„Ich fühl's, das mein Ende naht. Mein Kopf wird so schwach, daß ich kaum eine halbe Stunde hinter

einander nachsinnen und meine Gedanken festhalten kann. Da wird es Zeit zu schaffen, was mir noch fertig zu schaffen obliegt. Da aber ein Eid meine Zunge bindet und ich nicht bei meinen Lebszeiten vollenden darf, was mir so schwer auf dem Herzen liegt, so will ich versuchen, es zu Papier zu bringen und es in dem geheimsten Fach meines Schreibtisches aufbewahren, es Gott anheimstellend, wann er offenkundig machen will, was ich in der Stille meines Gemaches niederschreibe und mit fünf Siegeln verschließe. Dich aber, unbekannter Erwerber dieses Schrankes, Dich bitte ich aus der Fülle meines Herzens, Du mögest die beifolgende versiegelte Schrift sofort an den Mann befördern, an den sie gerichtet ist, oder, wenn dieser nicht mehr am Leben sein sollte, seine Nachkommen ermitteln und dieselbe in ihre Hände niederlegen, damit ihnen das Geheimniß kund werde, was ich ihnen zu offenbaren habe, und jetzt, um meines Eides willen, verschweigen muß. Je schneller Du diese Bitte erfüllst, um so schöner hast Du gehandelt, und wolle Dich Gott dafür segnen."

Meister Berger griff nun nach der Schrift, deren Siegel er zitternd löste und die Blätter langsam entfaltete. Was aber darauf, offenbar zu verschiedenen Zeiten und in abgerissenen Sätzen verzeichnet war, das lautete, in Zusammenhang gebracht und in Kürze so:

Der reiche Kaufherr Matthias Berger hatte den Sohn seines Bruders Anfangs aus keiner anderen Ursache zu sich genommen, als in der Absicht, diesem Bruder, der nicht frei von häuslichen Sorgen war, eine

Erleichterung zu verschaffen. In diesem Sinne war auch der Empfang und die Behandlung des Knaben, der in nichts verweichlicht und verwöhnt, zu steter Beschäftigung angehalten wurde. Aber Eduard war noch nicht lange in dem Hause des Onkels, als er sich dessen besondere Aufmerksamkeit nicht dadurch erwarb, daß er fleißig lernte, sondern durch die Art und Weise, wie er das Gelernte fruchtbringend unmittelbar anzuwenden wußte. Der Onkel forschte nun genauer nach und die erhaltenen Resultate waren so sehr nach seinem Sinne, daß er den jungen Mann in seine nächste Nähe zog und dieser sich nach und nach so unentbehrlich machte, daß der Onkel zuletzt keinen Tag ohne ihn sein konnte. Glücklicherweise war Eduard ein streng rechtlicher Charakter, sonst hätte dieses blind geschenkte Vertrauen zum Nachtheile des Oheims ausschlagen müssen, denn Eduard bekam Alles in die Hand; was er anordnete, geschah; ein Geschäft, dem er entgegen war, kam gewiß nicht zu Stande.

Aber trotz der Vorsicht des jungen Mannes war der langsam aber sicher herannahende Sturz des Hauses nicht zu vermeiden; das verschuldeten die Privatleidenschaften des Besitzers. Er war ein enthusiastischer Verehrer aller Künste und hatte die weitläufigen Räume seines Hauses zu Museen umgeschaffen, welche einen unschätzbaren Reichthum herbergten. Er war aber auch den Jüngern dieser Künste hold und in dem steten Umgang mit diesem leichtsinnigen Völkchen wurden große Summen verschleudert, deren wachsender Mangel dem

Geschäfte stets empfindlicher wurde. Oft wagte es Eduard, dem Onkel einige bescheidene Vorstellungen zu machen, aber dieser lachte die ernsten Gesichter seines Neffen weg, und meinte, er müsse die sauertöpfischen Charaktere nicht von der Bühne in das Leben übersiedeln. Diese Aeußerung bezog sich darauf, daß Eduard mit einigen jungen Leuten, die, gleich ihm die dramatische Kunst liebten, bald in größeren, bald in kleineren Kreisen Theater-Vorstellungen veranstaltete, welche allgemeines Aufsehen erregten und Oheim Matthias, der ein so entschiedener Freund des Theaters war, und seinen Neffen jetzt noch zehn Mal lieber hatte, ging diesen wiederholt an, den Comtoirtisch zu verlassen und sich ganz der Bühne zu widmen. Es ward dem jungen Manne schwer, dieser Aufforderung zu widerstehen, denn während er mit dem Spiele gespielt hatte, steigerte sich die Neigung zur Leidenschaft für eine Kunst, für die er mit den reichsten Gaben ausgestattet war. Dennoch that er es nicht und die edelsten Motive waren der Grund dieser Entsagung, die erst nach einem schweren Kampfe mit sich selbst ersiegt wurde. Eduard kannte seinen Vater und dessen Vorurtheile, und was ihm noch mehr galt: Er fühlte, daß sein Oheim, dessen gutmüthige Schwäche täglich zunahm, ihn nicht entbehren könne, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen. „Von dem Onkel aber lasse ich nicht," schrieb er in sein Tagebuch, „und sollte ich Alles daran setzen, was mir Lebensglück und Lebensfreude heißt, denn daß ich nicht blos vegetire, sondern lebe, daß ich

werden konnte, was ich geworden, das danke ich allein ihm.“ Und in dem Sinne dieser Worte hat er fest und unverbrüchlich gehandelt.

Die gefährliche Krise stand bevor. Um sie noch etwas aufzuhalten, mußte Eduard eine Reise nach Frankreich und England unternehmen. Ehe er abreiste, beschwor er den Onkel, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen. Aber schon in London deuteten mehrere Symptome darauf hin, daß dies nicht geschehe; später, in Paris, erhielt er volle Gewißheit darüber. Er that, was unter solchen Umständen zu thun war. Völlig mit sich selbst einig, trat er die Rückreise an, und erschien bei einbrechender Nacht vor seinem Oheim. Dieser fuhr auf:

„Um Gotteswilleu, Neffe! Zu dieser Stunde! Und wie siehst Du aus? Ich errathe Alles. Was steht uns bevor?“

„Das Schrecklichste, da Sie meine Warnungen überhörten. Jetzt ist Alles zu spät.“

„Verloren! Verloren!“

„Das sind Sie. Aber nicht genug, daß Sie ein Bettler sind. Man dringt auch noch auf Untersuchung, und wie ich zu meinem großen Schrecken erfahre ....“

Der Onkel unterbrach ihn heftig:

„Erspare mir die Demüthigung, vor Dir zu erröthen. Ja, es sind von mir ohne Dein Wissen Schritte gethan, die mich auf das Aeußerste blosstellen. Es war ein Streich der Verzweiflung, mich vor dem Abgrund zu bewahren; er ist mißglückt und ich stehe nicht nur als Bettler, sondern auch als Schurke da.“

„Wie sind alle unsere schönen Träume vor diesem Eiseshauch der Wirklichkeit zerstoben!“

„Sie sind es nur mir. Du bist schuldlos. Was kann man Dir Böses nachsagen?“

Nichts, wenn ich mich von Ihnen trenne. Es würde sogar einige Personen geben, die ein solches Verhalten billigen. Aber glauben Sie denn, daß ich dazu im Stande wäre? So schwarzen Undank trauen Sie mir nimmer zu. Unser Schicksal ist unzertrennlich.“

„Du sollst nicht. Dir lacht das Leben noch jugendlich hell. Ich werde ein Opfer meiner Schwäche sein. Laß mich tragen, was ich verschuldet.“

„Mit diesem Wortstreit erreichen wir nichts. Die Zeit ist kostbarer denn je; die Stunde drängt. Es giebt ein Mittel, nicht uns vor dem Sturze zu bewahren, sondern mit Ehren zu fallen. Aber es muß schnell, ohne Zögern angewendet werden.“

„Ich bin dazu bereit.“

„Hören Sie mich an. Sie können mit Ehren aus dieser Katastrophe hervorgehen; man wird Sie bedauern, Sie bemitleiden, Ihnen Hülfe bieten. Aber um dies zu erreichen, muß entschlossen gehandelt werden und dazu haben Sie den Muth nicht. Sie müssen also auf die Mitwissenschaft des Geheimnisses verzichten.“

„Alles, was Du willst, soll geschehen.“

„So schwören Sie mir einen Eid! Einen Eid, wie ich Ihnen denselben vorsage, daß Sie nie etwas verrathen wollen von Dem, was Ihnen früher oder später offenbar wird. Sie pflichten Allem bei, was geschieht

und sagen nicht: Oho! Das weiß ich besser! Das ist mit nichten so, sondern ganz anders. Sie würden dadurch nichts ändern und sich nur schaden. Ich kann nur helfen, wenn Sie das tiefste Stillschweigen beobachten. Schwören Sie das und die Rettung ist gefunden."

Eduard war in der höchsten Aufregung. Hingerissen von der Gewalt des Augenblicks sprach der Oheim den Eid nach und sank ohnmächtig hin. Als er sich wieder erholte, war Eduard fort. Die Schiebladen des Schreibtisches standen auf. Die Papiere lagen theils auf dem Boden, theils waren sie vernichtet; der alte Diener kauerte in einem Winkel, die Hände auf dem Rücken gebunden, einen Knebel im Munde. Mit zitternden Händen befreite der Oheim ihn und als er sich mühsam erholt hatte, sagte er aus, daß Herr Eduard ihn, als er zufällig eingetreten sei, weil er glaubte, es schelle, mit einem Messer bedroht, und ihn dann gebunden habe. Herr Eduard habe darauf, wie ein gemeiner Dieb, alles Werthvolle fortgeschleppt und dabei noch des ohnmächtigen Onkels gehöhnt. Und als der Diener dies ausgesagt, eilte er, trotz der Mahnungen des alten Herrn, fort, und zeigte den Vorfall an. Diese Aussage eines bewährten Dieners, in Verbindung mit einem höhnenden Schreiben, welches Eduard vor seiner Flucht an den Onkel gerichtet, veranlaßten den Richter, eine genaue Untersuchung einzuleiten. In Eduards Wohnung fand man die sprechendsten Beweise seiner Schuld. Es war ein weit verzweigtes Gewebe der Bosheit, das selbst den ernsten, besonnenen Richter aufregte. Sofort

ward ein Steckbrief erlassen, aber ohne Wirkung; der Verbrecher hatte bereits Gelegenheit gefunden, über See zu entfliehen. Es war Alles so klug vorbereitet und so kunstreich durch einander geworfen, daß selbst der Oheim irre wurde. So nahm nun diese unglückliche Geschichte mit der gänzlichen Verarmung des Kaufmanns und seiner endlichen Aufnahme in das Land-Krankenhaus ein trauriges Ende. Eduard blieb verschollen und nur einmal ging dem alten Manne ein mit absichtlich verstellter Hand geschriebener Zettel zu, worauf diese Worte standen: „Mein Plan ist gelungen. Ich hoffe, einen Hafen der Ruhe zu finden. Lebe und stirb in Frieden.“ Aber es ließ sich nicht ermitteln, woher der Zettel kam. Von dem Empfange dieses Papierstreifens an schreibt sich der Tiefsinn des alten Mannes her.

Dies der Inhalt der Papiere, welche Meister Berger bei dem matten Schimmer der Kerzen las. Am Ende derselben standen noch folgende Worte:

„Ich muß eilen, wenn ich fertig werden will, bevor die Geistesnacht über mich kommt, die bereits hereindämmert. Mein Herz bebt und mein Kopf brennt fieberisch. Pfui über den Schwachkopf, der sich verleiten ließ, einen abgezwungenen Eid zu halten und noch jetzt nicht den Muth hat, ihn zu brechen. Du aber, mein herzlieber, prächtiger Neffe, der Du freudig Alles hinwarfst, Jugend, Talent und eine reiche lebensvolle Zukunft, der Du Dich freiwillig als Verbrecher stempeln ließest, in dem Augenblicke, da Du eine Edelthat ohne

Beispiel begingst! O mein Eduard, mein theures, vielgeliebtes Kind, sei Dir Gott gnädig und barmherzig, und lasse Dich des Glückes theilhaftig werden, was Niemand mehr verdient als Du und was Dir von dem Manne, der Dein Schutz sein sollte, räuberisch gestohlen ist. Ihr aber, meine Nachkommen, wenn diese Zeilen in Eure Hände gerathen und der Verlorene kehrt wieder in die Heimath zurück, so fallt ihm zu Füßen um meinetwillen, ihm, der so Großes gethan hat und vergeltet's ihm, wie Ihr könnt und wißt. Dafür soll der Segen eines alten Mannes auf Euch ruhen für und für. Hilf mir, gnädiger Gott, zu einem baldigen Ende."

Meister Berger war keines Wortes mächtig, aber die Thränen strömten unaufhaltsam. Dunkle Gestalten bewegten sich an der Rückwand des Gemaches hin und her, aber er merkte es nicht. Sein Herz klopfte hörbar und nur ein Gedanke war in ihm lebendig: Wie er es sühnen sollte, daß er einen so grimmigen Haß gegen seinen Bruder gehegt, der doch die Bewunderung jedes ehrlichen Mannes verdiene und ob sein armer Vater auch Ruhe im Grabe gefunden, weil er auf das Haupt eines solchen Sohnes seinen Fluch geschleudert.

Da trat Herr Reinhold aus dem Dunkel hervor und legte seine Hand auf Berger's Schulter:

„Nun, Meister! Ist der Schrank in Ordnung?"

„Ach! Da seid Ihr ja!" entgegnete dieser und ergriff lebhaft die Hand des Freundes. „Sei es nun Zufall oder Absicht, was mich an diese Stelle brachte, — und wenn ich Alles überdenke, glaube ich fast das Letztere,

— was verdanke ich Euch nicht Alles? Welch' ein Mensch ist dieser Bruder! Und den hab' ich mein Lebstage gehaßt und der Vater hat ihm geflucht."

„Aber Gott segnete ihn und stand ihm bei. Ihr und Euer Vater handeltet, wie schwache Menschen, denen die Binde nicht von den Augen genommen ist. Der Dichter aber sagt:

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht,
Wem das Bewußtsein tiefe Wunden schlug,
Der glaubt, der Herr geh mit ihm in's Gericht;
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet Jedem Sonnenschein und Regen,
Sei Du nur rein und frei von aller Schuld,
So wird Dir Menschenfluch zu Gottessegen."

„Das ist gut gesagt," sprach der Meister. „Das ist gut. Diesen Dichter will ich lieben und verehren. Aber, bester Herr, Ihr, der Ihr soviel wißt, Ihr wißt auch gewiß mehr und könnt mir Auskunft geben über meinen armen Bruder. Redet, ich bitte Euch!"

„Faßt Euch nur, und Ihr sollt Alles wissen. Euer Bruder hat mehrere Jahre in Amerika zugebracht und sein Leben auf mancherlei Weise gefristet. Gegen den Kaufmannsstand hatte er einen Widerwillen gefaßt seit jener Katastrophe, das werdet Ihr begreiflich finden. Dazu wachte die alte Liebe zur Kunst, die er gewaltsam eingeschläfert hatte, in ihm auf, und er kehrte unter einem fremden Namen nach Deutschland zurück, von Niemandem wieder erkannt, aber bald von Allen gepriesen, an die Spitze eines fürstlichen Theaters gestellt . . ."

„Und wo? Und wo?"

Reinhold vermochte vor Rührung kaum zu sprechen. Jetzt breitete er die Arme aus und sagte:

„Sagt Dir denn Dein Herz nichts? Hallt die Stimme der Natur nicht in Deinem Innern wieder?"

Da fiel es wie Schuppen von den Augen des Meisters.

„Ach Gott in Deiner Höh! Bruder! Bruder!" Und Beide hielten sich fest umschlossen.

„Wie ist mir denn das?" fuhr der Meister mit lautem Schluchzen fort. „Welche noch nicht gekannte Gefühle regen sich in mir? Ich weiß gar nicht, wie mir geschieht! Bist Du denn gewiß und wahrhaftig mein herzlieber Bruder?" Und aufs Neue hielten sie sich innigst umarmt.

Allmählig sammelten sich die Brüder und saßen traulich kosend neben einander.

„Ach," sagte der Meister. „Warum ist doch nicht alles irdische Glück vollkommen. Wie schön, wenn nun die Meinigen hier wären und unsere Vereinigung sähen."

„Dazu kann Rath werden!" rief Reinhold lächelnd und schlug in die Hände. Auf dieses Zeichen eilten seine Frau und Käthchen herbei und schlossen den Vater in ihre Arme.

„Oho! Was ist mir denn das? Ha! ha! ha! Da seid Ihr ja! Ich frage nicht, wo Ihr herkommt, denn ich sehe nun schon, das Alles hat mir der Bruder gemacht. Gott segne ihn! Ja, wie wollte ich sagen? Ich bin so froh, so glücklich, ich möchte weinen und

lachen zugleich und weiß mich kaum zu lassen. He! He! Wer ist denn das da? Ist's nicht der Otto? Den habt Ihr auch mitgebracht? Hollah, Gesell, wie kommst Du hierher, und was willst Du?"

„Ich komme, Meister Berger, um von Euch die Hand des geliebtesten und besten Mädchens mir zu erbitten, wenn ich Euch als Sohn genehm bin."

„Hollah, Du Komödiant! Du unterstehst .... Aber seit einer Stunde denke ich wohl anders. Was sagt Dein Vater dazu und wo ist er?"

„Da!" sagte Otto und zeigte auf Reinhold.

„Was! Ist das Dein Junge, Herzensbruder? — Und der ist bei mir Geselle gewesen, während er bei Dir Komödie spielte? Nun, Gott besser's, Ihr habt mit mir ein tolles Narrenwerk getrieben. — Aber was soll ich machen? Mutter! Komm zu mir daher! Du bist meine Frau und mußt mir allewege beistehen mit Rath und That. Was soll ich thun?"

Die Mutter weinte sanft und flüsterte, an die Brust des Gatten gelehnt:

„Sie lieben sich so innig, Mann! Gieb sie zusammen!"

„Das will ich denn in Gottes Namen. Kommt her, Ihr da! Gebt Euch die Hände! Wer hätte das noch vor drei Tagen gedacht? He! He! He! Sieh einmal, Käthe, jetzt hast Du einen Schauspieler zum Manne und einen andern zum Onkel und Schwiegervater zugleich. Onkel Schauspieler!"

„Onkel Schauspieler! Onkel Schauspieler!" riefen

die übrigen Kinder des Meisters, die auch gegenwärtig waren und stürzten auf den alten Reinhold zu, der sie liebkosend in seine Arme schloß und dann zum Bruder sagte:

„Wir sind hier auf einem Gute, was ich gekauft habe und was mein Sohn, der das Theater verläßt, mit seiner jungen Frau bewirthschaften soll. Ich bin des Arbeitens müde und sehne mich nach Ruhe. Sobald ich die erbetene Entlassung erhalten habe, ziehe ich in die Heimath und abwechselnd im väterlichen Hause, oder bei den Kindern holen wir vereinigt nach, was wir bisher versäumt haben. Ist Dir das recht?"

„Juchhe!" rief der Meister. „Bringt Wein! Wir lassen den Onkel Schauspieler leben."

„Ja," sagte Reinhold scherzend. „Wer ist aber dieser Onkel Schauspieler?"

„Nun, wer denn Anderes, als Du?"

„Nein, Du bist es! Hast Du nicht in Deinem Unmuth geschworen, mein Sohn solle Deine Tochter nicht eher heirathen, bis Du selbst auf das Theater gestiegen wärest und Komödie gespielt hättest? Durfte ich etwa leiden, daß Du meineidig würdest? Da habe ich es denn lieber eingerichtet, daß Du den ganzen Abend Komödie gespielt hast, ohne es zu wissen, und wir haben Dir zugesehen. Jetzt aber magst Du mit vollem Bewußtsein Abschied nehmen von den Brettern."

Er schlug abermals in die Hände, ein Lichtschimmer brach durch den Hintergrund; dieser rauschte auf und der Meister sah, taumelnd und schwindelnd, ein kleines

Publikum vor sich auf den Bänken sitzend. Otto aber faßte den Schwiegervater bei der Hand und führte ihn vor:

„Dies ist der Onkel Schauspieler! Hat er seine Sachen gut gemacht, so schenken Sie ihm Beifall.“

Und der lauteste Applaus flog dem Meister entgegen.

Der Meister prallte zurück und hielt die Hand vor die Augen, da das Licht ihn blendete:

„Frau! Tochter! Her zu mir! Ich denke, der Teufel reitet mich! Muß ich das erleben! Stehe da auf dem Theater und zeige meine Künste.“

„Ja, Meister Berger, Ihr steht auf dem Theater!“ schallte es vom Parterre herauf. „Aber Ihr seid nicht der grimmige Odoardo, der seine arme Tochter mit dem Dolche niedersticht, und den ich neulich vor Euch gerühmt, sondern ein friedlicher Iffland'scher Papa, der sein Töchterchen mit einem schmachtenden Appiani verlobt.“

„Das ist ja,“ rief Meister Berger, mein verehrter Kunde und Mittagsgast, mit dem ich ....“

„Schon gut, Meister! Ich freue mich, daß ich Euch zu meinem Glauben bekehrt habe, schon um des lieben Appiani willen, den ich damals gleich erkannte und irgend eine Schelmerei vermuthete.“

„Ihr wußtet?“

„Ich kannte den jungen Herrn gleich wieder von der Bühne her. Schnell forschte ich nach und hätte ich eine Spitzbüberei entdeckt, ich hätte es nicht geduldet; da ich aber von der Redlichkeit der Sache mich über-

zeugte, so dachte ich, ein kleiner Schreck könne Euch nicht schaden. Und als Euer künftiger Gutsnachbar mache ich es wieder wett."

Meister Berger hatte sich weiter umgesehen und rieb sich zwischen Freude und Verlegenheit getheilt, die Hände:

„Oho! da ist ja auch mein alter Spezial, der Klempner, der mir den Otto in's Haus geschwärzt hat! Na, wartet Ihr!"

„Geschah zu Euerm Heile, Freund! Und das wußte ich vorher."

„Alle wußten, nur ich nicht! — Ha! Ha! Ha! da sitzt auch der Buschmüller! — Guten Abend, Buschmüller."

„Guten Abend, Meister."

„Und Meister Anton ist auch da! Hört einmal, Ihr! — — Den kann ich nicht fröhlich ansehen."

Käthe umschlang ihn: „Lieber Vater!"

Der Meister fuhr mit der Hand über die Stirn:

„Was willst Du denn, Dirne? Hört, Nachbar Anton: Ihr säetet Unkraut unter den Weizen, aber Gott gab, daß es nicht aufging, und die gute Saat fröhlich heranreifte. Es ist Alles vergessen. Und nun ...."

„Nun gehts zum Verlobungsschmause!" unterbrach ihn Reinhold. „Bruder, wir sitzen zusammen!"

„Um uns nicht wieder zu trennen! — Gott helfe mir! Das war ein Tag! Preis sei dem Herrn, denn Er hat Alles wohl gemacht!"

„Das hat Er! Darum denke der Worte des Dichters, die ich Dir vorhin bereits zurief:

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch!
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht."

„Der Mann hat tausend Mal recht! Wir wollen seine Gesundheit trinken! Kinder, wie bin ich so froh! Ich glaube, das kommt daher, weil ich Schauspieler geworden bin."

„Der Onkel Schauspieler hoch!" rief Einer aus der Gesellschaft und Alle stimmten fröhlich ein.

Falke.

Heitere Reise-Skizzen.

„Und ich betheure Ihnen," flüsterte mein Freund mir zu, „ich will den Schleier dieses Geheimnisses heben."

„Ich bitte Sie, Albert!" beschwichtigte ich. „Handeln Sie nicht albern."

„Und ich bitte Sie, machen Sie keine schlechten Witze mit meinem Namen."

„Aber welches Interesse kann diese Unbekannte für Sie haben?"

„Welches Interesse?" fuhr er auf. „Drei Mal ist sie mir gestern begegnet; immer umwallt von demselben schwarzseidenen Mantel, immer das muthmaßlich schöne Gesicht mit demselben schwarzen Florschleier verhüllt; Der Gang ist rasch und die Unsicherheit, mit welcher sie bald von einer Seite zur andern blickt, läßt ein Geheimniß vermuthen, das mir pikant genug scheint, um enträthselt zu werden."

„Mein moderner Oedip!" begann ich spottend, er aber unterbrach mich: „Reden Sie nicht weiter. Ich

begleite Sie nach dem Potsdamer Bahnhof, um noch einige vernünftige Worte mit Ihnen zu sprechen, ehe Sie Ihre abentheuerliche Wasserreise nach Hamburg antreten*). Nun führt mir aber hier der Zufall die Fremde mit dem schwarzseidenen Mantel abermals in den Weg, die offenbar die Absicht hat, nach Potsdam zu fahren, und ich begleite Sie bis dahin. Vielleicht, daß unterweges ...."

Ich wollte ihn aufhalten, aber er entlief mir. Die unbekannte Schwarze, oder vielmehr die schwarze Unbekannte war an die Kasse getreten, und forderte ein Billet zweiter Klasse. Obgleich ich das Meinige längst in der Tasche hatte, kaufte Albert noch ein Paar für sich und mich, und hielt sich dann der Fremden so nahe als möglich, um nicht von ihr getrennt zu werden.

Das Glück wollte dem Abentheuernden wohl. Wir erhielten dasselbe Coupé, außer uns nahm Niemand in demselben Platz und Albert saß an der Seite der Fremden, die aber nicht die geringste Notiz von ihm zu nehmen schien.

„Gnädige Frau!" begann er nach einer Pause. „Mein Freund dort ist ein leidenschaftlicher Tabacksraucher, der die Zeit nicht erwarten kann, daß Sie ihm

*) Um die Beschreibung einer Reise zu erhalten, die jetzt bereits anfängt, der Sage anzugehören, wird diese sonst ziemlich einfache Erzählung hier wieder aufgenommen. Nur kurze Zeit dauerten diese Dampfschifffahrten, die bald nach ihrem Beginn einen bedeutenden Aufschwung nahmen. Die Eisenbahn hat sie für immer vernichtet.

die Erlaubniß ertheilen, seine Cigarre anzuzünden. Aber ich hoffe, Sie werden ihm diese Freiheit nicht gestatten."

„Sehr geistreich!" spottete ich, denn Albert hatte wirklich den Kopf verloren, als die Fremde, gewiß unabsichtlich, mit der Hand aus dem Wagen zeigte.

„Das ist der Schaafgraben, meine Gnädige!" fiel ich ein. Ein unterdrücktes Lachen ließ sich hören, dann lehnte sich die Fremde in eine Ecke und schien sich ganz ihren Gedanken zu überlassen. Albert war über die Maßen verdrießlich, er starrte die Fremde an und biß sich in die Lippen. Plötzlich fuhr er auf: „Eine finstere Wolke senkt sich auf Sie herab."

„Entschuldigen Sie!" lachte ich, „es war der Schatten der Brücke, die über den Schöneberger Durchstich führt."

Abermals eine sehr lange Pause. Weder er noch sie bemerkten, daß wir an Steglitz und Zehlendorf vorüberfuhren. Ich lachte und rauchte. Wir nahten uns jetzt mit Windeseile Kohlhasenbrück.

„Es ist zum Erschießen!" rief Albert.

„Ist hier schon einmal aus höchst tragischen Motiven geschehen," entgegnete ich. „Sie können es ja jetzt komischer Weise probiren; Sie und Ihre Unbekannte."

Abermals tiefes Schweigen. Die Fremde schien so viel Gefallen an dem weißen Sande zu finden, der sich zu beiden Seiten der Bahn aufthürmt, daß sie ihn so aufmerksam betrachtete, als wollte sie ihn zählen, welches

allerdings seine bedeutenden Schwierigkeiten haben mochte, und Albert schien ihr treulich Beistand zu leisten.

Die Maschine pfiff. „Gott sei Dank!" rief ich aus, „wir sind in Nowaweß."

Beide Sandzähler fuhren auf; ihre Blicke begegneten sich unwillkürlich und hafteten aufeinander. Wir fuhren in den Bahnhof ein.

Meine erste Sorge war, als wir aus dem Wagon entlassen wurden, — eine Entlassung, die ein Angestellter nicht zu fürchten braucht, — nach meinem Gepäck zu sehen, und es nach dem harrenden Dampfschiffe bringen zu lassen; dann erst bekümmerte ich mich um meinen Freund und dessen trauernde Schöne. Letztere ging hart an mir vorüber. Von dem kleidsamen Hut wallte ein dichter, schwarzer Schleier, der auch nicht den kleinsten Zug ihres Gesichts erkennen ließ; der Mantel umschloß eine hohe, schlanke Gestalt, die sich graciös vorwärts bewegte; man konnte sie wohl für etwas Besonderes halten. Auch über mich kam eine plötzliche Neugier aber ich unterdrückte sie bald, als ich meinen Freund erblickte, der dieser geheimnißvollen Fremden als ein treuer Schatten folgte. Zu meinem nicht geringen Erstaunen betrat die Dame den Damm, der von dem Bahnhofe zur Havel führt, schritt über die Dampfschiffsbrücke, händigte den am Fallreep wartenden Conducteur ihr Billet ein, und stieg in die Kajüte hinab.

Albert, der dies Alles mit steigender Verwunderung angesehen hatte, flog auf den Conducteur zu, ergriff

ihn am Arm und fragte mit großer Hast: „Wer ist die schwarze Dame?"

„Eine Passagierin unseres Schiffs!" entgegnete dieser trocken, und sich mit wenig Umstände von ihm losmachend.

„Ich meine," fing Albert wieder an, den Conducteur verfolgend, der einen neuen Passagier nach der zweiten Kajüte wies, „ich meine, ob diese Dame Halb- oder Vollpassagier ist?"

„Herr!" rief der Conducteur staunend, „was meinen Sie damit? Glauben Sie, daß wir unsere Passagiere nach Halb- und Vollblut abtheilen?"

„Ach, mein Gott, nein!" war Alberts Antwort. „Ich wollte eigentlich fragen, ob die Dame nur einen Theil des Weges mit Ihnen fährt, oder ob sie ganz bis Hamburg eingeschrieben ist?"

„Das Letztere, mein Herr, das Letztere!" entgegnete der Conducteur ungeduldig, der mehr zu thun hatte, als müßige Fragen zu beantworten.

„Dann reise ich auch mit!" sprach Albert rasch.

„Sehr wohl, mein Herr!" entgegnete der Conducteur; „ich werde sogleich Ihre Karte besorgen."

„Albert!" rief ich aus. „Sind Sie toll? Ohne alle Vorbereitung nach Hamburg? Ohne Gepäck, ohne Fonds und ohne alle Legitimation?"

„Habe ich nicht einen reichen Vetter in Hamburg, der mich noch vor Kurzem eingeladen hat? Das sind Gepäck, Fonds und Legitimation zugleich. Ich muß

wissen, wer jenes Wesen ist, eher habe ich keine Ruhe. Lassen Sie mich zufrieden!"

Das that ich denn auch.

Ich stand auf dem Quaterdeck des „Falken," jenem Dampfschiff-Bijou, das der Königlich Preußischen Seehandlung gehört, und das einen Strom befährt, der zwar in der Zahl der deutschen Ströme nicht zählt, aber doch mit den Besten kühn in die Schranken treten kann. An Größe und Kraft überragen dies Fahrzeug fast Alle, an Lieblichkeit und Zierlichkeit stehen nur wenige mit ihm auf demselben Niveau, an Schnelligkeit erreicht ihn keines. Seine Doppelmaschine ist sein Flügelpaar; er bewegt es und fliegt majestätisch dahin. Es ist der kühne Donner, der schnelle Blitz, noch rascher wie der Pfeil, der von dem stählernen Bogen fliegt, rasch wie der Lichtstrahl — eben so rasch, als der Uebergang vom Guten zum Bösen.

„Sage mir, Baumeister des „Falken" wer hat Dich gelehrt, so zierliche Formen zu erfinden und das nackte Gerippe, das Du auf Deinem Werft aufstelltest, mit einem Gewande zu umgeben, das, leicht und luftig wie eine Nebelwolke vor Sonnenaufgang, doch stark und kräftig genug ist, den Stürmen zu trotzen und durch die aufgeregten Wellen sich freie Bahn zu brechen?"

Und mit diesem Schifflein, das unter seinen großen überseeischen Genossen nicht bemerkt würde, wenn es sich ihnen zur Seite legt, will man die Fahrt nach

Hamburg unternehmen, nach der ersten deutschen Seestadt, deren Hafen von mächtigen Dampfschiffen strotzt, und denkt noch eine Rolle zu spielen? Lächerlich!

O kommt zurück von Euerem Vorurtheil! Für das Meer gehört der Koloß, für den kleinen Binnenstrom das niedliche Boot; die Havel trägt kein Linienschiff, und die erste Welle des Atlantischen Oceans würde den „Falken" zermalmen. Nichts geht über die Dampfschifffahrt von Potsdam nach Hamburg; folgt nur mir, meinem Freunde und seiner Schönen; Ihr werdet es selbst empfinden.

Von allen Seiten aus der Stadt und aus dem Bahnhofe sind jetzt Passagiere herbeigekommen; alles Gepäck ist geordnet und gegen Sturm und Regen wohl verwahrt. Die Passagiere schlendern müssig mit ihren brennenden Zigarren auf und ab, die am Ufer versammelten Zuschauer flüstern und machen sich Zeichen; Alle erwarten das Signal zur Abfahrt.

Es wird gegeben!

Die auf dem Vorderdecke angebrachte schimmernde Glocke wird angezogen, die Spätlinge zur Eile mahnend, und die Brücke thut sich auf, uns durchzulassen.

Langsam, kaum bemerkbar, bewegt sich das Schiff und gleitet durch die Brücke.

Die Gespräche auf einem Dampfschiffe sind mannigfaltig, aber nicht oft halb so mannigfaltig als dumm.

„Was meinen Sie," fragt ein Passagier den andern, „wenn das Schiff mit nicht größerer Schnelle sich bewegte, als jetzt, wann könnten wir in Hamburg sein?"

„Es macht jetzt etwa achtzig Fuß in fünf Minuten," ist die Antwort. „Wir wollen es nachher ausrechnen."

Glückliche Rechenknechte!

Jetzt ist's geschehen; hinter uns liegt die Brücke; das Kommandowort erschallt, die Maschinen setzen ein und schnell wie ein Falke fliegt der „Falke" dahin.

Wir fliegen und ich ärgere mich über das, was mich jedesmal ärgert, wenn ich die Fahrt mit einem Dampfschiff beginne, es sei von welchem Orte aus es wolle. Da möchten sie jeden einzelnen Punkt genau in's Auge fassen, möchten wissen, wer jenes Haus bewohnt, wem jener Garten gehört und was der Thurm dort für eine Geschichte hat. Wenn ihnen dann ihre Karte, oder ihr „Guide" nicht die nöthige Auskunft giebt, so sind sie schnell mit Fragen bei der Hand und folgt die Antwort nicht pünktlich, wie das Stichwort im Theater, so ist der Gegenstand des Fragens bereits ihren Blicken entschwunden, ehe die gewünschte Belehrung ertheilt wurde. Und so fragen sie auch hier nach den großen Magazinen am Fuße des Brauhausberges, nach der Dampfmaschine, welche die Wasserkünste vor Sanssouci treibt, nebst dem allerhöchsten Wasserstrahl, nach der großen Dampfmahlmühle der Seehandlung und verlieren dafür den Anblick des großen Ganzen. Eine Mühle, eine Dampfmaschine, ein Magazin sind sehr prosaische Gegenstände, aber mit den stolzen Stadtthürmen, den dichten Häusermassen, den reizenden Villen und üppigen Gärten, die am Ufer des Stromes lagern, erscheinen sie als pikante Einzelheiten eines vortrefflichen

Bildes, das durch seine historische, wie durch seine landschaftliche Bedeutung einen unbezahlbaren Werth empfängt.

Weitab liegt schon die Brücke von Potsdam und wir steuern in die Bucht von Caput, die sich durch einzelne Werder und Inseln ausdehnt und nur durch einen schmalen Kanal erreicht werden kann, der mit kleinen, unscheinbaren Baaken bezeichnet ist. Wehe dem ansegelnden Schiffe, das einen unkundigen Führer am Bord hat; er steuert gewiß, die schmale, aber sichere Furth nicht achtend, in die breiten, aber täuschenden Gewässer, und setzt sich mit seinem Fahrzeuge auf den hohen, trocknen Sand. Aber unser Schiff, von den kundigsten Händen geleitet, seinem Steuer so gehorsam, daß es fast um seine eigene Achse sich dreht, fliegt durch den Kanal von Caput, ohne kaput zu gehen, und beweist dadurch zur Genüge, daß es ein Caput- oder Hauptschiff ist. Das liebliche Fischerdorf mit seinen Häuserchen und Barken, seinen blühenden Bäumen und den dazwischen ausgespannten Netzen, mit den flatternden Wimpeln und den am Strande lachenden Bewohnern gleicht der lieblichsten Idylle, der nur ein Johann Heinrich Voß fehlt, um sie sogleich in kunstreiche Hexameter zusammen zu stellen.

Vorüber Caput!

Der Kanal liegt nun auch hinter uns und wir steuern auf einen langen und breiten See hinaus, an dessen äußerster Gränze sich Baumgartenbrück befindet. Welch ein anmuthiges Spiel die Wellen mit dem Schiffe beginnen! Da wälzen sie sich heran von allen Seiten; —

ach nein! sie wälzen sich nicht schwerfällig und breit; sie hüpfen und springen, silbern angethan, im Sonnenlichte erglänzend, freudig und rührig; im tollen Uebermuth stürzen sie sich in die gewaltigen Räder, die sie nicht zermalmen, sondern sie nur hinten ausschleudern, wo sie dann zehn und zwanzig zu einer einzigen vereint, kühn und stolz gleich schwankenden Alpen mit schneebedeckten Häuptern, sich erheben, und grollend und zürnend gegen vorüberfahrende Schiffe und die Ufer zu beiden Seiten anbrausen.

Halbe Kraft!

Dem Kommandowort des Kapitäns gehorcht das Schiff und langsam durchzieht es die Fluth, der Brücke von Baumgartenbrück zu, die ihre großen Klappen langsam erhebt.

Baumgartenbrück!

Das Italien der Kurmark! Hier erheben sich Hügel an Hügel, bedeckt mit Wein und Südfrüchten, zwar nicht Citronen und Apfelsinen, aber doch Aprikosen und Pfirsiche und unter diesen Bäumen sind willkommene Ruheplätze, von welchen man die entzückendste Aussicht auf eine weite Umgegend hat, die, prangend im üppigen Grün, mit spiegelglatten Seen geschmückt ist, und von der Silberfluth der Havel durchrauscht wird. Wohl sitzt es sich hier angenehm bei dem Klange der Musik, fein bürgerlich und prosaisch, das Bierglas oder die Kaffetasse vor sich, die brennende Cigarre im Munde, zur Seite einen gelehrten Freund mit griechischen Citaten, oder einen heftigen Politiker, oder eine strickende

Dame, oder nach Zwieback schreiende Kinder, oder welche angenehme Nachbarschaft sonst die Freuden des ländlichen Genusses zu erhöhen im Stande sind. Aber wahhaft entzückend ist es hier, wenn die summende Menge verschwunden ist, wenn die Dämmerung allmählich den Strand und den Hügel in einen duftigen Schleier hüllt, wenn aus dem nahen Dorfe her das Abendglöcklein schallt und von der unfernen Villa die Klänge eines Waldhorns ertönen: die Wellen rauschen mit wollustathmenden Melodieen heran, die leichten Nymphen lassen sich von ihnen tragen, die Sterne schimmern am blauen Himmelsbogen und zwischen ihnen hindurch

„Zieht die stolze Bahn des Mondes
Schön gebogener, goldner Kiel!"

dann mischt sich die Poesie des Aeußern mit der Poesie im Innern, und was Dir das Herz bewegt, was Du tief empfindest und nicht auszusprechen vermagst, das ist ein Gedicht. Und wärst Du ein handwerksmäßiger Versifex, so strömten Dir die Worte zu, die Deine Empfindungen ausdrücken, die Worte stellten sich so, daß sie die regelrechtesten Versefüße bildeten und am Schlusse jeder wohlgemessenen Zeile stellte sich ein geschriebener Klang, ein Ton schwarz auf weiß, den Göthe's Helene nicht zu begreifen vermag, und von dem sie sagt:

„Und hat ein Wort dem Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen."

Allein Du bist, was sie ein prosaisches Gemüth nennen, das heißt, Deine Hand regiert nicht die Saiten, aber

in Dir ist Musik, eine ganze Welt voll Harmonie, die klingt und jubelt und noch Tage lang nachtönt, wenn Du schon längst wieder in das Alltagsleben zurückgekehrt bist und den Traum jenes Abends längst vergessen hast.

Dies und noch vieles Andere kann man erleben, wenn man in dem Garten des Herrn Herrmann zu Baumgartenbrück länger sitzt, als andere Gäste. Erstaunlich!

Aber wir haben während dieser Plaudereien die Brücke längst hinter uns, und seitwärts liegt das Städtchen W e r d e r, das die Mehrzahl der Berliner nicht gesehen hat, wovon sie aber Alle zu erzählen wissen, und das ihnen so unendlich theuer ist, weil es Werdersches Bier zum Frühstück liefert und zum Nachtisch von ihren Bäumen die goldene saftige Frucht, die einmal ein Schriftsteller die zu Fleisch gewordene Lenzblüthe nannte. Werft nur einen Blick an den Strand. Tausend fleißige Hände regen sich, und kaum haben sie einen flüchtigen Blick für das bei ihnen vorübersausende Dampfboot. Es ist gewiß keine der geringsten Eigenthümlichkeiten dieser neuen Wasserreise, die für die wandernde Menschheit erst jetzt erfunden ist, daß zwei Orte, die sich im Wesentlichen so ähnlich sind, an den beiden Endpunkten derselben liegen, Werder und die Vierlanden. Bei allem Fremdartigen, was beide Orte haben, ist doch so vieles Gleiche darin, daß man jenes den Hamburger Werder und dieses die Potsdamer Vierlanden nennen könnte. Aber freilich erstreckt sich diese

Aehnlichkeit nur auf den Fleiß, die Industrie und den Handelsgeist. Anlangend den Boden und die Resultate, welche sie aus demselben hervorrufen, müssen die Werderschen Leute ihren mächtigen Genossen an der Elbe weichen; da ist eben so viel Unterschied als zwischen den Strömen selbst.

Vorüber Werder! Dort taucht schon Ketzin vor uns auf mit seinen weithin leuchtenden rothen Dächern, die hell im Sonnenglanze schimmern, aber durch ihre Neuheit uns schmerzlich daran erinnern, wie vor nicht langer Zeit dies anmuthig an der Havel liegende Oertlein ein Raub der Flammen wurde, und langsam wieder aus Schutt und Asche emporstieg. Aber es stieg empor! Wolle es nun ein freundlicher Genius in seinen Schutz nehmen!

Nun kommt bald Etwas, das ich gern vermeiden möchte. Jedes Mal, wenn ich dieses Weges fahre und das ist nicht selten, erblicke ich es und jedes Mal ist es mir unangenehm. Es ist ein einzelnes Gebäude, hart am Ufer, mit einem Strohdache und mit Lehmwänden, das man „Fischerhaus" nennt, und ein Ort ist, wo die hier sehr zahlreichen Fischer ihre Geräthschaften aufbewahren. Es liegt auf der äußersten Spitze eines einsamen Werders auf einer künstlichen Erhöhung. Noch nie sah ich in dessen Nähe ein lebendes Wesen. Es mag wohl Thür und Fenster haben, es muß sogar dergleichen haben, aber sie befinden sich wahrscheinlich auf der dem Wasser nicht zugekehrten Seite. Für den Stromreisenden ist es rings umher zugemauert und er-

weckt in jeder nur einigermaßen lebhaften Phantasie tausend Sagen und Märchen von Blaubart, von der vermauerten Prinzessin Bohnenblüthe, von den Quell-Nymphen und Wasser-Nixen, die hier hausen und die dunklen Räume von dienstfertigen Salamandern erleuchten lassen. Aber Niemand kann seinem Schicksal entgehen und obgleich ich mich in die Kajüte zurückgezogen habe, um nichts zu sehen, fragt ein Kaffee schlürfender Reisender, wie zufällig: „Ist das da ein Dorf?" Ich werfe einen Blick durch's Fenster und vor mir liegt das Fischerhaus.

Aergerlich, mich umsonst in die Kajüte gesperrt zu zu haben, fliege ich auf das Verdeck zurück — nein, ach, nein, lieber Leser, vorzugsweise, wenn du mich kennen geruhen solltest, muß Dir diese Bezeichnung als eine sehr hyperbolische Redensart erscheinen! — ich fliege also nicht, sondern steige gemächlich das Verdeck hinan, wende die Nase dem Buge zu und

Brandenburg!

Da liegt sie, die alte Kur- und Hauptstadt, mit ihrer Katharinenkirche, ihrem altehrwürdigen Dom und ihrem historischen Marienberg! Da liegt sie, die erste Stadt des Reiches, mit ihren alten Thürmen und Mauern und ihrer modernen Conditorei; mit dem entsetzlichen Steinpflaster, das schon von der Wendenzeit her da zu liegen scheint, und welches umzuwenden die höchste Zeit wäre; mit dem alterthümlichen Rathhause, dem bemoosten Roland, den Ariost nicht gedichtet hat, und an dessen Schenkeln die Puppenspieler ihre Zettel

kleben. Und ihm gegenüber die Buchhandlung von Adolf Müller, an deren Schaufenster „Der Roland von Berlin" steht, nämlich der von Willibad Alexis. Begrüßt Euch, Rolande! Der Alexische rauscht mit seinen Blättern, und von dem Haupte des steinernen fliegt ein Spatz in die Luft. Den Vater des Berliner Roland kennen wir Alle, aber wie der Vater des Brandenburger heißt, das mag der Teufel wissen. Papa Rost weiß es nicht einmal.

Wißt Ihr, wer Papa Rost ist? Das ist der Besitzer des „Hotel de Brandenbourg", welches nicht weit von dem Roland entfernt ist, und wo Ihr nothwendig einkehren müßt, wenn Ihr nach Brandenburg kommt und es Euch daran liegt, ein gutes Zimmer, ein vorzügliches Glas Wein, eine wohlversehene Tafel und einen zuvorkommenden, aufmerksamen Wirth zu haben. Grüßt ihn von mir, wenn Ihr dahin gelangt und er wird Euch wohl aufnehmen. — Aber wir, die wir nach Hamburg wollen, müssen diesen Annehmlichkeiten Valet sagen und steuern jetzt mit unserm Schiffe in den engen Kanal hinein, der uns zur Schleuse führt. Scharf ausgelugt, Falke! Mache Deinem Namen Ehre. Hier ist ein gefährlicher Strand: Kähne ohne Zahl, Holzflöße, nicht festgebunden, mitten im Wege liegend und dergleichen mehr. Was vorher auf freiem Strome schon bemerkbar wurde, tritt nun greller und empfindlicher hervor. Steht denn das Fahrwasser der Havel nicht ein Bischen unter der Controlle der Strompolizei? Sorgt Niemand dafür, daß Jeder, der nicht in der Fahrt ist, sich mit seinem

Fahrzeuge so weit ablegen muß, daß er die Auf- und Abfahrenden nicht hindert? Entweder giebt es darüber kein Gesetz, oder es wird nicht befolgt: Eines ist so schlimm als das Andere. Was würden die Leute sagen, wenn wir Balken und Bäume quer über die Chaussee legten, oder unsere Pferde in den Stall zögen und den Wagen mitten auf der Straße stehen ließen? Soll das, was sich auf der Landstraße Niemand erlauben darf und wird, auf der Wasserstraße — wo eine solche Vernachlässigung weit größeres Unglück herbeiführen kann, als auf dem platten Lande — durch stillschweigende Billigung gestattet sein?

Aber was ginge nicht endlich vorüber? Auch der Durchgang durch die Brandenburger Schleuse und durch Brandenburgs Brücken endet und wir gelangen wieder auf ein freies Wasser; es führt uns in den Plauenschen See! Der „Falke" spürt's.

Volle Kraft! — Dort ist schon Plaue!

Mit Windeseile sind wir den See durchpflogen. Wenn wir durch jenes Städtchen führen, würden uns die holprichten Straßen, die überkleinen Häuser mit trüben Glas- und einzelnen Papierscheiben nicht besonders anziehen, aber — das ist ein neuer Vortheil der Wasserreise — wir fahren daran vorüber und es nimmt sich, umwallt vom röthlichen Abendschimmer, recht stattlich aus. Durch die große breite Brücke saust das Schiff mit der ganzen Gewalt seiner Maschinen und weit und immer weiter eilt es dem nächsten Bestimmungsorte, Pritzerbe, entgegen.

Aber: es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Schwarzes Nachtgewölk steigt am Horizont empor, einzelne Sterne blicken freundlich nieder, Nebeldünste wogen auf dem Strom. Der Gesichtskreis wird beschränkter und die Ferne ist unsern Blicken verhüllt; kaum vermag das Auge des Layen die näheren Gegenstände genau von einander zu unterscheiden.

Mann am Steuer, habe wohl Acht! Mann auf dem Udkiek, verdopple Deine Wachsamkeit! Alles poetische Volk auf's Deck! Prosa! Hinab in die Kajüten!

Was ist das? Sind wir Alle unten? Kein einziger Poet auf dem Verdeck? Die reale Prosa pflanzt sich hier um den Tisch, betrachtet wohlgefällig das schimmernde Tafelzeug und kostet im Voraus alle Wonnen, die dem Hungrigen ein gutes Abendessen gewährt.

Und die Hungrigen wenden ihre sehnsüchtigen Blicke nach Herrn Hefty, dem wohlbestallten Restaurateur, der seine gastronomischen Erfahrungen in Hamburg sammelte, und immer mit gutem Fleische von dorther versehen ist, was hinsichtlich der Beefsteaks und Carbonaden nicht zu verachten, weil man dadurch den Berliner Duodez-Ausgaben dieser Bratwerke entgeht, die in der Regel durch Zähigkeit und Trockenheit ersetzen wollen, was ihnen an Wohlgeschmack und Größe abgeht.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl für den Landbewohner, in einer Kajüte zu Abend zu speisen. Der Comfort ist eben so gut, manchmal besser, wie in einigen vornehm sein wollenden städtischen Restaurationen. Aber

das leichte Zittern der Tische, das durch das Stampfen der Maschine hervorgebracht wird, belehrt Euch, daß Ihr Euch auf dem flüssigen Elemente befindet. Werft einen Blick von Eurem Platze aus durch das nächste Fenster und Ihr seht den Wellenschaum, der zischend und brausend vorübersaust und hell aufglänzt. Aber jetzt plötzlich fliegt es, wie eine dunkle Wolke vorüber. Ist es ein ankerndes Schiff? Eine hart am Ufer stehende Baumgruppe? Niemand weiß es. — Ein Blitz durchzuckt diese Nacht: Es ist das Licht aus einer Fischerhütte. Seltsame Empfindungen erweckt dieser stete Wechsel der Scene, dies völlig Abentheuerliche einer Flußreise zur Nacht und doch hat man dabei die ausgesuchtesten Bequemlichkeiten des städtischen Lebens. Wo in aller Welt fände man dergleichen anderswo, als auf einem Dampfboote, vereinigt? Und daß wir, um uns diesen Genuß zu verschaffen, nicht mehr nöthig haben, nach der Niederelbe oder nach dem Rhein zu gehen, daß wir — hört es wohl, Berliner! — Daß wir es auf der Spree, auf der Havel haben, das ist es, was die Sache piquant macht, und ich weiß Eines: Wenn Ihr es ein Mal versucht habt, setzt Ihr Euch nicht wieder in den Wagen, um mit dem Nimbus des Chausseestaubes umhüllt zu werden.

Ich sehe schon wieder eine Menge fremder Gesichter, um mich her, die Kajüte ist fast voll. Das macht, Brandenburg hat uns ein gutes Theil Passagiere geliefert, die entweder nach Rathenow oder nach Havelberg wollen, und sich zum Gespräch und zur Flasche

mit uns vereinigen. Diese Dampfschiffe sind für die Ortschaften des Havellandes ein köstliches Verbindungsmittel, und nicht leicht möchte man auf einer Zwischen-Station halten, ohne einen ansehnlichen Wechsel von Personen zu erfahren.

„Marqueur! Teller weg, und Anstalten zu einer Bowle gemacht!" so ruft ein wohlgenährtes, märkisches Gesicht.

Marqueur! Auf einem Schiffe Marqueur! Wie unnautisch! Wie binnenländisch! — „Steward!"

„Sir?"

„Mir einen steifen Grog nach dem Quarterdeck, Backbord auf der Kajütskappe."

„Gleich, Sir!"

Das ist nautisch. Nun lasse ich die Herren sich mit ihrem Marqueur um die Ingredienzien der Bowle streiten und begebe mich nach oben, um nach meinem Grog zu sehen, der bereits an dem bezeichneten Platze sich befindet.

Der Conducteur des Schiffes trat zu mir heran. Ich bot ihm die Hand: „Guten Abend, Herr Hanft: sind Sie wohl auf?" Diese theilnehmende Frage entstand, — daß ich nur die Wahrheit sage — aus Eigennutz, denn befindet sich ein solcher Mann nicht auf seinem Platze, was soll aus den Reisenden werden? Ich sage es aus wahrer, innerer Ueberzeugung, daß es selten einen Conducteur giebt, der in allen Beziehungen

seinem Geschäfte so gewachsen ist, und mit einer solchen Sachkenntniß, eine solche Aufmerksamkeit und Vorsorge für die dem Schiffe anvertrauteu Passagiere verbindet.

Er entgegnete: „Ich danke Ihnen, mein Herr! Mein Befinden ist leidlich. Aber sagen Sie mir doch, was für ein seltsames Menschenkind Sie uns an Bord gebracht haben?"

Erstaunt sah ich ihn an und setzte das eben ergriffene Glas wieder hin, denn ich hatte meinen Freund Albert in der That ganz vergessen, da er mir auch nicht ein einziges Mal in den Wurf gekommen war. „Mein lieber Herr Hanft," entgegnete ich, „von Wem geruhen Sie zu reden?"

„Nun, von Wem sonst," fuhr Jener fort, „als von dem Herrn, der zugleich mit Ihnen an Bord kam, um aus dem Stegreif, ohne Billet und ohne Gepäck, eine Reise nach Hamburg anzutreten."

„Mein Gott, Albert! Wie konnte ich vergessen — Liebster Herr Hanft, was treibt der Mensch?"

„Das ist ein kurioser Kerl!" lächelte Jener. „Er ißt nicht und ist nicht — entschuldigen Sie das Wortspiel! — Er trinkt nicht und steht fast unausgesetzt auf dem Kajütsgange, der Thür zur Damenkajüte gegenüber zum großen Aerger des Restaurateurs, der ohne ein Entschuldigen Sie! oder Erlauben Sie! niemals in seine Vorrathskammer gelangen kann. Im Grunde dauert mich der Mann, aber was habe ich damit zu schaffen? Er hat es selbst zu verantworten, daß er es nicht besser haben will."

Der Condukteur entfernte sich mit einem freundlichen Kopfnicken; ich schlürfte die Neige meines Glases und ging nach dem Kajütsgange — Binnenländer sagen: Nach demjenigen Raum, der die Damen= von der Herren=Kajüte trennt. — Richtig, da stand Albert, das Auge fest auf die Thür zur Damenkajüte gerichtet, und ich mußte vorhin mit Blindheit geschlagen gewesen sein, weil ich ihn nicht gesehen hatte.

Ich ergriff seine Hand: „Albert! Was treiben Sie für Narrheiten? Ich beschwöre Sie, achten Sie etwas Weniges auf sich selbst. — Die Schiffsbeamten haben schon ein Auge auf Sie gerichtet, thun es auch die Passagiere erst, dann sind Sie für die ganze Reise geliefert. Was treiben Sie für unsinnige Possen?"

Aber statt mir eine bestimmte Antwort zu ertheilen, winkte er mit der Hand und flüsterte mir geheimnißvoll zu: „Still, in aller Musen Namen! Sie wird gleich wieder anfangen!"

„Wer und was?"

„Meine Unbekannte! Sie hat so eben gesungen! Göttlich! Himmlisch!"

„Woher wissen Sie, daß gerade die es war? Ist sie die einzige Dame in der Kajüte?"

„Ei behüte Gott! Es ist gedrängt voll darin. Die Damen haben schon laut davon gesprochen, sich theilweise in die Herrenkajüte zu begeben, wo mehr Raum ist. Aber, Wer könnte so zart, so anmuthig singen, als nur sie, die herrliche, die . . . ."

„Die Sie noch mit keinem Auge gesehen haben!"

fiel ich ihm in's Wort. „Sie sollten sich doch etwas menagiren.“

Ich hätte zweifelsohne meine Strafpredigt ziemlich lange ausgedehnt, aber ich wurde unterbrochen. Einige Guitarrentöne erschallten aus dem Damensalon zu uns herüber, ein Präludium folgte und dann sang eine liebliche Stimme:

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Hangen und bangen,
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!“

Albert war außer sich und ich hatte alle Mühe, mich seiner stürmischen Umarmung zu erwehren. Er seufzte zum Erbarmen.

In der Herrenkajüte mochte indessen die gefüllte Bowle nicht mehr ganz gefüllt sein, und deshalb ihre Wirkungen äußern, denn muntere Stimmen erhoben sich und sangen:

„Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben
Und bauen die Welt.“

Die Sängerin im Damensalon mußte eine Freundin des Wechselns sein, denn plötzlich änderte sich die Melodie:

„An Alexis send ich Dich!
Er wird, Rose, Dich nun pflegen,
Lächle freundlich ihm entgegen ...“

Aber hier unterbrach sich die liebliche Sopranstimme selbst, denn der Herrenchor in der Kajüte setzte dreifach verstärkt ein und brüllte:

„Preßt der Citrone
Saftigen Stern;
Herb ist des Lebens
Innerster Kern!“

„Die Barbaren! Die Caraiben!“ schrie Albert und gerieth völlig außer sich, als es nun weiter ging:

„Tropfen des Geistes
Gießet hinein;
Leben dem Leben,
Giebt er allein!“

Es war mir nicht möglich, länger bei meinem Tollhäusler zu bleiben, und ich kehrte auf das Verdeck zurück.

Es war völlig Nacht geworden. Außer den Männern am Steuer und auf dem Udkiek war kein Mensch auf dem Verdeck zu sehen. Der Capitain nur stand auf dem Räderkasten und sichern Blickes in die Ferne schweifend, lenkte er von dort aus die Fahrt. Hoch aufrecht stand er da, scharf abgränzend gegen den schwarzen Nachthimmel, still und unbeweglich, dann ernst sich wendend, wo eine Stromkrümmung sich zeigte, und dem Mann am Steuer einen Wink gebend, den dieser nur

zu gut verstand, und schleunig Folge leistete. Dann leuchtete von Zeit zu Zeit ein Strahl aus dem Maschinenraume auf das Verdeck und streifte gleich einem Blitze — eben so glänzend als schnell — die dunkle Gestalt auf dem Räderkasten und um diese waren nun die Elemente vereint.

Und diese Maschinenräume! Wie hell die Gluth aufleuchtet jetzt in der Nacht und wie sie sich wiederspiegelt in den dampfenden Wassern, den Silberspiegel übergoldend, mit heißem Athem uns anwehend und eine unterirdische Cyklopenwerkstatt uns vorzaubernd, die jetzt in der That sich unsern Blicken zeigt, denn die schwarzen, räthselhaften Gestalten schlüpfen längs dem Heerde und werfen neues Material hinein, oder wühlen mit langen Eisenstangen die glühenden Kohlen auf. Wahrlich, das sieht aus wie die Cyklopen-Scene im „Alcidor" und der Nachtwind, der sich jetzt mehr aufgiebt, die Wellen, die lauter zusammenrauschen, die Schaufelräder, die mit voller Kraft die Fluth zusammenpeitschen, geben die Melodie dazu.

Ich gewahre Albert, der mir zur Seite stand; mehrere Damen wären aus ihrem Salon gekommen und er sei entflohen, sagte er mir, aber er wolle gleich wieder hinunter, denn er könne nicht in einer so weiten Entfernung von ihr athmen.

Mit der Hand deutete ich in die glühende Tiefe und sagte: „Um seine Pamina zu gewinnen, ging der junge Prinz Tamino, begleitet von allen Harmonieen Mozart's, durch Feuer und Wasser; durch eben solches

Feuer und solches Wasser, als Sie hier vor sich sehen, und nicht etwa im Fluge, sondern langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt! Was würden Sie unter ähnlichen Umständen thun?

„Ich würde mich keinen Augenblick besinnen," schrie Albert, „wenn es die Dame meines Herzens geböte, in diesen Höllenpfuhl hinabzuspringen."

Es war fast, als ob ein schadenfroher Teufel diese Ausrufungen gehört hätte und ihn bei'm Worte nehmen wollte. Ein schwarzer Kerl rührte mit einer übermäßig großen Eisenstange die Kohlen auf und Funken flogen uns knisternd entgegen, der Rauch wirbelte durch den Schornstein und neue Funken regneten auf uns herab. Zu gleicher Zeit drehte das Schiff mit all der ihm eigenthümlichen Gewandheit, um einen Vorsprung, die Wasser stauten sich auf; sie wurden zurückgestoßen und der Wellenschaum stürzte sich auf das Verdeck und über uns hin.

„Höll und Teufel!" rief Albert und floh erschrocken von hinnen. Mein lautes Gelächter ihm nach.

Leise näherte ich mich jetzt zweien jungen Männern, die auf einer Bank des Vorderdecks saßen und sich angelegentlich miteinander unterhielten. Es waren zwei seltene Exemplare unserer Zeit, nämlich zwei Jünglinge, die, mit der Beschränktheit der engen Heimath vollkommen zufrieden, aus der Schulstube in des Vaters Geschäftsstube getreten waren, und von der Welt, die eine halbe Meile von ihrer Vaterstadt Rathenow entfernt war, kaum eine Idee hatten. Zum ersten Male waren sie, durch eine seltsame Verkettung von Familien-Ereignissen,

nach Brandenburg gekommen, hatten sich dort über acht Tage aufhalten müssen, und kamen jetzt mit dem Dampfboote zurück, sehnsüchtig nach der Heimath auslugend; aber ihr ungeübtes Auge vermochte in dieser Dunkelheit nichts zu erkennen.

„Wenn ich nur erst das Magazin sähe," sagte der Eine, „dann wäre mir besser."

„Ach ja!" entgegnete der Zweite. „Nirgends ist es doch so, wie zu Hause. Was sollten wir wohl länger in der Fremde? Haben wir nicht Alles genossen, was sie uns bieten kann? Ich begreife den August Brenner nicht, der neulich alles Ernstes sagte, er möchte wohl 'mal ein paar Jahre lang in Hamburg und Berlin leben. Gott bewahre!"

„Weißt Du was? In dem August steckt etwas von einer Vagabondennatur. Wir müssen es ihm recht ernsthaft vorstellen, wenn wir zurück sind. Wir können es, denn wir haben es jetzt erlebt und wissen, was es heißt, an einem fremden Orte leben. Ich wenigstens kann ihm sagen, daß ich mitten unter allen rauschenden Vergnügungen die Ordnung des häuslichen Heerdes schmerzlich entbehrte."

Genügsame Jünglinge! Fast beneide ich Euch; Ihr und ich so nahe beieinander. Euch ist eine Reise von Brandenburg nach Rathenow ein Ereigniß und hat Euch satt und müde gemacht; mich trieb die Fluth des Schicksals durch beide Hemisphären und noch will das rollende Rad sich nicht aufhalten lassen. Da fiel mir die Fabel von dem Insecte ein, das nie den Abend

seines Geburtsmorgens erlebt, es klagte gegen Sonnen-Untergang, daß es bereits alle Freuden genossen und allen Kummer, so das Leben bieten könne, erfahren habe, und wünsche nun zu sterben. Dies und vieles Andere faselte das Insect zu großer Erbauung einer alten, hundertjährigen Krähe, die auf einem abgestorbenen Baumast saß und sich noch erträglich des Lebens freute.

Da schlug es ein Uhr. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, fuhren die beiden jungen Leute von ihren Sitzen auf: „Hast Du gehört?"

„Ja freilich. Das war unsere Thurmuhr. Ich habe ihren Klang noch nicht vergessen. Gottlob, wir sind zu Hause."

„Gewiß sind wir zu Hause. Mich wundert nur, daß wir das Magazin nicht gesehen haben und ich begreife nicht, daß wir daran vorüber gekommen sind ohne es zu erblicken."

Die guten jungen Leute! Wie sie nun eilen werden, nach Hause zu kommen, und Vater und Mutter begrüßen, Bruder und Schwester, Knecht und Magd; und wie sie erzählen werden vom fernen Brandenburg und seinen Dom-Wundern, von der Tante Euphrosine und dem Onkel Balthasar; wie die Zuhörer mit offnem Munde dasitzen und wie zuletzt Alles darauf hinausläuft, daß es nirgends besser ist, als zu Hause. Das fühlt das rathenowsche Dioskurenpaar auch, denn es singt leise vor sich hin:

„Und wie man näher und näher zieht,
Und all das Bekannte wieder sieht!"

Ach, die guten Leute, sie lügen; sie sehen nicht die Hand vor Augen; sie haben blos eine Glocke schlagen hören, von der sie freilich sehr wohl wissen, wo sie hängt.

So ziehen wir nun durch der Rathenower Schleuse, nahe bei dem Standbilde des großen Kurfürsten vorüber und hinter uns bleibt bald die Stadt mit ihren optischen Brillengläsern, ihren Schweden-Erinnerungen und dem benachbarten Nennhausen, wo einst der Vater „Undinens“, der alte Ritterdichter Fouqué hausete und abwechselnd träumend dichtete und dichtend träumte.

Als ich das erste Mal hier vorüberfuhr, lebensglühender Sänger des „Schlangentödters“ und des „Zauberringes“, da lebtest Du noch und die poetischen Träume, die Dich Dein ganzes Leben hindurch beseligten, zogen noch immer wetterleuchtend durch Deinen Sinn. Ich sah Dich im Geiste am Ufer, die Leier im Arm, sinnend an den Stamm einer alt-ehrwürdigen Eiche gelehnt; aber in dem Wipfel des Baumes lauschte die keuscheste der Grazien und die Musen streuten lächelnd duftende Rosen umher. Ich sah Dich, im Geiste mir raschen Schrittes entgegen kommen, dem jugendlichen Sänger, der sich Dir schüchtern nahte, die Hand reichend, ihn gastfreundlich in Dein Haus und auf Deinen Rittersitz ladend; ich gedachte, wie Du Alles, was ich Dir bieten konnte, meine ersten erzählenden Versuche, freundlich aufnahmst, und mir als Willkommgruß auf märkischem Boden ein kräftiges Lied sangst.

Das ist vorbei!

Du bist versammelt worden zu Deinen Vätern! Aber in den Herzen der Bessern lebt Dein Andenken ungetrübt fort, die Literaturgeschichte wird Deinen Namen der fernsten Nachwelt überliefern und Dein „Liedes-Echo" wird in meinem Innern wiederklingen, so lange ich denken kann. Stehe es denn auch hier, Dir zum Gedächtniß, mir zur Ehre!

An Heinrich Smidt.

Bote Du mir von der kräftigen Belten
That- und segensreichen Fluthenwelten,
Mir um's Haupt begeisternd grünt Dein Kranz!
Mahnend steigts mir auf wie Sturmes Schäume,
Lieblich hauchts mich an, wie Minneträume,
Fröhlich strahlts mich an, wie Schwerdterglanz.

Ja, Du Nordmannssohn, mir ists gelungen,
Daß ich Euch das Herz hab' angeklungen,
Stammverwandte mit des Liedes Macht.
Drob erblüht mir Tag aus dunkler Ahnung,
Drob versteh ich reich die Räthsel-Mahnung,
Schon im Knabensinn mir angefacht.

Mir willkommen hier in heim'schen Marken,
Dänmarksbote! Sollst bei uns im starken
Nordlandssinne tönen fort und fort!
Sollst, wie ehdem Du das Steuer lenktest,
Rasch Dein Schiff durch Sturm und Wogen schwenktest,
Lenken, schwenken auch des Liedes Wort.

L. M. Fouqué

Am 1. Mai 1828.

Aber, wo bin ich hingerathen? Alle Hindernisse

sind längst glücklich beseitigt und wir befinden uns wieder auf freiem Wasser.

Volle Kraft!

Der befahrne Mann hat vor dem unbefahrnen Eins voraus: Er kennt selbst auf einem Schiffe, das er vorher nie betrat, jedes Winkelchen und weiß, wie man so zu sagen pflegt, am Bord Hausgelegenheit. So fand denn auch ich eine einsame Stelle, wo ich ungestört mich ausstrecken und der Ruhe pflegen konnte.

Habt Ihr Euch schon auf einem Schiffe schlafen gelegt, während es in voller Fahrt ist? Schon der Gedanke: Indem Du hier liegst, wird von Dir auch nicht das Geringste versäumt, es geht ununterbrochen vorwärts, Deiner Bestimmung entgegen, flößt ein wohlthuendes Gefühl ein. Anfangs wohl wälzt man sich unruhig hin und her, man fährt erschrocken auf und meint, es sei irgend etwas Unheilvolles geschehen, aber man gewöhnt sich bald an das Knarren des Steuerrades, an das Poltern im Kohlenraum, an das Schaarwerken der Matrosen, wenn sie eine Trosse das Verdeck entlang hinter sich her schleppen, an die stets fortdauernde leise zitternde Bewegung, endlich an das Rauschen des Wassers, das zu beiden Seiten des Schiffes hinströmt. Wir wissen uns etwas damit, in einem Gefäße, aus Holz und Eisen zusammengeschlagen, in dunkler Nacht auf dem Wasser zu schwimmen, und doch so sicher und ruhig zu liegen; diese Empfindung flößt ein kundiger

und besonnener Führer ein. Und wie die Furcht mehr und mehr schwindet, giebt sie angenehmeren Gefühlen Raum; das Rauschen des Wassers, Euch Anfangs ängstigend, tönt lieblich und freundlich; es ist ein Märchen, das Euch Undine singt, und wenn es manchmal stark aufschäumt, und eine größere Welle an dem Buge oder an den Breitseiten zerschellt, nun so ist es Oheim Kühleborn, der Euch einen Spuk macht und unwillkührlich richtet Ihr Euren Blick auf das Fenster über Euch, um zu sehen, ob Ihr nicht sein bleiches Antlitz gewahrt. Dann aber horcht Ihr weiter auf das Schäumen und Brausen und Plätschern, bis es Euch in den Schlaf lullt und Euch die bunt-phantastische Traumwelt erschließt.

Nach ein paar Stunden erquickenden Schlafes fuhr ich auf: Drei Uhr schlägts; langnachhallende, gewichtige Schläge. Es ist noch finster, kaum, daß am äußersten Horizont ein blasser Tagesschimmer sich zeigt, aber ein Blick durch das Fenster belehrt mich, daß wir soeben an dem Havelberger Dom vorüberziehen. Wie schade, daß es so finster ist, sonst könnte man hier eine köstliche Aussicht genießen, denn Stadt Havelberg und Dom Havelberg liegen gleich reizend. Da dies indessen jetzt nicht sein kann, so bleibe ich ruhig liegen und denke der frühern Zeiten, als hier oben noch ein mächtiger Priester saß und die Lande rings umher beherrschte. Und als ich ihn in Gedanken so vor mir sah, mit seinen Mönchen und Layenbrüdern, die Ritter, die er bekämpfte, in ihren Harnischen, die Bürger, die er quälte, die Klostereignen, die er peitschen ließ, und wie sich dies

Alles zu einem großen, lebensvollen Gemälde vor mir gruppirte, da dankte ich Gott, daß es keine peitschende Burgvoigte, keine Krummstäbe, und keine geharnischte Ritter (außer auf dem Theater und auf Holländischen Dukaten) mehr giebt, sondern nur achtbare Standesherrn in der Ritterschafts-Uniform und fromme Stadt- und Landgeistliche mit kleinem Gehalte und vielen Kindern.

Allein ich wittere eine gelehrte Notiz in meiner Schreibtafel, eine gelehrte Notiz, die ich irgendwo aufgefunden, die man nur wenig kennt, und die von Reisenden in der Kurmark gekannt zu sein verdient, darum gebe ich sie hier zum Besten, nicht als Erfundenes, sondern als „Aufgelesenes." Wenn man von Havelberg aus den Fuß landeinwärts setzt, begegnet einem bald das Städchen Wilsnack mit der Plattenburg, bei denen Niemand unbeachtet vorübergehen wird, weil beide Orte in geschäftlicher Beziehung merkwürdig sind. Die Plattenburg gehört zu den wenigen in der Mark Brandenburg noch vorhandenen Rittersitzen, welche heute noch das ziemlich vollständige Bild einer mittelalterlichen Burgfeste darbieten. Nach des gelehrten Riedels Ermittelungen war sie anfänglich ein markgräfliches festes Schloß, ging aber im Jahre 1319, durch eine vom Markgrafen Waldemar in dessen letzten Lebenstagen vorgenommene Schenkung, in den Besitz der Bischöfe von Havelberg über, welche die Plattenburg nicht nur zum Mittelpunkte eines größeren Tafelamtes machten, sondern auch vielfältig als Residenz benutzten. Nach der kirchlichen Reformation wurden Burg und Amt Plattenburg dem

churfürstlichen Oberkammerherrn, Matthias von Saldern, anfänglich im Jahre 1552 verpfändet, und dann im Jahre 1560 verkauft, worauf die Plattenburg ununterbrochen im Besitz der Familie dieses Erwerbers blieb. Das Städchen Wilsnack aber bildete von Alters her ein Zubehör des Hauses Plattenburg und erhob sich bekanntlich durch das vielbesuchte wunderthätige heilige Blut, welches hier während des Mittelalters seit dem Jahre 1383 verehrt wurde, zu einem in ganz Deutschland und in den Slavischen Ländern hochgefeierten Namen. Die große herrliche Kirche des Ortes wurde aus dem Ertrage der reichlichen Spenden frommer Wallfahrer zwischen den Jahren 1388 und 1401 vom Bischofe Johann Wogelitz, einem gebornen Wilsnacker, errichtet, nachdem die frühere Kirche des Dorfes im Jahre 1383, in einer Fehde derer von Bülow gegen die von Möllendorf, durch Brand zerstört worden war, und der erwähnte Bischof den Ort Wilsnack im Jahre 1387 durch Ankauf von denen von Möllendorf seinen Tafelgütern hinzugefügt hatte. — Aber schirmend und schützend blickt auch der Dom von Havelberg auf den vorüberwallenden Strom. Dies alte, ehrwürdige Gebäude, welches neuerdings auf Allerhöchste Veranlassung gänzlich restaurirt wurde, war bereits im Jahre 946 die Kathedrale des in dem gedachten Jahre gegründeten Bisthums Havelberg, und wurde seitdem mehrere Male, vorzugsweise in den Jahren 983 und 1136 zerstört. Nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts unter der Fürsorge Markgraf Albrecht des Bären hergestellt, wurde

es im Jahre 1170 den 16. August feierlich geweiht. Seit jener Zeit hat sie nur Erweiterungen und Reparaturen in einzelnen Theilen erfahren. Seid Ihr ein Mal auf dem Domberge, dann geht auch in das schöne sogenannte Paradies, das ehemalige Sommer-Refectorium des bis 1506 unter Prämonstratenser Ordensregeln bestehenden früheren Domkapitels.

Aber während dieser antiquarischen Träumereien ist es vollends Tag geworden und ein Schiffspassagier gehört jetzt wieder dem Verdeck.

Zur rechten Zeit! Wir sehen schon Havelort! Wie sind wir so schnell hierher gekommen? Entweder habe ich einen ungebührlich langen mittelalterlichen Traum gehabt, oder der „Falke" hat Uebernatürliches geleistet. — Gleichviel, wir sind nun einmal da und wir münden sogleich und zugleich mit der Havel in die Elbe. Versäume es ja Niemand, der dieses Weges kommt, dies Zusammenströmen der beiden Flüsse zu sehen; die Stromscheide ist merkwürdig. Das dunkelblaue Havelwasser drängt sich ein ganzes Stück in die Elbe hinein, und sticht eigenthümlich gegen das weißgelbliche Wasser der Elbe ab. Allmählig wird es schmäler und schmäler, bis endlich nur ein unbedeutender blauer Streifen sich längs dem Ufer hinzieht, sich zuletzt in dem Schilfe ganz verliert, die breite, stromgewaltige Elbe frei das Schiff umwogt und es mit großer Schnelligkeit fortreißt. Man spürt es an dem geordneten Gang des Fahrzeuges, daß

es nicht mehr auf einem Binnengewässer steuert, sondern auf einem Weltstrom, dessen letzte Wellen mit Zischen und Brausen sich der Nordsee in die Arme stürzen.

Ehe ich indessen dies niederschreibe, sind wir längst über die Gränzscheide der beiden Ströme hinweg, und nachdem Kathrine, die früh und spät in ihrer Küche beschäftigt, und deshalb von hungernden und durstenden Passagieren nicht genug zu preisen ist, mich mit einem guten Kaffe erquickt hat, winkt uns bereits eine neue Station.

Wittenberge.

Zweierlei ist mir lieb. Erstens, daß ich bei der Fahrt stromab, oder, wie sie es nennen, bei der Thalfahrt, nicht nöthig habe, visitirt zu werden, und zweitens, daß ich nicht Zollbeamter in Wittenberge bin. Und wären jene Herren noch artiger und höflicher, als die, welche bei uns an Bord kamen, welches kaum möglich ist, den meisten Reisenden ist dies diskrete Benehmen noch nicht recht, und anstatt den Leuten ihr saueres Geschäft zu erleichtern, erschweren sie es ihnen noch durch mürrische Gesichter, Schlüsselsuchen und andere kleine Chikanen, die Derjenige kennt, der öfter einen Gränzzoll passiren muß, was doch jetzt im lieben deutschen Vaterlande selten genug ist. Und dann neben dem Unangenehmen des Dienstes auch die Mühseligkeiten desselben. Alle Dampfschiffe, die vor neun Uhr Abends von Magdeburg, Berlin oder Hamburg anlangen, müssen des Abends expedirt werden, diejenigen aber, die später kommen, werden des Morgens um drei Uhr abgefertigt.

Das ist eine schwere Berufslast, die man wohl durch Freundlichkeit zu erleichtern einige Neigung in sich fühlen sollte. Uebrigens hat Wittenberge sich von der Dampfschifffahrts-Industrie Einiges angeeignet: es sind Leute da, die zur rechten Zeit die frischen Semmel und die frische Milch an Bord bringen; es steht ein Barbier in Bereitschaft, um die männlichen Passagiere von einem steits wachsenden Uebel zu befreien. Das war vordem Alles anders. Ich bin schon vier und zwanzig Stunden in Wittenberge gewesen, ohne rasirt zu werden, weil der einzige Barbier des ehrsamen Städtchens mit seinem Nachbar, dem Weißgerber, über Land gegangen war, um Weidenzweige für ihr Korbflechtergeschäft aufzukaufen. Als ich an dem mehrbesagten Orte den Vormittag im Gasthofe zugebracht hatte, und nun zu Mittag essen wollte, wurde mir bedeutet, das könne nicht angehen, sondern um zu essen, müsse ich zum Schlächter wandern, der stets für etwaige Fremde zukoche und gewiß schon auf mich rechne. Als ich nun aber, voll Hunger, bei jenem Schlächter anlangte und auf einen tüchtigen Sonntagsbraten hoffte, gab es Bierfische mit kalten Kartoffeln. — An demselben gesegneten Tage war es auch, wo ich mich bereden ließ, bald nach der Mahlzeit durch den Sand nach dem dortigen Tivoli hinauszuwaten. Es war ein grüner Platz mit einigen Bäumen, hölzernen Bänken und keiner Bedienung. Die Sonne brannte heiß, und das Haus, wo einige Erfrischung zu haben war, stand sorglich von den schattigen Bäumen entfernt, im hellsten Sonnenschein. Aber

der Durst gewann Ueberhand und ich mußte mich zu dem Gange dorthin entschließen. Unterweges träumte mir von Eis, Limonade oder mindestens kühlem Weißbier. Ich trat in ein langes, sehr schmales Zimmer mit sehr niedriger Decke; eine Flöte und eine Violine quälten sich einen Walzer ab, das Menschengedränge war furchtbar, auf dem Büffet standen zwei große dampfende Punschbowlen, unter denen eine helle Spirituslampe brannte. Das war über den Spaß.

All dieses fand dies Mal nicht statt, sondern wir konnten rasch expedirt werden, und fuhren mit voller Kraft stromab. Damals war noch viel Wasser in der Elbe, aber ein wenig Trockenheit, etwas anhaltender Ostwind, und die Schiffe müssen, statt geradeaus, zwischen den seichten Stellen hindurch im Zickzack fahren, bis ihnen ein tüchtiger Gebirgsregen zu Hülfe kommt.

Wann endlich wird die Stunde schlagen, wo man sagen kann, die Freiheit der Elbe ist nicht mehr gefesselt? Ihr könnt zu jeder Jahreszeit, so lange bis der Frost dazwischen tritt, ungehindert auf- und abfahren, ohne in Sorgen zu sein, auf dieser und jener Sandbank aufzustoßen und Havarie zu leiden, oder ganz und gar sitzen zu bleiben? Vielleicht läßt sich die Stunde feststellen, wo alle Schwierigkeiten gehoben sein werden, wenn man nur erst mit dem Hinwegräumen derselben einen gesegneten Anfang gemacht hat. Die Elbschifffahrts-Commission, welche schon so lange miteinander berathet, hat, im Interesse des gesammten deutschen Vaterlandes, die dringendste Veranlassung, die hoch-

wichtige Angelegenheit, womit sie sich beschäftigt, auf das Eifrigste zu fördern. Ich gebe zu, daß es nicht leicht sein mag, den verworrenen Knäuel zu entwirren, daß eine große Anzahl der verschiedensten und widerstrebendsten Interessen zu berücksichtigen und zu vermitteln sind, ich fühle das ganze Gewicht der Verpflichtungen, die jener Kommission aufgebürdet werden, aber es handelt sich auch zugleich um eine Lebensfrage unserer Handelswelt, und darum kann man nicht schnell und kräftig genug zur Eile mahnen. Die Versandung des Stromes nimmt auf eine Grauen erregende Weise zu, die Sandbänke wachsen zusehends aus der Tiefe, und das Flußbett wird immer enger. Ich glaube, es giebt in trocknen Sommern Stellen in der Elbe, wo man ohne Weiteres durchwaten kann. Wo soll das am Ende hinaus? Nein! Keine Zögerungen weiter! Es ist nicht mehr an der Zeit zu warten; man kann diese Arbeit nicht länger aufschieben, ohne dem Handel, der Industrie, dem ganzen Verkehr einen Todesstoß beizubringen.

Diese und ähnliche Betrachtungen drängten sich mir auf, als ich gen Wittenberge stromab fuhr. Mögen sie gehört werden und nicht wie eine Stimme in der Wüste verhallen.

Und sie sind nicht verhallt. Jetzt, wo ich diese Skizzen zum zweiten Abdruck vorbereite, schreibe ich dies mit freudiger Bewegung nieder. Schon regt es sich an allen Enden, und überall ist man bemüht, dem Stromschiffer die neue Straße zu bahnen. Die Summe von 80,000 Mark Banko, welche die Hamburger Bürgerschaft vor wenigen Tagen votirte, um einen Dampf-

bagger für die Blankeneser und Schulauer Sande zu beschaffen, ist eine Aussaat die zehntausendfältige Früchte tragen wird. Und es ist die höchste Zeit, diese und ähnliche Maßregeln zu ergreifen, denn wißt es, Ihr allzusichern Schläfer! ein Arm der Altona-Kieler Eisenbahn zweigt sich in der Richtung von Glückstadt immer weiter ab, und mündet in der Elbe:

„Ihr Fischer, habt Acht!“ *)

Aber da taucht am Backbord, Krahnbalkenweise, ein Thurm auf, ein stattliches Oertchen hat sich auf dem Rücken einer Anhöhe um ihn geschaart, und bietet einige malerische Punkte dar: „Geschwind, Steuermann, wie heißt der Ort?“

„Schnakenburg, Herrschaft! Er ist Hannöversch!“

Als ich kaum diese Erkundigungen eingezogen habe, höre ich plötzlich die befehlende Stimme des Kapitäns: „Halbe Kraft! Stopp!“

Das Schiff steht und das Boot wird seitlängs geholt; ein Paar Matrosen springen hinein.

„Was bedeutet das, Herr Conducteur?“ fragte irgend einer der Passagiere. „Soll hier Jemand von uns an's Land gesetzt werden?“

„Nein, mein Herr!“

„Wozu denn dieser unnütze Aufenthalt?“

„Es ist wegen des Elbzolls, oder vielmehr nur deshalb, um durch Quittung zu zeigen, daß derselbe bereits berichtigt ist, eine Procedur, die sich später zur Blekede wiederholt.“

---

*) Wie wahr habe ich prophezeit. (1852.)

„Aber, mein Gott, erklären Sie mir doch, — dieser zweimalige Aufenthalt . . .“

„Kostet uns jedes Mal eine Meile und mehr. Es ist dies eines der größten Hemmnisse des Verkehrs, und es wird eines der bedeutensten Verdienste sein, welche die Elbschiffahrts-Kommission sich um das gesammte deutsche Vaterland erwirbt, wenn sie dasselbe beseitigt.“

Während nun aber der Conducteur fortfährt, wißbegierigen Passagieren die betreffende Angelegenheit näher zu erörtern, nehme ich einen erhöhten Platz ein, etwa auf dem Räderkasten, und halte, indem der „Falke“ nach und nach an Lenzen, Dömitz und Hitzacker vorüber nach dem bezeichneten Blekede fliegt, folgende

Standrede:

„Lieben Brüder! Mags Euch sonderbar erscheinen, daß ich hier oben auf dem Räderkasten stehe, was beiläufig eine Usurpation ist, weil nur der Kapitän dorthin gehört, und von hier aus, unter dem Stampfen der Maschine und dem Brausen der Wellen, eine Standrede halten will. Aber ich kann nicht anders; was ich zu sagen habe, scheint mir wichtig genug, um nicht länger damit anzustehen. Darum nehme ich auch keinen Anstand zu sprechen, und bitte Euch sehr, mir Stand zu halten.

Geliebteste Zuhörer! Ihr mögt nun auf dem Schiffe stehen und die Worte aus meinem Munde vernehmen, oder Ihr empfangt sie in Lesezirkeln schwarz auf weiß, bitte Euch sehr, höret sie aufmerksam an, und lasset sie Euch zu Herzen gehen. Und es gab eine Zeit, da sagten

die Souveraine, deren Staaten von der Elbe bespült werden, oder durch die dieser Strom ganz und gar hinrauscht; wenn die Schiffer hier vorüber fahren, so mögen sie, wie billig, dem Landesherrn ihren Zoll nicht versagen, und soll ihnen dafür zu jeder Zeit Schutz werden in Noth und Gefährde, auch wollen wir den Strom bewahren vor Ungemach, damit er bleibe, was er, seiner Bestimmung nach sein soll, die Heerstraße der Völker. Wie es nun mit diesem „Bewahren vor Ungemach" beschaffen ist, das haben wir bereits gesehen von Wittenberge bis Schnakenburg und uns des Breitern darüber geäußert. Indessen ist es bei den Zöllen geblieben und diese erheben Preußen, Mecklenburg, Hannover und Dänemark. Nun war's ein schlimmes Ding damit, denn so Ihr bei Lauenburg vorüber kamt, solltet Ihr dort landen, um Dänemark gerecht zu werden, desgleichen bei Dömitz, damit auch Mecklenburg das Seine erhalte; die beiden hannöverschen Stationen und die preußische sind schon bezeichnet worden. Ueberall ward angehalten, worüber die Schiffer nicht selten ungehalten wurden, denn der Aufenthalt war groß; die Spediteure, die Absender, die Empfänger der Waaren, Alle waren außer sich, aber es blieb, wie es war. — Endlich aber ging ein neues Licht auf, das schimmerte hell und klar durch die Lande und weckte die schönsten Hoffnungen. Es ward nämlich ausgemacht, daß Hannover, Mecklenburg und Dänemark, jedes Land für sich einen Kommissarius ernennen und diesen das preußische Grenzzollamt Wittenberge zum Aufenthalte anweisen sollten. Es könnten

dann an diesem Orte sämmtliche Zoll- und andere Geschäfte gleich abgemacht werden und hiermit wäre einem großen Uebelstande abgeholfen. Ein dreifaches Hurrah dem Manne, in dessen Kopf dieser Gedanke entsprang, und der Muth und Entschlossenheit genug besaß, ihn auszuführen. Es geschah also. Bei der Declaration in Wittenberge werden auch die übrigen Angelegenheiten sogleich besorgt, und kein Schiffer hat mehr nöthig, bei Lauenburg und Dömitz anzuhalten. Er segnet dafür im Stillen die humanen Ansichten jener beiden Staaten. Aber Hannover hat dieses Prinzip noch nicht angenommen; es läßt die Schiffe, nach wie vor, an seiner Zollstätte anlegen, und obenein zwei Mal, zu Schnakenburg und zu Blekede, um — garnichts, um reines Formenwesen, das durchweg veraltet ist, und nicht den geringsten Zweck hat. Die Schiffe werden dadurch auf lange Zeit an ihrer Weiterfahrt behindert. Den Dampfschiffen, die einen Vorzug genießen, nämlich den, sogleich expedirt zu werden, kostet's eine Stunde. Und was kann Nachtheiliges für einen Privatmann daraus erwachsen, wenn er eine Stunde zu spät kommt?! Wie viele Fälle mögen vorkommen, die äußerst betrübend sind für den, den sie treffen, und gewiß die allgemeinste Theilnahme erwecken würden, wenn man davon wüßte. Ich kenne einen solchen Fall und den will ich hier erzählen. Ein junger Mann in Hamburg, von sehr umfassenden Kenntnissen, aber in der gelehrten Welt noch nicht bekannt und außerdem wenig bemittelt, steht mit einer bedeutenden Verlagsbuchhandlung zu Leipzig in Briefwechsel.

Es handelt sich um ein weitaussehendes, literarisches Unternehmen, mehrere Gelehrte sind aufgefordert worden, sich zu äußern, unter welchen Bedingungen sie die Leitung des Ganzen übernehmen wollen. Eine solche Aufforderung ist auch an den besagten jungen Mann ergangen. Voll Freuden beginnt er seine Correspondenz mit dem Buchhändler, und dieser schreibt endlich folgendes Ultimatum: „Verehrtester! Ich genehmige Ihre Bedingungen. Es ist indessen mit den langen Unterhandlungen so viele Zeit verschwendet worden, daß mir daran liegt, das Geschäft so schnell als möglich zu vollenden. Bis Dienstag treffen Sie mich in Berlin, aber mit dem zweiten Eisenbahnzuge fahre ich nach Leipzig. Wenn Sie dort Mitwochs Nachmittags bei mir eintreffen, schließe ich mit Ihnen ab; sind Sie dann nicht da, so nehme ich an, daß Ihnen die Sache leid geworden ist und wähle einen Andern." Soweit der Buchhändler. Sein Brief gelangt Sonntags in die Hände des jungen Mannes. Freudig trifft er alle Anstalten zur Abreise und am Montag Morgen begiebt er sich an Bord unseres „Falken." Dieser fliegt leicht und zierlich dahin, aber bald weht ihm ein Sturm aus feindlicher Richtung entgegen, und erschwert die Fahrt. Dessenungeachtet hätte das Dampfschiff Abends das Gränzzollamt noch zur rechten Zeit erreicht, wäre der Aufenthalt an den beiden genannten Hannöverschen Zollstätten nicht gewesen. Eine Stunde war verloren, und diese ward für den jungen Mann zu einer Stunde des Unheils. Statt, wie sonst unfehlbar geschehen wäre,

gegen neun Uhr in Wittenberge anzukommen, um expedirt zu werden und weiter zu fahren, langte das Schiff erst nach zehn Uhr an, die Expeditionen waren geschlossen und der Morgen mußte abgewartet werden. Unter diesen Umständen war folgenden Tages nicht daran zu denken, so zeitig nach Potsdam zu gelangen, daß man noch nach Berlin weiter fahren könne. Erst am Mittwoch Morgen ist dies möglich, und als er nun auf dem Berliner Bahnhof anlangt, ist der Zug nach Leipzig längst abgegangen. Die ganze Reise ist demnach unnütz und der junge Mann in Verzweiflung, denn er, der Bedürftige, hat eine mehrjährige, höchst anständige Versorgung eingebüßt. — Weiß wohl, andächtige Zuhörer, daß der Staat sich nicht um den Pfeffersack jedes Krämers kümmern kann, das hat schon Kaiser Maximilian im Götz von Berlichingen gesagt, aber daß Menschen, um einer blossen Formalität willen, solchen Drangsalen ausgesetzt sind, ist doch sehr hart. Darum trete ich hier auf, und bitte laut und dringend um Abstellung dieses Verfahrens und gehe meine Zuhörer (respektive Leser) an, daß sie meine Bitte unterstützen und verlangen, daß diese Schlagbäume in Gnaden von der Elbe verschwinden. Und von der Hoffnung beseelt, daß dies bald geschehen wird, verschwinde auch ich und spreche Amen!"

Es ist nicht Jedermanns Sache, Standreden zu halten, und nicht Jedermanns Sache, sie anzuhören,

darum ist es gut, daß ich die meinige beendet habe. Allein ich mußte es sagen, denn es stieß mir das Herz ab. Jetzt ist es ausgesprochen, und möge es Früchte tragen.

Und diese Früchte haben wir geerntet, ich schreibe das jetzt mit freudiger Bewegung nieder. Schwerlich ist meine Standrede dazu die Veranlassung gewesen, aber, was ist daran gelegen. Hannover hat der gerechten Klage ein Ohr geliehen, und den Zwang aufgehoben, über den so laut und einstimmig geklagt ward. Es ist ein gesegneter Anfang, aber immer nur ein Anfang. Möge bald die Elbe ein freier Fluß sein, frei von Sandbänken und Zollschiffen, wie noch eines vor der Mündung der Schwinge liegt. Vorgesehen auf der Niederelbe! Die Kiel-Altonaer Eisenbahn mit ihrem Arm von Elmshorn nach Glückstadt wird ein gefährlicher Concurrent.

„Ihr Fischer, habt Acht!"*)

Aber was geht uns eigentlich jetzt schon die Niederelbe an, da wir noch ein beträchtliches Stück auf der Oberelbe sind? Wir sehen nach vorne und erblicken vor uns

Boitzenburg.

Es ist um diejenige Tageszeit, wo sich der Mensch nach einem unbestimmten Etwas sehnt, das ihm in der Gestalt eines saftigen Bratens, oder eines duftigen Fricassé's vor den Augen herumtanzt. Wären wir jetzt in Boitzenburg, anstatt seitlängs dieser Stadt, so fänden wir in „Klepper's Hotel" vollauf Befriedigung für unsere Bedürfnisse. Es ist indeß nicht nöthig, solche Wünsche

---

*) Wie oben, Seite 228. 1852.

zu hegen, denn dort kommt unser Restaurateur mit einem Teller voll Rosinen und Mandeln, die muthmaßlich zum Dessert dienen sollen, herbeigerannt.

„Nun, Herr Hesty, wie ists mit dem Diner?"

„In einer halben Stunde, meine Herren; ich würde Ihnen unmaßgeblich vorschlagen, bis dahin ein Glas Madeira zu trinken, das schärft den Appetit."

Ich fand sogleich, daß dies eine sehr nothwenige Recreation für einen Standredner sei, und traf in der Kajüte mit Albert zusammen, den ich in großer Aufregung fand.

„Mein Gott! Wie sehen Sie aus?"

„Ich habe —" dies war Alles, was er hervorbrachte.

„Wie! Sie haben sie endlich gesehen und gesprochen? Ich sehe es am Leuchten Ihres Auges, Sie haben Hoffnungen empfangen; ein Engel mindestens ist Diejenige, die Sie anbeten, und die Sie ...."

Er hielt mir den Mund zu: „Ich habe sagen wollen, daß ich sie bis diesem Augenblicke noch garnicht gesehen habe."

„Und dann dieser Frohsinn? Mir unerklärlich!"

„Ach, mein Freund! Die Hoffnung, daß ich sie nun bald sehen werde, macht mich so glücklich. Urtheilen Sie selbst; es ist Mittag, wir sollen gleich zu Tische, die Damen werden an der Tafel erscheinen, also auch sie. Bereits habe ich bei dem Restaurateur Champagner bestellt, um ihre Gesundheit zu trinken."

„Ich trinke mit. Wünsche aber sehr, daß Sie, um mit dem Secretair Wurm zu reden, nicht nöthig haben,

besagten Wein zu Ihrer Zerstreuung zu trinken. Aber was habe ich damit zu schaffen, in dem Augenblicke, wo der dienende Geist mit der Suppe erscheint. Auf, zu Tische!"

„Meine Herren! Ist es gefällig Platz zu nehmen. Die

Table d'hôte

beginnt." Ach nein! — Er sagte: Tafel doht!

Albert ist in der größten Spannung. Die Thür der Damenkajüte öffnet sich und die darin befindlichen Damen treten in den Speisesaal, nur sie nicht, die Längsterwartete, Längstersehnte. Außer sich eilt er nach der Thür, um die Zögernde aufzufordern, und rennt gegen den eben heraustretenden Conducteur.

„Mein Herr!" ruft dieser.

„Verzeihen Sie. Ich kann nicht für jene Krambolage; ich wollte nur — in jener Kajüte ist — die Dame fehlt bei Tafel."

„Die Dame kommt nicht!"

„Kommt nicht?"

„Nein!"

„Ich werde zu ihr gehen, sie beschwören!"

„Das werden Sie nicht wollen. Die Dame ist krank; sie will Niemand sehen und ich darf nicht zugeben, daß Sie sie belästigen."

Albert warf dem „Mann des Dienstes" einen finstern Blick zu, erklärte, ihm sei aller Appetit vergangen, und flog die Treppe hinan, um auf dem einsamen Verdecke sich auszutoben.

Nach der Suppe, die, beiläufig gesagt, nicht immer so, wie sie es hier war, die würdige Heroldin eines guten Mittagstisches ist, und nach dem ersten Glase Wein, das man stets mit großer Behaglichkeit schlürft, sieht man sich seine Umgebung etwas näher an. Wahrlich, nicht leicht kann man, selbst in einer bedeutenden Stadt, eine buntere Gesellschaft an einer Gasttafel finden, als sich hier um den Tisch gereiht hatte. Mir zur Seite saßen zwei junge schwedische Offiziere; feine, gebildete Männer, die Deutschland bereisen wollten, und den besten Willen mitbrachten, Gutes aufzufinden und anzuerkennen; ihre Kenntniß des Landes, die sie aus Büchern schöpften, zu berichtigen und zu erweitern. Mein Gegenüber war ein alter Herr mit weißem Kopfe, ein ächter Sohn Großbritaniens, der bereits am vorigen Abend alle Herzen für sich gewonnen hatte. Es wünschten nämlich einige Herren bei'm Kartenspiel zu rauchen, indessen hegten sie wegen des Engländers bescheidene Zweifel und wandten sich deshalb an den Conducteur. Dieser trug dem Engländer die Wünsche der Anwesenden vor, und erhielt zur Antwort: „Ich bin weit entfernt, dem Verlangen der Gesellschaft entgegen zu sein, und bitte sehr, sich keinen Zwang anzulegen; ich werde, um Ihre Zweifel zu beseitigen, sogar selbst mit rauchen.“ Er ließ sich von dem Steward eine Cigarre bringen, that einige Züge und legte sie dann weg, da er nie zu rauchen pflegte. Soviel englischer Edelmuth in der Kajüte eines deutschen Dampfschiffes konnte unmöglich sein Ziel verfehlen und Albions Sohn hatte sich alle

Raucher zu Freunden gemacht. Dieser hatte zum Nachbar einen starken, wohlgenährten Mann, der den Landwirth und den Mecklenburger deutlich zur Schau trug. Er hielt sich so tapfer zu den Schüsseln, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn perlte und sah dabei so glückselig aus, als ob er in einem Meer von Wonne schwimme. Die Unterhaltung, die von der Tischgesellschaft nicht ohne Geist geführt wurde, der Fremden wegen zum Theil in französischer Sprache, ging den Sohn der Ceres nichts an, denn wichtigere Angelegenheiten, nämlich die innerlichsten, nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Engländer, dem es peiniich sein mochte, seinen Nachbar so stumm dasitzen zu sehen, füllte sein Glas und sagte: „Gentleman! I hope, you will give me the honour, and drink a glass of wine with me.“

Der Mecklenburger sah flüchtig auf; er mochte auch das Wort „wine“ verstanden haben, da er aber durchaus nicht vermuthen konnte, daß man ihn in einer fremden Sprache anreden würde, kehrte er gelassen zu seiner Beschäftigung zurück, indem vor sich hin murmelte: „Wat segt de Minsch?“

Eine leichte Röthe flog über das blasse Gesicht des Engländers.

Ich fühlte, es sei hier an der Zeit, das Amt eines Dollmetschers zu übernehmen, und schritt vermittelnd ein, indem ich dem fleißigen Landmann begreiflich zu machen suchte, wie der Engländer ihm nach der Sitte

seines Landes eine sehr große Ehre erzeige, indem er ihn aufforderе, mit ihm ein Glas Wein zu trinken.

„Herr Je!" entgegnete dieser rasch, „'n ganzen Buddel!" Und somit griff er zum Glase, stieß herzhaft mit dem Engländer an und Beide wurden die besten Freunde, obgleich Keiner den Andern verstand.

Ein junger Mensch, der so viel Französisch gesprochen hatte, um nicht für einen Franzosen, und so viel Englisch, um nicht für einen Engländer gehalten zu werden, der übrigens das Deutsche so sprach, daß man hörte, er habe es nicht in den ersten Zirkeln gehört, der aber viel Aeußerliches hatte und sehr geschickte Tänzerbewegungen machen konnte, erhob sich jetzt und mit dem Glase in der Hand, sich zierlich verneigend, sagte er: „Messieurs! Gentlemen! Meine Herren! Mes Dames! — Toast for the Ladies! Die Frauen leben hoch!"

Das Klingeln und die Vivats nahmen kein Ende und die Damen verneigten sich; sie nippten vom Wein und nahmen wieder Platz. Der junge Mann aber, der diese Bewegung hervorgebracht hatte, lehnte sich mit selbstgefälligem Lächeln auf seinen Stuhl zurück und forderte einen Zahnstocher.

Aber, da wäre uns ja bald etwas entwischt. Noch immer deutsches Land, aber dänische Oberherrschaft. Die Hauptstadt eines der drei kleinen Herzogthümer, die jetzt mit einer Krone einen interessanten Kampf begonnen haben*). Es ist Lauenburg.

---

*) Keine Randnote 1852.

Geschwind eilten Alle an die Fenster, um die romantische Lage dieser Stadt in Augenschein zu nehmen, deren Häuser am steilen Berge gruppirt sind, wie Austern zur Ebbezeit am Felsen. Dann aber kehrten Alle schnell wieder an ihren Platz zurück, denn eine Dame hatte sich ihre Guitarre holen lassen, und begann, von ihren Begleitern aufgefordert, ein Lied:

„Ich möchte Dir so gerne sagen,
Wie lieb Du mir im Herzen bist!"

Es war die Stimme von gestern Abend. Also nicht die Unbekannte? Armer Albert!

Fröhlich und wohlgemuth blieben wir zusammen bei Becher und Lied, und als wir endlich auf das Verdeck zurückkehrten, wies unser Bugspriet gerade auf den Michaelisthurm; uns zur Seite waren die reichen Vierlande.

O Du gesegnetes Land! Du Land der Industrie, der Agrikultur, des Reichthums und der Vorurtheile. Bitte, lieber Reisegefährte oder Leser, nehmt mit demjenigen vorlieb, was ich meinen „Altonaer Bildern", die zu Berlin 1843 in der Vereinsbuchhandlung erschienen sind, darüber gesagt habe, und enthebe mich der Mühe es hier zu wiederholen. Lese es aber auch gewiß nach, es wird Dir hoffentlich nicht leid thun. Wenn Du aber nach Hamburg oder Altona kommst, dann bitte Deinen Gastfreund, daß er es nicht versäume, Dich nach diesem Ländchen, das aus vier Landen besteht, zu führen.

Indessen hat der Wind sich aufgemacht, die Elbe braust und schäumt, die kleinen Ever eilen mit ihren

rothen Segeln im Fluge an uns vorüber und unsere Flagge flattert fröhlich vom Mast. Der junge Mann, der vorhin den Toast auf die Damen in drei Sprachen ausbrachte, hat das Flaggenspiel eine Zeitlang mit großem Interesse angesehen und sagt jetzt, zu mir gewendet: „Nein, sehen Sie, wie die Fahne wedelt!"

Großer Gott! Welch ein unnautischer Nonsens! Eine wedelnde Fahne! Ich habe diese Sprachbereicherung nicht unterdrücken wollen, und darum wird sie hier verzeichnet.

Allmählig sammeln sich die Reisenden in der Nähe des Gepäcks und legen ihre Habseligkeiten auf einen Haufen zusammen, denn mit Windeseile von der eben eingetretenen Ebbe unterstützt, fliegt das Schiff dahin, der schnellste „Falke" der Welt, und schon ist die Landungsbrücke am Grasbrook das Ziel der Forscher. Wie auf allen Dampfschiffen, so ist es auch hier. Die schnell geschlossenen Bekanntschaften lösen sich eben so schnell wieder auf. Da man weiß, daß bei der Landung Alles auseinander stäubt, und Jeder dahin geht, wohin Beruf oder Neigung ihn führen, so ruft man sich schon jetzt ein flüchtiges Lebewohl zu und hängt aus besonderer Artigkeit noch die Redensart an: „Wir sehen uns hoffentlich bald irgendwo!" O ja, irgendwo in Allerwegen!

Albert, der den großen Vorzug hat, für kein Gepäck

sorgen zu dürfen, da er keins hat, lauert auf seine Schöne, denn jetzt muß sie doch kommen.

Und sie kommt; dasselbe schwarze Gewand, derselbe Schleier, nur zurückgeschlagen. Schüchtern naht sich Albert, aber er fährt zurück, denn er blickt in ein ältliches Gesicht, das von vielen Blatternarben bewohnt wird. Sie macht dem Zitternden eine Verbeugung: „Ich halte mich Ihnen bestens empfohlen!" sagt sie, und überreicht ihm eine Karte, indem sie weiter geht.

Schnell werfe ich einen Blick auf dieselbe. Was lese ich? „Adelgunde Lehmann, geprüfte Hühneraugen-Operateurin, empfiehlt sich den geehrten Herrschaften u. s. w. u. s. w."

Albert steht da, wie vom Blitz getroffen! Armer Junge!

Aber der „Falke" hat seine Flügel gesenkt und die Kabel sind an der Brücke befestigt. Wir sind am Ziel und die Reiseskizzen nehmen ihr vielleicht schon längst herbeigewünschtes

Ende.

Von A bis Z.

Eine heitere Erzählung.

A.

Der junge Herr Adrian hatte sich nachlässig auf die schwellende Ottomane gestreckt und sagte: „Es ist beschlossen, ich will den heutigen Tag so recht con amore genießen."

Herr Adrian durfte das sagen. Er war der einzige Neffe eines steinreichen Onkels, der ihn zum Universalerben eingesetzt hatte. Der alte Herr Adrian hatte seine kolossalen Reichthümer, wie so viele Holländer, in Indien erworben. Als er in sein Vaterland zurückkehrte, konnte er sich nicht mehr zürecht finden. Alles war ihm fremd geworden, und wie sehr er es sich auch angelegen sein ließ, irgend einen Verwandten zu entdecken, der sich seiner Heimkehr freute, vergebens. Zwar fanden sich Leute genug, die den alten Herrn Adrian gern gehätschelt und gepflegt und überdies seine Dukaten und seine Banknoten nicht mit scheelen Augen angesehen hätten, aber

es war kein Adrian unter ihnen. Schon entschloß sich der Alte, unter vielen Seufzern, eine keifende Haushälterin, und, zum bereits vorhandenen, noch einen mürrischen Bedienten — die Unvermeidlichkeiten eines Hagestolzen — anzunehmen, als er einen Brief erhielt, der ihn andern Sinnes machte.

Ein früherer Geschäftsfreund meldete ihm darin, daß ein Vetter, der den gewichtigen Namen Adrian führte, vor vielen Jahren nach Hamburg ausgewandert sei, da es ihm in keinem Theile der sieben vereinigten Provinzen habe glücken wollen. Aber auch dort sei es nicht gegangen, und da er auf keinen grünen Zweig gekommen, habe er sich zuletzt mit seiner Ehehälfte unter den grünen Rasen gebettet. Dieser Vetter habe einen Sohn hinterlassen, der in der Hoffnungslosigkeit da anfange, wo der Vater aufgehört habe. Ja, der Briefsteller behauptete, er übertreffe denselben vielfach, denn kaum könne man sich einen größeren Pechvogel denken, als dieser in der That sei.

Nun wäre nichts natürlicher gewesen, als daß Herr Adrian den jungen Menschen hätte zu sich kommen lassen. Aber da flog irgend eine indische Grille durch seinen Kopf. Ihm fielen die alten Zauberer ein, die plötzlich und unerwartet in der Behausung der Unglücklichen erscheinen, um sie mit Gold und Glück zu überschütten, und er beschloß, es eben so zu machen. Darum ging er auch sogleich mit dem Dampfboot nach Hamburg ab.

Dieser Eingang einer Geschichte, die das ganze ABC umfassen soll, klingt so altfränkisch, daß man sich schwer

überredet, sie habe zur Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe vorfallen können. Und doch ist sie ein Kind der neuesten Zeit. Ungläubige Leser wollen sich gefälligst an den liebenswürdigen Kapitän Savert wenden, der das holländische Dampfschiff „Willem de Eerste" kommandirt, und sie werden vernehmen, daß der gedachte Kapitän den alten Herrn Adrian zu seiner Zeit in Amsterdam am Bord empfangen, und ihn nach sechsunddreißig Stunden wohl behalten im Hamburgischen Hafen wieder abgeliefert hat.

Und kaum war er daselbst angelangt und der Neffe aufgefunden, als er seine Zauberkünste dermaßen losließ, daß dem jungen Menschen die Augen übergingen, und er fast vor lauter Sehen blind geworden wäre. Diesen erklärte er schließlich für seinen geliebten Sohn und Erben, der sich das Alles ruhig gefallen ließ, und selig war in seiner Herrlichkeit.

Als der alte Herr Adrian seine sämmtlichen Zauberfonds erschöpft hatte und man sich wieder zur gemeinen Wirklichkeit wendete, regte sich die Lust, nach Holland zurückzukehren. Aber da trat plötzlich ein großes und unerwartetes Hinderniß ein. Gicht, Podagra und die übrigen Attribute solcher alten Herren, die in ihrer Jugend thätig waren in allem Guten, kehrten mit erneuerter Wuth nach mehrjähriger Abwesenheit zurück und warfen ihn auf das Krankenbett, von welchem er nicht wieder erstehen sollte.

Der junge Herr Adrian begrub den alten Herrn Adrian mit lobenswerther Fassung und kehrte dann zu

dem Besitzthum zurück, das er mit vollem Rechte das seinige nennen durfte.

Aber der Teufel legt ein Ei in jede Wirthschaft und im vorliegenden Falle bestand es darin, daß das Testament noch ein Anhängsel, oder Kodizill hatte. Darin hieß es, daß, wenn sich über kurz oder lang noch Jemand fände, welcher erweislich zur Familie gehöre, so solle der Universalerbe gehalten sein, diesem Verwandten die runde Summe von 20,000, schreibe zwanzigtausend Gulden auszuzahlen; sei aber dieser unvermuthete Verwandte gar eine Dame, so solle der Universalerbe sie heirathen. Für den Fall aber, daß sie schon vermählt sei, oder keine Neigung zu dem angebotenen Gemahl habe, solle sie mit einer Summe von 50,000, schreibe funfzigtausend Gulden abgefunden werden. Nach der Neigung des Universalerben wurde in diesem Falle nicht gefragt. Um über die Existenz oder Nichtexistenz des einen oder der andern Adrian die vollste Gewißheit zu erlangen, solle der Erbe drei Jahre nach einander eine Edictal-Citation in die ihm bezeichneten deutschen und holländischen Blätter rücken lassen und dann geziemend abwarten, was diese Erlasse für Folgen haben würden.

Der junge Herr Adrian bezeigte keine große Lust, sich mit dieser Klausel zu befassen, da aber die Advokaten darum wußten, so mußte es geschehen. Die Aufforderungen wurden in gehöriger Form erlassen, ohne, zum großen Jubel des Erben, irgend einen Erfolg zu haben. Zwar meldeten sich einige Pseudo-Adriane, die aber sämmtlich mit langer Nase wieder abziehen mußten,

wie dies mit den Pseudo's gewöhnlich der Fall ist. Nur floß kein Blut dabei, wie dies bei Ihresgleichen, bekannt unter den Namen Waldemar, Demetrius, Sebastian u. s. w. genugsam geschehen ist. Ein gleiches Ergebniß stellte sich im zweiten Jahre heraus. Im dritten wurden die Vorladungen bereits mit leichterem Herzen erlassen, ein ganzes Convolut von Zeitungen lag vor dem jungen Herrn Adrian, der sich nun schon zwei Jahre in dem Besitz der Erbschaft befand, und keinem Menschen fiel es ein, nur die geringsten Ansprüche an ihn zu machen. Er dagegen machte die größten Ansprüche an Jedermann und bewies dadurch genugsam, daß er werth sei, ein reicher Mann zu sein.

In diesem Augenblicke war es, als wir zuerst die Bekanntschaft des jungen Herrn Adrian machten, der inmitten seines Comforts saß, und von allen Sorgen der Testamentsklausel sich befreit wähnend, beschloß, den vorliegenden Tag con amore zu genießen. Da erschien der Diener und sagte: „Draußen steht ein kleiner Junge. Er ist schon zum dritten Male da, macht einen schönen Empfehl von der Mamsell und läßt sich eine Antwort auf ihren Brief ausbitten."

Herr Adrian zog ein verdrießliches Gesicht und brummte etwas in den Bart.

Der Bediente, der mit zur Erbschaft gehörte und den alten Herrn eine ziemliche Reihe von Jahren gehofmeistert hatte, setzte das Geschäft bei dem jungen Herrn fort und sagte mit scharfem Accent: „Die junge, hübsche Mamsell läßt um Antwort bitten!"

„Kriegt keine!“ lautete der Bescheid.

„Was? Kriegt keine?“

„Nein! Hinaus! Und keine Bettelbriefe weiter!“

Nach einigen lebhaften Widersprüchen ging der Bediente brummend hinaus und Herr Adrian erhob sich von der Ottomane. Obgleich er von der jungen, hübschen Mamsell nichts hatte wissen wollen, beschloß er nun erst recht, den Tag con amore hinzubringen.

B.

Ehe wir aber — der Leser und ich — uns dem vergnügungslustigen Herrn Adrian anschließen, wird sich Ersterer erinnern, daß der Ort der Handlung in Hamburg ist, und sich mit mir nach der Steinstraße begeben, wo wir zum vierten Stock eines altmodischen Giebelhauses hinaufklettern. Dort befindet sich ein Hinterstübchen. Es ist nur schmal und niedrig, auch nur höchst dürftig möblirt, aber es sieht doch wohnlich darin aus, denn

„nicht Jede hält so rein.“

Am Fenster sitzt ein junges, schönes, aber etwas bleiches Mädchen, mit einer Handarbeit beschäftigt, wobei sie sich aber oft unterbricht, um zu horchen, ob nicht irgend Jemand die Treppe herauf komme. Getäuschte Erwartung spricht aus ihren Zügen, und bittere Thränen rollen ihre Wangen herab.

Beate heißt dies liebenswürdige Kind und ist die Tochter einer ehrbaren Frau, die vor einigen Jahren

starb und sie zwar als eine arme Waise, aber doch mit der Hoffnung auf eine künftige Versorgung hinterließ. Dies hing so zusammen: Als die Mutter noch lebte, hatte sie, außer dem Hinterstübchen, auch die beiden vordern Stuben desselben Stockwerks in Miethe und nahm darin junge Leute auf, denen sie Wirthin und Aufwärterin in einer Person war. Eins dieser Zimmer bewohnte der junge Herr Adrian, und zwar zu der Zeit, als er von einer holländisch-ostindischen Erbschaft noch keine Ahnung hatte. Der junge Mann gefiel der alten Frau, ihm gefiel wieder die junge Tochter, und da Beate kein Herz von Eisen und Marmor hatte, so ward ein Bündniß geschlossen, das zwei junge Leute, wenigstens für den Augenblick, zu den glücklichsten Sterblichen machte. Obgleich Adrian damals eine Kopisten-Stelle bei einem der Herren Diehlen-Prokuratoren bekleidete, malte er doch den Frauen mit lebhaften Farben die glänzende Zukunft aus, der er unzweifelhaft entgegen gehe, da sein Prinzipal die Absicht habe, ihn einem der Herren Senatoren zu empfehlen, und wenn er erst zum Rathe gehöre, nun — wer den Fuß erst in dem Bügel hat, schwingt sich auch wohl in den Sattel. Wenn dies Alles auch nur die Ausgeburt seiner schwer irrenden Einbildungskraft war, hinderte dies doch die Frauen nicht, Alles zu glauben, und als Beatens Mutter abberufen wurde aus der Erde Jammerthal, war kurz vorher der indische Oheim aus Amsterdam angekommen. Der Himmel hing also bei ihrem seligen Hinscheid voller Geigen.

Beate hatte sich dem Geliebten mit vollem Vertrauen hingegeben und baute Felsen auf seine Treue. Zwar hatte er sich, seit er ein reicher Mann geworden, sichtlich verändert, ein vornehmes, zurückhaltendes Wesen angenommen und die Hochzeit durch allerlei schlecht ersonnene Vorwände stets aufzuschieben gewußt. Indeß suchte sie jeden Zweifel an seiner Rechtlichkeit zu unterdrücken und hatte den feinen Takt, ihn nicht mit Vorwürfen zu überhäufen, wenn er oft viele Tage hinter einander wegblieb. Sie nahm übrigens nie etwas von ihm an und sorgte allein für ihren Unterhalt; sie wünschte nur, er sollte ihr edles Benehmen endlich würdigen lernen, und hoffte dadurch seine Rückkehr zu bewirken.

Aber statt dessen wurden die Vernachlässigungen ihres Verlobten zu auffallend, als daß sie länger dazu hätte schweigen können. Sie lud ihn deshalb förmlich zu sich ein, und als er, nach mehreren Ausflüchten, endlich sich nicht zu erscheinen weigern konnte, erwiederte er auf ihre bestimmte Frage mit einigen Gemeinplätzen und ließ das völlig enttäuschte Mädchen in der größten Bekümmerniß zurück. So konnte und durfte es nicht länger bleiben; es mußte ein entscheidender Schritt geschehen. Sie wandte sich deshalb schriftlich an den Mann, der ihr nicht mehr Rede stehen wollte, und forderte ihn auf, Muth genug zu haben, sein Unrecht einzugestehen, und offen zu sagen, ob er die ihrer verstorbenen Mutter so heilig gegebene Zusage brechen wolle. Diesen Brief hatte sie schon vor mehreren Stunden ab-

geschickt; sie wußte, daß ihr Bräutigam zu Hause war, und noch immer kehrte ihr Bote nicht mit der Antwort zurück.

Bei dem kleinsten Geräusch fuhr Beate auf: „Horch! Ist das nicht sein Gang? — Ach nein! Ich Thörin rechne noch auf seine Liebe, da ich doch nur zu wohl fühle, daß ich sie längst verloren habe. — Als er noch arm war und sich sein Brod mit Abschreiben erwerben mußte, war er sanft und gut, aber der Reichthum hat ihn ganz und gar verdorben. — Wie thut es mir so leid, daß er reich geworden ist! — Wäre der ostindische Onkel doch in seinen Plantagen geblieben, so wäre ich jetzt wohl eine glückliche Frau. — Aber halt! Nun kommt er ganz gewiß die Treppe herauf! — Ach nein, es ist der Wind, der im Schornstein tobt! — Wie bin ich doch so unglücklich! Er hat mir schon so viele Thränen erpreßt und wenn ich noch länger meinen Gram in meiner Brust verschließen muß, werde ich krank werden und sterben. Das wird ihm auch wohl das Liebste sein! — Aber nun kommt ganz gewiß Jemand, wenn auch er es nicht ist! Ich weiß im Voraus, es ist nichts Gutes, was ich erfahren soll. Ich will auch gewiß nicht weinen. Nein, weinen will ich nicht! Den Triumph soll der abscheuliche Mensch nicht auch noch haben."

Da öffnete sich die Thür und ein Knabe mit muntern Augen und rothen Backen trat ein.

Beate flog ihm entgegen: „Nun, Benno, was bringst Du mir für eine Antwort?"

„Gar keine, Mamsell Beate!“

„Gar keine? Unmöglich!“

„Gewiß nicht, Mamsell Beate! Nachdem ich Ihren Brief abgegeben und wer weiß wie lange gewartet hatte, kam der alte Bediente plötzlich heraus und sagte, ich kriegte keine Antwort und solle mich zum Teufel scheeren. Und die Mamsell,“ setzte der Knabe zögernd hinzu, „habe Herr Adrian gesagt, solle ihn fortan mit ihren Bettelbriefen ungeschoren lassen.“

„Bettelbriefe!“ rief Beate, und Zornesröthe deckte ihr schönes Gesicht. Aber des Knaben gedenkend, gab sie ihm einen Schilling und sagte: „Es ist gut, mein Junge, geh nur nach Hause.“ Kaum aber war der Knabe fort, als sie ausrief: „Ich bin allein, nun mögen meine Thränen fließen.“ Und in der That weinte sie bitterlich.

Ich weiß gewiß, die Leser können aus dieser Beate nicht klug werden, und namentlich ihr sonst liebliches Wesen nicht mit den pathetischen Ausdrücken und Sentenzen zusammenreimen, deren sie sich zuweilen bedient. Aber dies erklärt sich daraus, daß Beatens Wohnung nahe bei dem Theater in der Steinstraße stand. — Hieraus entnehmen die Leser, daß gegenwärtige, sehr wahrhafte Geschichte sich vor dem Brande begeben hat, denn jetzt heißt es Thalia-Theater. Beatens Wohnung lag also in der Nähe jener Bühne. Ihre Mutter besorgte die häuslichen Angelegenheiten der Wäsche für mehrere Mitglieder. Auf diese Weise wurde auch Beate mit denselben bekannt, und eignete sich aus ihrem Um-

gange manche Phrase an, die dann nicht immer zur rechten Zeit und am rechten Orte angewendet wurde. Ja, sie hatte von jeher eine unbezwingliche Neigung gehabt, selbst die schwankenden Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten, und nur ihrem Bräutigam zu Liebe, der hiervon durchaus nichts wissen wollte, hatte sie ihren Entschluß aufgegeben.

Adrian hatte nämlich von jeher eine große Abneigung gegen das Theater an den Tag gelegt und es seiner Braut sehr verdacht, daß sie mit solchen Leuten umgehe, aus dem einzigen Grunde, weil ihre Mutter für dieselben Chemisettes geplättet und Kleider garnirt habe; ja später, als er reich geworden war und das arme Mädchen gerne los gewesen wäre, gab er die Fortsetzung dieses Umganges als die Ursache eines künftigen Bruches an und zeigte nicht übel Lust, seinen Wankelmuth dadurch zu beschönigen, daß er die Abnahme seiner Neigung dem Eigensinn Beatens Schuld gab. Er äußerte dies ganz offen, und man kann leicht denken, daß das lustige, aber leicht empfindliche Theatervölkchen ihm das nicht vergaß, sondern nach einer Gelegenheit suchte, ihm diese Geringschätzung einzutränken.

C.

Das Steinstraßen- oder Tivoli-Theater in Hamburg, von dem vornehmen Stadttheater „Zweites Theater“ genannt, bei dem Volke, das es in seine besondere Protektion genommen hat, schlechthin „Stein-Theater“ be-

namset, zählte sehr gute Mitglieder, die auf der Bühne wie im Leben ihren Stand auf eine achtbare Weise repräsentiren oder repräsentirten. Aber ohne einem derselben zu nahe zu treten, der dort den Musen so würdige Opfer gebracht hat, war doch Keiner — oder vielmehr Keine — darunter, die sich mit der reizenden Caroline hätte messen können. Diese Dame hielt sich schon seit einiger Zeit hier auf, um Gastspiel und Engagement hier zu erhalten. Die Unterhandlungen zogen sich indessen in die Länge. Sie sah sich einstweilen genöthigt, ihr reiches Talent in Privatkreisen anzuwenden und durch Improvisirung kleiner Intriguenstücke im Leben so viel als möglich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; ein Beginnen, das ihr ziemlich gelang und eine Art von Berühmtheit verschaffte. Sie bewohnte eines der Vorderstübchen in dem Stockwerke Beatens und hatte die Verlassene in besondere Protektion genommen. Sie rieth zu dem entscheidenden Schritt mit dem Billet, und nachdem sie die Rückkehr des Boten gesehen, trat sie mit einem großen Aufwande von tragischer Kraft ein und fragte: „Nun, mein liebes Kind, was hat Ihnen dieser verrätherische Lasarra geantwortet?"

Caroline stand da, eine gebietende Johanna von Montfaucon, und rauschte bei Beatens Bericht so heftig mit dem Fächer, daß derselbe mitten von einander riß: „Des Tempels Vorhang ist zerrissen!" deklamirte sie. „Wir dürfen mit diesem Scheusal kein längeres Mitleid haben. — Von meines Schlosses Zinnen fällt sein Haupt! würde ich sagen, wenn ich ein Schloß und die Macht

darin hätte, Köpfe herunterschlagen zu lassen. Aber auch ohne Requisiten soll Ihnen die eklatanteste Genugthuung nicht fehlen. Ich bin das nicht nur Ihnen, ich bin es unserm ganzen beleidigten Geschlecht schuldig. Und nun leben Sie wohl, mein Kind! Ich denke sogleich über die Ausführung unseres Planes nach und versuche, eine hinreichende Anzahl von Bundestruppen für uns zu werben."

Die Mitglieder des oben erwähnten zweiten Theaters waren am andern Morgen auf der Bühne versammelt, um eines jener Wiener Possenspiele zu probiren, die dazu ausersehen scheinen, allen deutschen Bühnen eine gewisse Einheit zu verleihen. Es fand so eben eine Pause statt, und Caroline trat, einer Heldin gleich, in die Mitte der Versammlung, sie haranguirend und zu wiederholten Malen den Namen Beate aussprechend.

„Beate!" riefen die Mitglieder durcheinander. „Was ist mit Beaten? — Was fehlt dem lieben Kinde? — Reden Sie doch! — Wer will ihr etwas thun?"

Und Caroline entschloß sich, in möglichst deutlicher und kurzgefaßter Prosa Beatens Unglück vorzutragen und mit nicht ganz unglücklich gewählten Worten das Leid und die Betrübniß zu schildern, worin sie durch die Treulosigkeit ihres Bräutigams versetzt wurde.

Wie zu erwarten, hatte diese Mittheilung den gewünschten Erfolg. Die leicht zu erregenden Künstler-Gemüther erhitzten sich, Jeder nach seiner Art und Weise; Alle bedauerten, Alle erklärten sich bereit zu helfen, und Jeder — sich selbst unfähig bekennend —

forderte den Genossen auf, irgend ein Mittel zu ersinnen, wie dem treulosen Adrian beizukommen sei; der thätigsten Mithülfe könne man sich versichert halten.

„Ich hab's, meine Freunde!" begann Caroline, und das Feuer des Muthes blitzte aus ihren Augen. „Wenn Sie mir treulich beistehen, hindert nichts das Gelingen."

„Auf mich können Sie unbedingt zählen!" sprach der zärtliche Vater.

„Allemal Derjenige, welcher!" fiel der Komiker ein, der ein Berliner war.

„Ihre Bündnerin, süße Freundin!" entgegnete die erste Liebhaberin mit übergroßer Freundlichkeit, denn seit einer Stunde wußte sie es gewiß, daß Caroline nicht engagirt werden würde.

„Meine Freundin!" entgegnete Caroline mit zuckersüßen Lippen, aber ihre Augen funkelten Zorn, denn sie, die Intriguante, konnte die innern Beweggründe der stolzen Nebenbuhlerin nicht verkennen. „Meine Freundin, ich danke Ihnen! Meine Herren, ich sage Ihnen im Namen meines kleinen Schützlings, im Namen aller meiner hülfslosen Mitschwestern weinenden, geflügelten Dank. Die Details des Planes sind entworfen. Sobald Ihre Probe beendet ist, werde ich Jedem seine Rolle zu ertheilen. Bis dahin leben Sie wohl, und — was Ihr ertragen müßt, tragt's mit Ergebung."

Sie ging, nicht vom Beifall, sondern von ihrem seidenen Gewande umrauscht. Aber plötzlich bemächtigte sich ihrer ein Gedanke. Sie schritt gerade auf den Regisseur zu, dem diese Unterbrechung — man sah es ihm

an — sehr unwillkommen gewesen war, riß ihm, dem Verdutzten, den Spazierstock aus der Hand und streckte ihn vor sich hin.

„Schwört auf mein Schwerdt!" rief sie mit Hamlet, und alle Erinnerungen an Wolff, Löwe und Emil Devrient traten in den Hintergrund. Ergriffen von der Erhabenheit dieses großen Momentes legten alle Anwesenden, der Regisseur mit einbegriffen, die Hand auf den Stock. Selbst der Souffleur kroch zu diesem Behufe aus dem Kasten, und Alle brüllten im furchtbaren Chor: „Wir schwören!"

Im hohen Grade zufriedengestellt, verließ Caroline triumphirend die Bühne, um die Fäden ihrer Intrigue so fein als möglich weiter zu spinnen.

D.

Keiner war unzufriedener auf dem ganzen neuen Jungfernstieg, wo sich die Wohnung des Herrn Adrian befand, als dessen alter Diener, Daniel geheißen, der seinen Herrn gar zu gerne etwas gequält hätte und nicht wußte, wie er es einigermaßen geschickt anfangen sollte. Am meisten hatte es ihn verdroßen, daß sein Herr, der ihm gar keinen Respekt erwies, wie es doch der Verstorbene gethan, die arme Beate so schnöde behandelte. Das liebliche Mädchen hatte nämlich dem alten Diener seine schwache Seite abgemerkt und sich durch eine gewisse demüthige Freundlichkeit sehr fest in

seine Gunst gesetzt; er machte sich selbst zu ihrem Protektor und grollte nicht wenig mit seinem Herrn.

Es fand daher Jedermann, der seinen Herrn beachselzuckte oder in einer absprechenden Weise denselben bekrittelte, bei Daniel ein offenes Ohr, und er war sogleich bereit und willig, wenn es galt, demselben ein Zöpfchen zu drehen oder ihm irgend eine Verdrießlichkeit zu bereiten. Und aus einem solchen Grunde ging auch Daniel jetzt im Vorzimmer leisen Schrittes auf und ab, sich vergnügt die Hände reibend und einzelne Worte laut werden lassend, woraus abzunehmen, daß irgend etwas im Werke sei, worüber sein Herr sich nothwendig ärgern müsse.

Mit großer Bereitwilligkeit hatte er einigen Trägern, die schon vor Tagesanbruch gekommen waren, die Hausthür geöffnet und ihnen eine Stube bezeichnet, worin sie die mitgebrachten Kisten aufstellen sollten. Die ganze Intrigue war am vergangenen Abend vollständig verabredet. Ein Paar Mitglieder des Stein-Theaters hatten sich in das Vertrauen des alten Daniels zu drängen gewußt und mit ihm eine Art von Kameradschaft geschlossen. Ihre Freundlichkeit bezauberte ihn, und er nahm es gar nicht übel, als sie ihn unter den Arm faßten und in die elegante Bierhalle der Herren Gebrüder Kiehn führten, wo sie bei einigen Seideln des besten Biers die ganze Kisten-Geschichte, welche die andern Gäste aus Fahrlässigkeit gar nicht beachteten, — wodurch sie natürlich sehr viel verloren, — eingeleitet und beendet wurde.

Die Kisten waren an Ort und Stelle, die Träger entfernten sich, und Daniel war bemüht, das zunächst an diese Stube gränzende Zimmer für Gäste einzurichten, vorzugsweise einige Toiletten und Spiegel anzubringen und ohne Wissen, aber auf Kosten seines Herrn, eine Collation anzurichten.

Jetzt war Alles beendet und er forschte, ob sein Herr nicht bald die Glocke ziehen würde, um anzudeuten, daß er aufzustehen wünsche, und seines Dieners bedürftig sei. Dies geschah bald, und Daniel eilte in das Schlafgemach seines Herrn mit solcher Schnelligkeit, als ob er die personificirte Dienstfertigkeit wäre.

E.

Kaum hatte sich Herr Adrian aus dem Bette erhoben, das Geschäft des Ankleidens besorgt und sich in seinen bequemen Lehnstuhl gesetzt, als er sich auch über zwei Dinge wunderte.

Zuerst darüber, daß alle diese frühen Tagesgeschäfte vorübergegangen waren, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, sich über irgend etwas zu beschweren; daß sein Diener nicht ein einziges Mal gebrummt, sondern alle seine Obliegenheiten mit einer schweigenden Freundlichkeit erfüllte, was für den Nichteingeweihten allerdings zum Erstaunen war.

Die zweite Verwunderung des jungen Herrn entstand daher, daß er zwischen dem Kaffeservice und der gestopften Pfeiffe drei Briefe liegen sah, die, Jeder anders

gefaltet, auch für jeden auf einen ganz andern Inhalt zu deuten schienen.

„Woher?“ fragte Herr Adrian den Diener.

„Post!“ antwortete dieser eben so lakonisch und zog sich zurück, um den Arbeiten des Tages nachzugehen.

Adrian öffnete den Brief Nummer Eins, das heißt den, der ihm zunächst lag und las mit wachsendem Staunen und Mißbehagen:

„Mein werther Vetter!

Sehr überrascht hat mich der Aufruf in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung,“ worin Sie die noch unbekannten Verwandten des seligen Herrn Adrian auffordern, sich bei Ihnen zu melden. Dies geschieht meinerseits hiermit ohne Verzug. Ich heiße Emilie Adrian, bin 35 Jahr alt und in heirathsfähiger Verfassung. Wenn es also des Himmels Wille wäre, daß unsere Herzen für einander schlagen lernten, so würde ich Ihnen meine Hand ohne Ziererei reichen, und, von Ihnen geleitet, getrost den Weg durch's Leben antreten Arm bin ich, wie — nehmen Sie doch den Ausdruck nicht übel, Herr Vetter — wie eine Kirchenmaus, aber ich bin sehr arbeitsam und wirthschaftlich, was sich schon von selbst versteht, da ich mich mit Spitzenklöppeln durchbringen muß, welches nur wenige Kreuzer des Tages abwirft. Und doch habe ich mich immer anständig gehalten, und also können Sie denken, daß ich Ihrer Wirthschaft vorstehen werde, wie Eine, und keinen Gulden unnütz vertrödeln will. Wäre es in=

dessen in dem Rathe des Himmels beschlossen, daß Sie mich nicht ehelichen möchten, so würde ich andererseits mit den 50,000 Gulden, die der verstorbene alte Herr der verlassenen Jungfrau seines Namens ausgesetzt hat, zufrieden sein. Meine Papiere sind in der vollkommensten Ordnung und ich bringe sie mit an Ort und Stelle, denn das steht fest, daß ich zu Ihnen komme. Das Reisegeld, was ich dazu bedarf, hat mir ein hiesiger wohlwollender Geschäftsmann, für den ich bereits fünfzehn Jahre arbeite, gegen fünf und zwanzig Prozent vorgeschossen und wird Ihnen der Wechsel, den ich habe unterschreiben müssen, nicht entgehen. Adieu, mein lieber Herr Vetter, ich verharre mit großer Sehnsucht

Stuttgard, den ....

Ihr ergebene Cousine
Emilie Adrian."

„Da schlage der Donner drein!" brummte Herr Adrian und griff

F.

nach dem zweiten Briefe, welcher also lautete:

„Carissimo!

Ich bin seit einigen Stunden außer mir, denn seit einigen Stunden liegt eine Nummer der „Wiener Zeitung" vor mir, die Ihre hochherzige Aufforderung enthält. Obgleich seit lange in Italien, habe ich doch mein holländisches Temperament bewahrt, und ohne

sonderliche Gemüthsbewegung die vielfachen Abentheuer und Jämmerlichkeiten eines sehr romantischen Lebens ertragen. Aber Ihr Aufruf hat Alles gut gemacht, und ich fühle mich erhoben, begeistert. Wie werden Sie staunen, Carissimo, wenn ich zu Ihnen komme und Ihnen meine Schicksale erzähle, von meinem ersten Abschiede aus der Heimath bis zu meinem ersten Auftreten in der großen Oper in Mailand; von meinem ehemaligen Triumphzuge durch ganz Italien, bis zu meiner gestrigen Niederlage in Venedig, die übrigens nur das Werk einer schändlichen Kabale ist. O, undankbares Venedig! Abscheuliches Rom! Verdorbenes Neapel! Unaussprechliches Mailand! Aber ich werde mich rächen! Ich verlasse Euch und eile nach Deutschland! Dort — wenn Ihr längst nichts mehr von uns wissen wollt — überschüttet man uns noch immer mit Gold und Lorbeern. Daß ich diese Wahrheit erst an der Schwelle meines vierzigsten Lebensjahres begreife, ist zwar etwas spät, aber die Deutschen sind gut; sie haben ja auch die Pasta, die Schoberlechner und den göttlichen Rubini mit Liebe empfangen. Könnten Sie vielleicht, Carissimo, zu diesem Zwecke mitwirken, indem Sie in einigen dortigen Zeitschriften auf mein bevorstehendes Eintreffen aufmerksam machen, so würde mich dies sehr freuen. Doch dies Alles beiläufig. Für Ihre kostbare Freiheit haben Sie nichts zu fürchten; ich bin seit mehreren Jahren mit einem geduldigen Maestro verheirathet den ich Ihnen sammt meinen sieben unschuldigen und wohlerzogenen Kindern vorzustellen die Ehre

haben werde, süße Wesen, die sich sämmtlich wie ausgelassen auf die Erbschaft von 50,000 Gulden freuen.

Addio Carissimo!

Venedig, den ....

Ihre
Franzilla Rubiano,
geborene
Friedchen Adrian.

Da schlage der Donner nochmals drein! sagte Herr Adrian, außer Fassung gebracht und etwas zögernd, ehe er nach dem dritten Briefe griff, dessen Schreiberin sich, ohne besondern Eingang

G.

folgendermaßen vernehmen ließ:

„Selig sind, die auf den Herrn hoffen und Ihm vertrauen, denn ihnen wird die Fülle zu Theil! So bist auch Du, mein Bruder in dem Herrn, und mein lieber leiblicher Vetter, ein von dem Herrn Begünstigter in Thun und Wandel; darum er Dich hat den Reichthum finden lassen, den die böse arge Welt zum schnöden Wohlleben mißbraucht, und allen Lastern mittelst desselben fröhnt, den wir aber, die Auserwählten des Herrn, wenn wir ihn jemals besitzen, nur zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit verwenden.

Wir sind Fleisch von einem Fleische und Blut von einem Blute, darum ging es mir durch die Seele und

ich sang ein Jubellied dem Herrn, als ich in dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" las, der auch zu uns nach dem Norden kommt, welch ein Glück Dich betroffen und alle die, welche, wie ich, zu Deiner Gesippe gehören. Siehe, wie lieblich es ist, wenn Schwester und Brüder einträchtig bei einander wohnen; darum trage ich kein Bedenken, mich, die ich noch eine zarte Jungfrau bin, so vor dem Herrn rein erfunden wird, zu Dir zu begeben, und meine Hand in die Deinige zu legen, damit, wenn es Gottes Wille ist, der Priester uns, dem Testamente zufolge, mit einander selig verbinde, worauf wir dann das Leiden und die Trübsal dieser Welt geduldig miteinander theilen wollen. Wenn aber der Geist in Dir schweigt und nicht das Hosiannah, in Dir singt, wie jetzt in mir, der armen und unwürdigen Magd, so wirst Du mir die 50,000 Seckel nicht vorenthalten, die mir als unvermählte Jungfrau bestimmt sind von dem großmüthigen Manne und Patriarchen unseres Hauses, der Dich über seinen Reichthum setzte und zu Dir sagte: Sei Herr über Vieles und für Viele und thue Gutes zu meiner Ehre und zu Deinem Frommen.

So werde ich denn, wenn Morgen der Tag graut, und die vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfe den Herrn loben, Jene mit feurigem Gebete, Diese mit allerlei Gezwitscher und Gequike, meine letzte Habe zusammenraffen und verkaufen, damit mir der Erlös als Zehrpfennig diene; dann aber gürte ich meine Lenden und

komme zu Dir, um mit Dir zu beten, lobzupreisen und zu theilen.

Königsberg, . . .

Gesche Adrian.

„Da schlage zum dritten Male der Donner drein!“ rief Herr Adrian und zerbrach die Pfeife, indem er den Brief von sich schleudern wollte.

II.

Vielleicht hätte Herr Adrian noch andere Kraftäußerungen von sich gegeben, um den aufsteigenden Zorn zu dämpfen, wenn er nicht unterbrochen worden wäre. Es trat ein kleiner, dürrer Mann ein, dessen äußere Hülle mit einem schwarzen Anzuge bekleidet war und dessen ganzes Gesicht ein immerwährendes Lächeln zeigte, während aus seinem schwarzen Auge eine gute Dosis von List und Verschlagenheit hervorblitzte. Dies war Herr Hoffen, ein Rechtsgelehrter, nach dortigem Gebrauche Diehlen-Procurator genannt, der die Geschäfte des Herrn Adrian besorgte und ihm bei vorkommenden Gelegenheiten mit gutem Rathe an die Hand ging. Er hatte bereits mit Daniel im Vorzimmer eine lange Unterredung gehabt, und schien vollkommen von dem unterrichtet zu sein, was vorging.

„Ach, Herr Notar!“ brummte Adrian, „das sind verdammt trübe Aussichten. Da sind drei Weiber, von denen mich Zwei heirathen wollen, und die Dritte bedauert, daß sie mich wegen anderweitigen Ehehaften

nicht heirathen kann, die aber alle Drei 50,000 Gulden beanspruchen. Da ist zuerst eine Spitzenklöpferin aus Stuttgard, Emilie Adrian genannt, dann eine verdammte Sängerin aus Venedig, die einen Mann nebst vielen Kindern hat, und eine geborne Friedchen Adrian ist, zuletzt aber noch eine Gesche Adrian aus Königsberg, eine überfromme Betschwester. Das sind zusammen 150,000 Gulden und wenn ich die herausgeben muß, reiße ich mir die Haare aus dem Kopfe. — Da habt Ihr die Unglücksbriefe, worin sie mir ihren saubern Besuch ankündigen."

Er überreichte dem Juristen die drei Briefe, die er so eben mit großem Verdrusse gelesen und der Advokat vertiefte sich in den Inhalt derselben. Als er ihn gehörig verdaut hatte, sagte er: „Allerdings schlimm! Allein wozu bin ich Jurist und heiße Hoffen? Ein kapitaler Name das! Diese drei Damen sind alle Drei wie es scheint, sehr arm; man kann die Sache erst in die Länge ziehen und dann zwingt sie die Noth, einen uns günstigen Vergleich einzugehen. Das wäre zu überwinden, aber ich fürchte, uns drohen noch viel ärgerlichere Dinge."

„Was?" schrie Adrian außer sich vor Entsetzen.

„Wie ich Ihnen sage, bester Herr! Der Teufel weiß, wo alle Adrians herkommen, und ob sie bei den ersten Aufforderungen mit Blindheit geschlagen gewesen sind."

„Noch mehr Adriane?" schrie der Universalerbe und ballte die Faust.

„Gewiß, Herr!" entgegnete der Advokat ruhig. „Des-

halb bin ich ja hier, um mich mit Ihnen zu berathen. Stellen Sie sich vor — aber soll ich es Ihnen nicht ausführlich erzählen?"

„Erzählt!" sprach Adrian tonlos.

„Gestern, gegen Abend, sitze ich in meinem Geschäftszimmer. Der Schreiber war bereits nach Hause gegangen, und ich dachte schon daran zu schließen, als zwei Männer eintraten und mich fragten, ob ich der Doktor Hoffen sei, und in einer wichtigen Angelegenheit ihr Rechtsbeistand werden wolle? Ich bejahe das mit Vergnügen, biete den Herren Stühle an und frage nach Namen und Stand.

„Zu dienen, Herr Doktor!" sagte der Eine. „Ich heiße

Johannes Adrian und bin lange Jahre Spielwaaren-Fabrikant in Nürnberg gewesen."

„Und ich," begann der Andere," heiße Konrad Adrian und war Bierschänker in Fürth. Was viele Menschen für ein Glück ansehen, und was auch zu ihrem Glücke ausschlug, das gereichte uns zum Verderben, nämlich die Nürnberg-Fürther Eisenbahn."

Das war die Weise, in welcher sich mir die beiden Herren vorstellten. Der erste, Herr Johannes, war klein dünn, zerbrechlich, wie seine Spielwaaren. Er sprach langsam und ängstlich und wollte dann seine Aeußerungen noch durch allerlei seltsame Gestikulationen versinnlichen, was ihm ein possierliches Ansehen verlieh. Sein

Bruder Konrad dagegen, der Bierschänker, war kurz und stämmig. Er hatte ein Paar Hände, so groß, daß man annehmen durfte, er sei im Stande, eine volle Biertonne damit in die Höhe zu heben und aus dem Spunde zu trinken. Dieser polterte im tiefsten Bierbaß und schrie, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen."

„Kommt doch zur Sache, Doktor!" sagte Adrian sich den Schweiß abtrocknend.

„Ich bin ja mitten drin, Verehrtester!" entgegnete Hoffen, „schenken Sie mir nur fortdauernd Gehör. Der Johannes meinte: Wir sind Zwillingsbrüder, was Keiner auf den ersten Blick glauben sollte, und doch ist es wahr. Ich bin der Aelteste; Jener ist zwei Stunden jünger, aber dafür ist er desto stärker. Wir haben uns häuslich niedergelassen, und wollten den reichen Verwandten nicht zur Last fallen, aber seit jene verdammte Eisenbahn Alles in der Welt vorwärts bringt, gehen unsere Angelegenheiten retour. Kein Mensch kauft mehr meine Spielsachen, denn sie machen auf Maschinen bessere und wohlfeilere; kein Mensch kommt mehr zu ihm, Bier zu trinken, denn er hat keine Felsenkeller. Wir halfen uns nun damit, daß er mir Spielsachen abkaufte, und ich sein Bier trank, zu welchem Zwecke wir stets auf der Eisenbahn von Einem zum Andern fuhren; aber auf die Länge wollte dies neue Geschäft nicht gehen, und wir wurden von unsern Gläubigern eingesteckt, sonst wären wir ja schon voriges Jahr gekommen. Nun aber . . . ."

Herr Konrad hatte unterdessen schon längst auf seinem Stuhl hin und her gerückt und platzte jetzt heraus:

„Daß Dich das Donnerwetter! Was hat der Herr das Alles zu wissen nöthig? Wir erscheinen hier, Herr Advokat, von wegen eines Aufrufes in dem „Nürnberger Correspondenten", wonach die Anverwandten des Herrn Adrian aus Java aufgerufen werden, sich zu gestellen, ihre Papiere zu produciren und nach dem richtigen Befinden derselben à Kopf 20,000 Holländische Gulden zu empfangen, mit welchen Summen wir unsere Geschäfte wieder beginnen können."

„Aber sind denn," fragte Herr Adrian, „jene beiden Herren auch wirklich . . ."

„Ich habe," sagte der Doktor Hoffen, „mir die Papiere der beiden Herren ausgebeten und diese sorgfältig geprüft. Es bleibt auch nicht der geringste Zweifel, daß sie mit Ihnen aus einer Familie stammen, und sowohl der Spielwaaren-Fabrikant, als auch der Bierschänker, die Ihnen noch heute einen Besuch nehmen werden, können mit vollem Rechte die im Testamente stipulirten Summen beanspruchen. Ich ließ einige Worte von einem Vergleiche fallen, aber davon wollen Beide nichts wissen; es sind geriebene Kerle."

„Wo will das hinaus?" sprach Herr Adrian in stiller Verzweiflung vor sich hin. „Die drei Weiber nehmen zusammen 150,000 Gulden, jene beiden Kerle 40,000 Gulden, das macht zusammen 190,000 Gulden. Welch' ein Riß in die Erbschaft."

„Und Wer weiß denn," sprach Hoffen, „was noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert? Ich will Nichts gesagt haben, allein leider habe ich einen prophetischen

Geist. Aber es poltert vor der Thür; sollten es die Herren Johannes und Konrad sein?"

Adrian war verstummt.

L.

In der That öffnete sich die Thür des Zimmers und Daniel schrie durch dieselbe: „Besuch!"

Gleich darauf erschien eine Dame. Sie war ziemlich lang, mager und über die erste Jugend hinaus. Ein großgeblümtes, etwas verblichenes Seidenkleid, ein verschossener gelber Sammethut mit grünem Schleier und ein ponceaufarbener Gürtel nebst hellblauem Shawl gaben zusammen ein sprechendes Bild ihres Geschmackes in Angelegenheiten der Toilette und der Ebbe in Angelegenheiten der Börse. Sie schritt bis in die Mitte des Zimmers, wo sie stehen blieb und den Herren eine graciöse Verbeugung machte. „Entschuldigen Sie mich, meine Herren, aber wer von Ihnen ist Herr Adrian?"

Der Doctor deutete auf seinen Nachbar.

„Das ist also der liebenswürdige Cousin?" entgegnete die Dame mit Grazie, nahm sich einen Stuhl und ließ sich ganz nahe bei dem Vetter nieder. „Lernen Sie mich kennen, junger Mann," fuhr sie fort. Ich bin die verehelichte Wehrfritzen — Adrian athmete auf — aus Bremen und bei dem dortigen Theater angestellt; sonst aber stamme ich aus Holland und bin eine geborne Luise Adrian. (Er seufzte hörbar.) Einen Vetter aus Bremen gab es längst, jetzt kommt eine Cousine

aus Bremen.“ Sie freute sich ihres Witzes und fuhr fort: „Ich kann Ihnen nicht sagen, welch ein Gefühl der Wehmuth mich ergriff, als ich Ihre Aufforderung las, und gleich zu meinem Manne sagte: Da kannst Du Dir denken, daß ich mich eilends auf den Weg mache! Ich kam um Urlaub ein, und als er mir verweigert ward, ging ich durch. Was scheert mich jetzt das Bremer Engagement? Soll ich doch von Ihnen 50,000 Gulden empfangen.“

„Nun sind's 240,000 Gulden!“ seufzte Adrian.

„Ich bin nicht allein hier,“ fuhr die Gesprächige fort, „sondern ich habe Alles mitgebracht, was mir lieb und theuer war. Leider mußte mein Mann zurückbleiben, weil er nicht Herr seiner Zeit und seines Willens ist, gewisser Schulden halber, — nun, Sie verstehen mich schon. Allein meine Kinder sind Alle da und ergötzen sich im Vorzimmer mit den Papageien. Es ist Alles charmant bei Ihnen, mein bester Cousin, sogar Ihr alter Bedienter; denn als er mich aus dem Wagen gehoben hatte, und bemerkte, daß meine Börse nicht reichte, hat er den Fuhrmann vollständig abgefunden und meine Sachen abpacken lassen.“

„Sie wollen also hier wohnen?“ fragte Adrian kleinlaut.

„Nun!“ entgegnete Luise verwundert, „das ist doch wohl natürlich. So nahe Verwandte, wie wir, werden hoffentlich keine Umstände mit einander machen. Ich weiß mich einzurichten — ich und meine Kinder. Ach Gott, die Kinder! Was werden Sie von mir denken,

daß ich sie Ihnen noch garnicht vorstellte? Die Freude über unsere erste Bekanntschaft hat mich so benommen, daß ich nicht an das Natürlichste denke. Aber nun will ich auch gleich diesen Fehler gut machen."

Ohne auf die Einwendungen des Herrn Adrian zu hören, trat Luise auf die Schwelle des Zimmers; sie winkte mit der Hand und

XI.

herein flog ein leidlich hübsches Kind von vierzehn Jahren mit einem Lockenkopfe und mit einem weißen Battistfähnchen bekleidet. Sie klammerte sich an die Mutter und fragte, ohne die Anwesenden zu beachten: „Soll Minna wieder declamiren?"

„Da hören Sie es, bester Cousin," sprach Luise, zu diesem gewendet. „Das Kind will immer thätig, immer beschäftigt sein. Das ist eine Folge meiner strengen Erziehung; ich kenne den Müßiggang nicht einmal dem Namen nach." Und zu dem Kinde gewendet, fuhr sie fort: „Nachher, meine liebe Minna, sollst Du den Herren eine Probe Deines schönen Talentes geben: Du kannst den „Spatziergang" von Schiller, oder dessen „Glocke" wählen, oder Beide, wenn Du willst. Jetzt aber ist es schicklich, Deinen Onkel zu begrüßen, jenen Herrn im Schlafrocke, der sich mit dem Taschentuche Kühlung zufächelt."

„Das wird Minna thun!" rief die Kleine, sprang über die Beine des Notar Hoffen, und warf sich dem

Onkel um den Hals, der sich vergebens loszumachen suchte und Kuß auf Kuß empfing.

„Laß mich doch los!" schrie Adrian.

„Minna liebt Dich, Onkel! Soll Minna Dich nicht lieben?" fragte das Kind.

„Ein herrliches Geschöpf!" betheuerte die Mutter.

„Und eine herrliche Erziehung!" entgegnete, sich verneigend, der Notar.

Während dieser Scene erschien

N.

das zweite Kind der hoffnungsreichen Luise Adrian, verehelichten Wehrfritz, die kleine achtjährige Nina, die, trotz der sorgfältigsten Erziehungsmethode der Mutter, doch das verzogenste und eigensinnigste Geschöpf war, das in dieser Hinsicht nur gesehen werden konnte. Sie kam mit einem lauten Gebrüll in die Stube geflogen und hielt einen blutenden Finger in die Höhe: „Mama, liebe Mama! Ach Gott!"

Und Mama schrie und lamentirte, der Advokat lachte, Minna maulte, weil der Onkel sie etwas unsanft berührt hatte, um ihrer Umarmung zu entgehen, und Adrian stampfte vor Zorn mit den Füßen.

„Der Papagei!" schrie Nina, „der Papagei!" und bald erklärte es sich nun, daß Nina, zu deren Ressort von Tugenden auch die Naschsucht gehörte, dem Papagei seinen Zucker entführt habe, was dieser natürlich nicht duldete und wacker zubiß.

„Man bringe das Thier sogleich um!“ rief die erregte Mutter.

„Auf welche Weise?“ fragte boshaft der Notar.

Und Adrian schrie wüthend: „Das sollt Ihr wohl bleiben lassen! Hinaus, Ihr Alle!“

Aber kaum war dies Wort seinen Lippen entflohen, als

O. P.

zwei langaufgeschossene Jungens hereinsprangen und mit lautem Geschrei entgegneten: „Wer soll hinaus?“ Die neue Erscheinung ließ eine kleine Pause eintreten, und man sah sich wechselseitig an. Die Mutter nahm zuerst das Wort: „Wenn wir hier auch nicht so aufgenommen worden sind, wie wir es von nahen Verwandten billig erwarten sollten, so will ich es doch meinerseits nicht an der schuldigen Achtung fehlen lassen. Dies, Herr Vetter, sind meine beiden Söhne, Otto und Philipp. Es sind ein paar gute Burschen, die sich auch recht lieb haben, nichtsdestoweniger aber sich stets in den Haaren liegen, weshalb mein Wehrfritz sie auch stets Otto von Wittelsbach und Philipp von Schwaben nennt. Hoffe aber nicht, Herr Vetter, daß es zwischen den beiden jungen Wölfen zum Todtschlag kommen soll, wenngleich einiges Blutvergießen aus Nasen und Zähnen nicht immer zu vermeiden ist.“

Der Onkel sollte hierzu einen praktischen Kommentar erhalten, denn Philipp und Otto hatten sich, auf ein von der Mutter gegebenes Zeichen gegen den Onkel

verneigt, und indem sie sich seitwärts wandten, um dem Notar gleichen Respekt zu erweisen, stießen sie auf einander.

„Philipp, stoße nicht!“ sprach Otto.

„Otto, Du hast gestoßen!“ antwortete Philipp.

„Das ist nicht wahr! Und nun sei sogleich still, oder Du bekommst eine Ohrfeige!“ drohte Otto.

„Da hast Du schon eine!“ lachte Philipp, und die Gewandtheit, womit er den Schlag verabreichte, zeugte von hinlänglicher Uebung.

„Um Gotteswillen!“ schrie die Mutter und fuhr deklamirend fort:

„O, meine Mutterliebe ist nur eine,
Und meiner Söhne waren ewig zwei!“

Der Notar rief aus: „Guelphen und Ghibellinen!“ und Adrian sprang, sprachlos vor Zorn und blutroth im Gesicht, von seinem Sitze auf, die geballten Hände in die Luft erhebend; ein plastisches Bildwerk, zu welchem Minna und Nina die geeignete Musik machten, indem sie, sich zankend und zerrend, umfielen, und im Fallen einen mit kostbarem Porzellan besetzten Pfeilertisch umwarfen.

9.

Inmitten all' dieses Gewühls erschien plötzlich ein Fremder. Es war eine gebückte, etwas zusammengeschrumpfte Figur, mit einem alten Gesicht und sparsamen weißen Haaren. Er hatte eine Mappe unter dem

Arm, aus welcher Papiere hervorguckten, und nachdem er sich tief verbeugt hatte, deutete er durch eine zierliche Handbewegung an, daß er zu reden wünsche. Dies war bei dem aufgeregten Zustande, worin die Gesellschaft sich befand, nicht leicht, indessen gelang es doch den eifrigen Bemühungen des Notars, die Ruhe soweit herzustellen, daß man vernehmen konnte, was der Fremde zu sagen habe. Dieser verneigte sich abermals und sagte dann mit süßlichem Tone: „Ich komme wahrscheinlich zu einem Familienfeste! Da muß ich die Ehre haben, zu bemerken, daß ich vielleicht kein ganz unwürdiger Theilnehmer ...“

„Wer sind Sie?“ fuhr Adrian barsch dazwischen.

Der Kleine richtete sich gerade auf und sagte: „Erlauben Sie! Ich bin ein Graduirter, bin Doktor der Weltweisheit und der freien Künste Magister. Auf den Werken, die ich drucken lasse, steht nach meinem Namen: D. d. W. w. u. d. f. K. M. Die gelehrte Welt liest — verschlingt, sollte ich wohl sagen — meine Schriften unter dem Namen: Quintius Quadratus, welchen letztern Namen ich angenommen habe, um damit auf eine feine Weise anzudeuten, daß ich die Möglichkeit statuire, man könne, und wahrscheinlich werde ich selbst es thun, die Quadratur des Zirkels feststellen. Sonst ...“

„Alle Donner!“ fuhr der Notar heraus, und Adrian polterte: „Was haben wir mit ihrem Wischiwaschi zu thun? Noch einmal, was wollen Sie hier?“

„Erlauben Sie, mein Herr,“ fuhr der Gelehrte ruhig fort. „Ich denke, man muß vor allen Dingen die

Leute ausreden lassen. Hätten Sie dies gethan, so wüßten Sie jetzt schon, weshalb ich gekommen bin, und was ich von Ihnen will: 20,000 Gulden will ich! Da haben Sie es mit einem Worte!"

„Sind Sie verrückt?" rief Adrian.

„Keineswegeß!" sagte der Gelehrte gleichmüthig. „Mein Name Quadratus ist nur für die gelehrte Welt; mein bürgerlicher Name aber ist Felix Jakob Adrian —"

„Noch ein Vetter!" rief der Notar und lachte übermäßig.

Luise, die alle ihre Kinder um sich versammelt hatte und die Arme über sie ausbreitete, um anzudeuten, daß sie unter ihrem Schutze ständen, traf sogleich Anstalt, den gelehrten Vetter zu begrüßen, der indessen hierauf nicht sonderlich achtete, sondern gelassen weiter sprach: „Hier in dieser Mappe befinden sich ein Paar Convolute alter Schriften, welche Familienpapiere vorstellen. Besagte Schriften beweisen ganz deutlich, daß ich nicht in das Blaue hineinschwatze, sondern ich kann es auf ein Jota beweisen, daß ich Der bin, für den ich mich ausgebe. Bitte also geneigtest Denjenigen von den Anwesenden, dessen Vetter zu sein ich die Ehre habe, diese Schriften mit mir durchzugehen und sich die Beruhigung zu verschaffen, daß ich kein Pseudo-Adrian, sondern ein wirklicher und wahrhafter bin."

„Nun sind es schon 280,000!" brüllte Adrian vor Wuth. „Sie werden mich noch zum Bettler machen. Ich halte es nicht aus! Ich halte es nicht aus!" Und im größten Zorn rannte er aus der Stube.

R. S.

Die Anwesenden, die ihren Zweck erreicht hatten, blieben zurück. Wir aber, nämlich der Leser und ich, haben das Recht und die Pflicht, unserm Adrian nachzulaufen, um zu sehen, wohin er in seinem Zorn geräth. Daniel war ihm nachgeeilt und hatte ihn an der Hausthür eingeholt. Mit großer Anstrengung hielt er seinen Herrn fest und machte ihm begreiflich, daß er doch unmöglich mit Schlafrock und Pantoffeln, im bloßen Kopfe auf dem Jungfernstieg herumlaufen könne, wenn er sich nicht für alle Zeiten lächerlich machen und der Spott der Gassenbuben sein wolle; der Polizei nicht zu gedenken, die keine Idee von Karneval habe, namentlich im Sommer, und jeder „Vermaskerirung", wie sie es nennt, den Untergang schwört.

Die Toilette ward, wenn auch unter häufigen Widersprüchen, besorgt, und Adrian stürmte hinaus. Nachdem er den Jungfernstieg einige Male auf und ab gelaufen war, sammelte er sich und bekam große Lust, sich mit einem kühlen Trunke zu erquicken. Er begab sich auf den Balkon des Schweizer=Pavillons, drehte der eleganten Welt den Rücken, das Gesicht der Lombardsbrücke zu und fragte sich beiläufig: weshalb auf derselben jeden Abend sechs große Laternen brennen, da doch nach der Thorsperre Niemand mehr darüber gehen dürfe. Herr Adrian wußte nämlich nicht, daß die Beleuchtung deshalb geschehe, damit die Brücke in der Dunkelheit besser über den Strom finden könne.

Da geschah es, daß er bei der versuchten Lösung dieses Problems unterbrochen wurde. Zwei junge Männer erschienen zufällig zu gleicher Zeit auf dem Balkon; der Eine kam von Westen, der Andere von Osten. Sie erblickten sich gegenseitig und schrieen laut auf: „Rudolf!" erscholl es von der einen, „Siegmund!" von der andern Seite, und Beide umarmten sich.

„Seit wann aus Lübeck zurück?" fragte Rudolf.

„Seit heute früh!" entgegnete Siegmund. „Und Du aus Berlin?"

„Ich kam vor zwei Stunden mit der Schnellpost!" antwortete Rudolf. „Es ist herrlich, daß ich Dich treffe. Ich habe schon einen Lohnbedienten in Deine Wohnung geschickt, um nachfragen zu lassen. Ich habe viel mit Dir zu sprechen."

„Und ich mit Dir!" sagte Siegmund. „Jetzt nur dies Eine: Ich habe alle betreffenden Papiere aufgefunden und ihre Aechtheit gerichtlich beglaubigen lassen."

„Ich befinde mich im gleichen Fall!" schaltete Rudolf ein.

„Dann, mein lieber Freund," fuhr Jener fort, „bleibt nichts weiter zu thun übrig, als sobald nur möglich von unserm Rechte Gebrauch zu machen. Wir bringen die Beweise bei, daß wir Rudolf und Siegmund Adrian, Vettern des Herrn Adrian aus Java, sind, der auf Kosten der ganzen Familie sein enormes Vermögen einem Einzelnen zuwandte, und dringen auf die Ausbezahlung des uns im Testamente ausgesetzten Legats."

„Recht so!" rief Rudolf. „Der Kerl hat genug und

kann blechen. Siehst Du," — er deutete mit der Hand nach dem neuen Jungfernstiege — „dort wohnt er. Wie wäre es, wenn wir gleich hingingen?"

Siegmund war damit einverstanden und setzte hinzu: „Uebrigens bleibt es dabei! Wenn wir unsere 40,000 Gulden haben, errichten wir gemeinsam ein Seidenwaarenlager unter der Firma: Rudolf und Siegmund Adrian."

„Rudolf und Siegmund Adrian!" entgegnete Jener. „Herrlich! Ich bin vollkommen zufrieden. Aber vorwärts! Rücken wir unserm Vetter auf die Stube, er könnte sonst ausgehen." Und Arm in Arm gingen die beiden jungen Männer davon.

Es ist leicht zu denken, mit welchen Empfindungen Herr Adrian dieses Gespräch angehört hatte, und in welcher Stimmung er zurückblieb.

T.

Der Rest des Tages verstrich ohne besondere Abentheuer. Adrian hatte den Muth gehabt, endlich nach Hause zurückzukehren und hatte sich eingeschlossen. Selbst Daniel durfte nicht zu ihm. Am andern Morgen war er bereits gefaßter. Er beschloß, sich dem Unvermeidlichen zu fügen, vorerst aber doch die Gerichte um Beistand anzurufen und alles seinem Rechtsfreunde, dem Notar Hoffen, zu überlassen. Als dieser Entschluß feststand, fühlte er sich stark genug, zu frühstücken, und öffnete dem bereits harrenden Daniel die Thür. Dieser brachte Kaffe und Zeitungen. Mechanisch griff Adrian

danach und überflog die Spalten. Aber wer beschreibt die Aufregung, worin ihn die nachfolgende Anzeige versetzte, die er auf der letzten Seite der „Wöchentlichen Gemeinnützigen Nachrichten" las?

„Nach Hamburg gekommen, um eine wichtige Familien-Angelegenheit zu ordnen, habe ich das Unglück, gleich nach meiner Ankunft im Gasthofe zu erkranken. Da ich das Zimmer nicht verlassen kann, so muß ich einen gerichtlich angesetzten Termin versäumen, was mir vielen Nachtheil bringen kann. Es bleibt mir nur ein Ausweg. Sicher befinden sich hiesigen Ortes eine oder mehrere Personen, Namens Adrian, die mit der aus Holland stammenden Familie Adrian verwandt sind. Da ich nun eben diesem Stamme entsprossen bin, so fordre ich diese Herren auf, sich zu mir zu bemühen und mir ihren Beistand angedeihen zu lassen. Zur Nachricht für geizige Vettern und sparsame Muhmen füge ich hinzu, daß ich sie keineswegs anzupumpen gedenke, sondern reichlichst mit Gelde versehen bin, und mir erwiesene Dienste zu vergelten weiß.

Therese Adrian,
Declamatrice aus Schwerin, am
Hopfenmarkt im großen wilden
Mann Nr. 33."

„Therese!" rief Adrian aus. „Nun auch noch eine Therese! Gestern die beiden Kerle im Pavillon machen 40,000, diese Therese will 50,000, macht 90,000! Diese zu den bereits — nein, nein, ich halte es nicht aus! Ich halte es nicht aus! Therese! Therese!"

U.

Daniel glotzte zur Thür herein: „Haben Sie mich gerufen?“

„Dummkopf!“ schrie Adrian. „Heißt Du Therese? Geh hinaus, ich will nichts von Dir wissen.“

„Schon gut!“ brummte Daniel. „Aber draußen ist Jemand, der etwas von Ihnen wissen will.“

Adrian, dem sogleich die beiden Herren vom Pavillon einfielen, fragte erschrocken: „Sind es zwei junge Leute?“

„Nein!“ entgegnete trocken der Diener, „es ist nur Einer, aber ein lustiger, und nennt sich, wie er sagt, Ulrich Adrian.“

Adrian war vernichtet. Er war entschlossen, diesen Ulrich nicht zu sprechen, aber ehe er noch dazu Befehl ertheilen konnte, war Jener schon in der Stube. Ulrich kleidete sich modisch, trat fest und sicher auf und hatte sehr burschikose Manieren. Adrian erhob sich bei seinem Eintritt mechanisch, aber Ulrich sprang auf ihn zu und drückte ihn auf den Stuhl: „Bleib sitzen, Vetterchen! Mache keine Umstände, hörst Du? Ich mache auch keine, das ist so meine Manier. Ich wollte Dich schon gestern besuchen, aber Du warst nicht zu Hause. Thut nichts; ich hole es heute nach und bleibe den ganzen Tag bei Dir.“

„Mein Herr —!“ rief Adrian.

„Ja so, Du kennst mich noch nicht; ich habe vergessen, mich bei Dir aufzuführen, das ist so meine

Manier. Wir sind Verwandte, Blutsverwandte, mein Bester! Ulrich Adrian ist mein Name, und Du wirst staunen, wenn ich Dir meinen Stammbaum zeige. Wir Beide sitzen an einem Stiele. Höre einmal, altes Möbel!" — wandte er sich an Daniel — „ich habe einen höllischen Durst; bringe doch eine Flasche Rothen." Daniel ging.

„Daniel, Du bleibst!" schrie Adrian.

„Oho!" begann Ulrich im hochfahrenden Tone. „Bist geizig? Nach Deinem Belieben. Jeder muß seine Freiheit haben, das ist so meine Manier. Mir spukt der Student noch im Kopfe herum, alter Bursche, und wenn man den touchirt, so stürzt er einen Dummen und der Scandal hängt. Kommst Du mir so, komm ich Dir so! Kamehl! Behalte Deinen Rothen, aber rücke Deine Gulden heraus. Ich bin ein guter Kerl, und hätte vielleicht nichts verlangt, da ich der Gottes Gabe genug besitze, aber nun setze ich meinen Kopf auf, und Du sollst mir das Legat von 20,000 Gulden, was der Alte ausgesetzt hat, bis auf den letzten Stüber bezahlen. — Da, altes Möbel! für Deinen guten Willen."

Er warf dem Daniel ein Drittel zu, den dieser bereitwillig auffing und stürmte dann zur Thüre hinaus, noch auf der Treppe rufend: „Grob sein, grob bis zum Exceß! Das ist so meine Manier."

V. W.

„Vanderwerth und Wilhelmi" hieß die Firma eines Hamburger Wechselhauses, dem Herr Adrian die Leitung

seiner Geld-Angelegenheiten übertragen hatte. Nachdem derselbe vergeblich seinen Notar, der sich vor ihm verleugnen ließ, zu sprechen versucht hatte, begab er sich nach dem Comtoir der gedachten Herren, um mit ihnen gemeinschaftlich zu berathen, was bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, die Herr Adrian, als für sich sehr gefahrdrohend erkannte, zu thun sein möchte. Vanderwerth verleugnete den Niederländer nicht; er hörte den Bericht des Geängstigten mit stoischem Gleichmuth an und verzog keine Miene, wogegen Wilhelmi, ein beweglicher Süddeutscher, sämmtliche Redensarten mit lebhaften Gesten begleitete und bald Oh! bald Ach! ausrief, je nachdem der eine oder der andere Ausruf ihm zu dem Gesagten zu passen schien. Endlich aber kamen Beide dahin überein, daß es nothwendig sei, die verschiedenen Adriane, die sich schriftlich oder persönlich, oder durch die Zeitungen angemeldet hatten, zu versammeln, und zu versuchen, ob man sich nicht mit ihnen abfinden könne. Das Haus „Vanderwerth und Wilhelmi" belastete sich mit der Ausführung dieses wahrscheinlich sehr schwierigen Geschäftes, das schon in den nächsten Tagen mit Eifer — und hoffentlich auch mit Erfolg — angegriffen werden sollte.

So einigermaßen getröstet und beruhigt, verließ Herr Adrian das Comptoir und begab sich zum Steinthor hinaus, um in der frischen Luft sich vollends zu sammeln. Es gelang ihm auch, nach einem längern Spaziergange, ziemlich ruhig zu werden, und er trat in

den, vor dem Steinthor belegenen „Trichter“ ein, um sich mit einem Glase Wein zu erquicken.

X. Y.

Er fand eine lustige Gesellschaft, meistens dem Personale jenes Theaters angehörig, von dem schon mehrere Male die Rede gewesen und dessen Mitglieder gegen unsern Helden eine so furchtbare Verschwörung angezettelt hatten. Kaum war Adrian eingetreten, als man ihm ein lautes Willkommen entgegenrief und ihn einlud, an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

„Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen,“ rief ein Mitglied des Zirkels, dessen Hand mit dem Riesenblatte einer englichen Zeitung bewaffnet war. „Hier in der „Times“ steht ein Artikel, der für Sie besonders ein großes Interesse hat. Lesen Sie!“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Zeitung.

Adrian war blutroth und mußte gestehen, er sei in der englischen Sprache nicht bewandert genug, um die darin geschriebenen Artikel prima vista zu lesen und zu verstehen; während er zur Steuer der Wahrheit hätte sagen sollen, er habe gar keine Idee von dieser Sprache, deren erster Buchstabe ihm bereits unverständlich sei. Nach dieser Erklärung bot sich jenes Mitglied auf das Bereitwilligste zum Dolmetscher an und las folgendes vor:

„Marseille, den .... Zwei Männer in reifen Jahren, Namens Xaver und Ypsilanti, erregen hier die

größte Aufmerksamkeit. Es sind sogenannte starke Männer oder equilibristische Künstler, die sowohl durch ihre Stärke, als durch ihre Gewandheit, das lebhafteste Erstaunen erregen. Die Geschichte dieser beiden Männer, deren Vorstellungen sehr besucht werden, ist außerordentlich. Xaver und Ypsilanti, aus Holland stammend, haben den ganzen griechischen Freiheitskrieg mit gemacht und sich auf die ruhmvollste Weise ausgezeichnet. Allein später hat ihnen das neue Vaterland, das sie sich wählten, nicht Wort gehalten, und sie haben den Boden, den sie mit ihrem Blute geröthet, um ihn frei zu machen, verlassen, um der eigenen Kraft zu vertrauen. Noch immer führen Beide die Namen, welche sie sich beilegten, als sie zuerst den Boden des alten Hellas betraten, aber jetzt wird eine nahe bevorstehende Katastrophe sie nöthigen, die Namen Xaver und Ypsilanti wieder mit ihrem ursprünglichen Familiennamen zu vertauschen. Beide Brüder stammen nämlich, wie bereits gemeldet, aus Holland und gehören einer weit verzweigten Familie an, deren Chef lange Jahre in Indien lebte und jetzt mit einem unermeßlichen Vermögen nach Europa zurückgekehrt sein soll. Der Name dieses Nabob ist Adrian —"

Herr Adrian hatte mit großer Spannung zugehört, aber kaum war der Name Adrian über die Lippen des Dolmetschers gegangen, als er aufsprang und, den eben empfangenen Wein in Stich lassend, mit lautem Fluchen und Toben sich entfernte.

Z.

Herr Adrian rannte durch das Thor, quer über den Markt mit dem unästhetischen Namen, den man in guter Gesellschaft — und meine Leser siud sogar eine sehr gute Gesellschaft — nicht gern ausspricht, und gelangte bis zur Steinstraße. Hier stieß er mit so großer Gewalt gegen einen Packträger, daß er an die Mauer des nächsten Hauses taumelte und Jener eine Kiste, die er auf der Schulter trug, zu Boden fallen ließ. Die Hamburger Arbeitsleute und Karrenschieber sind schon nicht höflich, wenn man ihnen Freundliches erweist, wenn man ihnen aber die Packete von der Schulter wirft, sind sie rasend. Der Gestoßene hob seine beiden gewichtigen Hände auf und — Adrian taumelte vor Schrecken zurück in das Fenster der nahen Barbierstube, so daß die Scheiben klirrend zu Boden fielen, und der Eigenthümer mit seinen Gesellen herausstürzte, und Schadenersatz forderte. Eine große Menge Menschen sammelte sich. Sie schrie, lachte, pfiff, lärmte und tobte. Adrian war außer sich. Er wußte nicht, was er thun sollte und vermochte kein Wort zu sagen, obgeich er mehrere Male ansetzte.

„Gott verdamm mi!" rief der Arbeitsmann. „Ick will Em woll kriegen! Ick bün Zacharias! Zacharias Adrian!"

„Halt!" rief der unglückliche Adrian, bis auf das Aeußerste erregt. Mit zitternder Hand riß er die wohlgefüllte Börse aus der Tasche, theilte den reichen In=

halt zwischen dem Barbier und dem Arbeitsmann, brach sich dann mit Anstrengung aller seiner Kräfte Bahn durch das Gedränge und flog die Straße entlang, insofern man in der Steinstraße durch alle Frachtwagen und Menschenknäuel fliegen kann. Die Gaffer lachten ihm nach, die Menge verlief sich, er war längst in Sicherheit, aber noch immer tönte das Geschrei: „Ick bün Zacharias Adrian! Kumm herut, wenn Du wat wullt! Ick bün Zacharias Adrian!" in seinen Ohren wieder. Endlich konnte er nicht mehr. Halb bewußtlos taumelte er in ein Haus und sank ohnmächtig zusammen.

Als Herr Adrian zur Besinnung kam, sah er sich zum großen Erstaunen in Beatens Stube. Er wußte nicht, daß er in das Haus getreten war, wo sie wohnte, daß sie von Carolinens Fenster aus — bei der sie zum Besuche war — ihn gesehen hatte, sogleich hinabeilte, und ihn hinaufschaffen ließ. Beider Frauen Pflege brachte ihn bald wieder zu sich. Das ABC war vorläufig beisammen, und auch an die Fortsetzung sollte es nicht fehlen, denn Daniel, nach welchem man geschickt, trat ein.

„Du bist so gut gegen mich," sagte Adrian schwach, „und ich bin mir gegen Dich so Vieles bewußt."

„Ich habe kein Gedächtniß für Kränkungen, die Du mir zufügst!" antwortete sie sanft.

„Ach, Beate," fuhr er fort und sah sie freundlich an. „Mein Gemüth ist weich geworden. Ich habe in den letzten Paar Tagen so Manches erlebt. — Es sieht

fast aus wie eine tolle Komödie und dann war doch so allerlei Wahres dabei. Die Summen, die man von mir begehrte, wuchsen immer bedrohlicher und wenn Alles gewiß und wahrhaftig wahr ist, werde ich wieder ein armer Mann sein."

„Das wäre mir recht lieb!" entgegnete Beate rasch, „denn als Du arm warst, warst Du auch sanft und mild; nur seit Du reich geworden —" Sie schwieg.

Adrian sah sie bewegt an: „Ja, mein gutes Kind, ich fühle, daß ich Dir Unrecht gethan habe. Nun, sei es denn. Möge ich arm sein oder nicht: diese Erkenntniß ist mir gekommen. Beate, liebe Beate, kannst Du vergeben?"

„Ich habe Dir längst vergeben!" sagte das weichherzige Mädchen und sank lautweinend an seine Brust.

Caroline, die bis dahin eine stumme Zeugin dieser Scene gewesen war, brach jetzt in ein jubelndes Applaudissement aus und Daniel rief gerade zum dritten Male Hurrah! als der Notar Hoffen eintrat und zu Carolinen sagte: „Herrlich gespielt! Herrlich arrangirt! Welcher Lohn wäre würdig genug, um —"

Caroline unterbrach ihn mit den Worten: „Das Verdienst belohnt sich in der Stille und schweigt." Sie legte den Finger auf den Mund und Hoffen sagte zu Adrian: „Mein lieber Freund, Sie haben eine Reise durch das Alphabet gemacht von A bis Z. Am Ziel dieser Reise werfen Sie vielleicht einen Blick auf den gemachten Weg zurück. Die ersten vier Buchstaben sind hier: Adrian, Beate, Caroline und Daniel. Jetzt kom-

men E, F, G die drei Briefe aus Stuttgart, Venedig und Königsberg, das kunstvolle Werk meines Schreibers, das H bin ich, I, der Spielwaarenfabrikant aus Nürnberg und K, der Bierschänker aus Fürth, sind zwei Kinder meiner Phantasie. Das L, nämlich Louise Wehrfritz, wurde durch Fräulein Caroline dargestellt, ihre Rangen aber M, N, O und P waren die Kinder des Theatermeisters; der sehr gelehrte Herr Quinctilius Quadratus, das Q war der komische Vater, und R und S, die hoffnungsvolle Firma „Sigmund und Rudolf", wurden durch unsere beiden Liebhaber repräsentirt. T, die Anzeige in den Nachrichten, habe ich hinein praktizirt, das U, Ulrich, war unser Bonvivant; nach V und W sind Sie selbst gelaufen, X und Y waren Nebelbilder eines Improvisators, und wenn Sie in Z nicht einen Theaterarbeiter erkannten, der Ihnen absichtlich in den Wurf kam, so liegt das in Ihrer Unbekanntschaft mit der Coulissenwelt."

Adrian hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört. Als der Notar schwieg, rief er aus: „Und Alles ist nicht wahr?"

„Keine Silbe. Diese Dame hat, ohne Vorwissen Beatens, Alles angestiftet und ich habe ihr treulich geholfen. Es galt Ihren Hochmuth, Ihre Untreue zu bestrafen und Sie zur Umkehr zu bewegen. Hoffentlich haben wir unsern Zweck erreicht."

„Und Beate wußte nichts? Und ich verliere nichts?"

„Keine Silbe wußte sie und keinen Schilling verlieren Sie, diejenigen für die zerbrochenen Fensterschei-

ben abgerechnet. Kein Adrian hat sich gemeldet, der letzte Termin ist abgelaufen und Sie bleiben im ungestörten Besitz."

Jetzt wandte sich Adrian an Beate: „Du willst mich also wieder freundlich aufnehmen und Alles vergessen?"

Sie nickte und nahm seine Hand.

„Willst mein Glück und meinen Reichthum mit mir theilen, und mein gutes Weib sein?"

„Ich will es!"

„Doktor!" rief Adrian fröhlich. „Bestellen Sie die Hochzeit! Sie meine schöne Dame, genehmigen meinen Dank. Beate soll Ihnen den kostbarsten Shawl bringen, der in Hamburg zu finden ist. Heute Abend versammeln sich alle freiwilligen und unfreiwilligen Darsteller unserer Komödie zu einer Collation in meiner Wohnung, und lachen wir dann herzlich über alle die tollen Streiche, die mir gespielt sind von

A bis Z.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.

